

DAS ARGUMENT 159

Editorial	623
Helga Königsdorf: Bolero	630
Gleichheit und Unterschied	
Frigga Haug	
Perspektiven eines sozialistischen Feminismus	635
Catherine Hoskyns	
Frauenpolitik in der Europäischen Gemeinschaft	651
Paola Piva und Chiara Ingrao	
Subjektivität der Frauen und gewerkschaftliche Macht	666
Dorothee Sölle	
Frauen in Nicaragua	672
* * *	
Karl-Heinz Götze: Jacques Lacan — der Meistertaschenspieler	678
Dénes Némedi: Subjekt, Rationalität und soziale Ordnung	694
Diskussion: Frauenkörper — Männerkörper (B.Connell, J.Rehmann)	703
Eurodiskussion: Die Linke und Westeuropa (M.Jäger, D.Albers)	712
Kongreßbericht: Internationale Feministische Buchmesse	716
Besprechungen: Französische Philosophie; Psychoanalytische Sprach- und Literaturtheorie; Musik und Politik; Erziehung; Lévi-Strauss; Wohnen; Staat und Gesundheit; Politische Ökologie	719
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	771

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth † (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (West-Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (West-Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Kuno Füssel (Münster), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (West-Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Jutta Held (Osnabrück), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (West-Berlin), Urs Jaeggi (West-Berlin), Baber Johansen (West-Berlin), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metzger (Bremen), Reinhard Opitz † (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Birgit Jansen, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Jo Rodejohann, Prof. Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Dr. Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Dr. Sigrid Pohl, Nora Räthzel

Geschäftsführung: Helga Karl

Argument-Verlag GmbH, Tegeler Straße 6, D-1000 Berlin 65,
Tel. 030/461 8049 (Verlag und Redaktion); 030/461 9061 (Vertrieb)

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Besprechungen

Philosophie

<i>Ferry, Luc, und Alain Renaut: La pensée 68. Essai sur l'anti-humanisme contemporain (P. Jehle)</i>	719
<i>Kammler, Clemens: Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werkes (S. Hesper)</i> ..	720
<i>Castoriadis, Cornelius: Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie (F. Lövenich)</i>	722
<i>Herkommer, Sebastian: Einführung Ideologie (K. Wingenfeld)</i>	723
<i>Hübner, Kurt: Die Wahrheit des Mythos (M. Weingarten)</i>	724
<i>Holenstein, Elmar: Menschliches Selbstverständnis. Ichbewußtsein, Intersubjektive Verantwortung, Interkulturelle Verständigung (Ch. Mürner)</i>	726

(Fortsetzung auf S.1X)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1986 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,80 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,80 DM. Jahresabo inkl. Versand 69,60 DM; Stud. etc. 55,80 DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig, 60 Anschläge) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postcheck Berlin West 5745-108, BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend. September/Oktober 1986. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorial

Von jetzt an wollen wir regelmäßig aus den Frauenbewegungen der Welt berichten. Wie *New Left Review* wollen wir Frauen zu Wort kommen lassen, die in den jeweiligen kapitalistischen, sozialistischen und in den Ländern der »Dritten Welt« selbst aktiv sind. Der Schwerpunkt liegt auf der Darstellung und Analyse der *Frauenbewegung*, weniger auf der Beschreibung der *Situation* der Frauen, was unser Projekt von den zahlreichen Berichten und Erzählungen über Frauen in verschiedenen Ländern unterscheidet. Die erste internationale sozialistisch-feministische Konferenz in Kopenhagen (im Oktober 1985) zeigte uns: Schon auf »bloß« europäischer Ebene sind die Unterschiede so groß, daß es gewaltiger Anstrengungen bedarf, eine europäische feministische Kraft zu werden — die Voraussetzung für eine Zusammenarbeit im Weltmaßstab, die mehr ist als ein bloßes Lippenbekenntnis. Denn ohne einen eigenen Standpunkt können wir keine Bündnisse eingehen.

Es ist unklar, was allen Frauen als Unterdrückung gemein ist. Dies zeigt sich etwa am Verhältnis von Rasse und Geschlecht, das derzeit die feministischen Debatten in Großbritannien strukturiert: Weiße Frauen werden des Rassismus bezichtigt. Barrett und McIntosh (*Feminist Review* 20, 1985) fordern sich und andere auf, ihre Theorien auf ethnozentrische Borniertheiten zu überprüfen. Weiße Feministinnen in den USA erkennen den Schwarz/Weiß-Konflikt auch als feministischen (vgl. Frauen: Erfahrungen, Mythen, Projekte, AS 133). In Südafrika gibt es weiße Frauen, die mit schwarzen Frauen gemeinsam gegen Apartheid kämpfen.

Wie können wir so voneinander lernen, daß wir nicht nur Eigenes im anderen wiedererkennen oder Fremdes aussondern? Können uns die im Rahmen des pluralen Marxismus geführten Debatten um ein blockfreies Europa nützen? Oder: Welche Befreiungsdiskussion kann feministische Dimensionen in die Weltpolitik im großen, in unsere Tagespolitik im kleinen und in den Zusammenhang beider bringen? Wie stellen sich heute die internationalen Möglichkeiten eines sozialistischen Projekts dar, das sich selbst nicht von einem Zentrum aus exportiert und trotzdem einen organischen Zusammenhang hat, um in eine sich vollendende Weltwirtschaft (Ingrao, *Das Argument* 154) überhaupt eingreifen zu können?

Frauen in Asien, Afrika und Lateinamerika haben sich kontinental zusammengeschlossen und schaffen gleichzeitig weltweite Foren, auf denen über Gleichheit und Unterschiede und gemeinsame Strategien nachgedacht wird (Weltfrauenkonferenz, internationale feministische Buchmessen, Fachtagungen usw.). Die eigenständigen Zusammenschlüsse von Frauen auf internationaler Ebene sind eine erste Voraussetzung, um Ungleichheit und Unvergleichbarkeit der sozio-ökonomischen Bedingungen in den verschiedenen Ländern zum Thema zu machen. Für die großen Probleme und ihren Zusammenhang steht eine theoretische und politische Bearbeitung allerdings noch aus: Die Gesellschaftsformationen, die Marx im Nacheinander dachte, existieren nebeneinander. Zum inneren Klassengegensatz der kapitalistischen Gesellschaften ist

der äußere Gegensatz der Systeme getreten, zu Klasse und Rasse als Kampfbe-
griff das Geschlecht. Zum Gegensatz der Systeme ist der zwischen armen und
reichen Ländern hinzugekommen, der Nord-Süd-Konflikt, der zugleich als
»Rassen«-Gegensatz verschiedener ethnischer Gruppen artikuliert und gelebt
wird. Dieser äußere Gegensatz wirkt als innerer Gegensatz in den Ländern, in
denen farbige Minderheiten leben. Wir erinnern uns noch an die Kämpfe der
Black-Power-Bewegung in den USA. Eine Symbol-Figur dieser Kämpfe, An-
gela Davis, schreibt in »Rassismus und Sexismus« (1984) die Geschichte der
schwarzen Bürgerrechtsbewegung und die der schwarzen und weißen Femini-
stinnen in den USA. Ihr Fazit: Der Rassismus der weißen Feministinnen war
größer als ihre »sisterhood«.

Glauben wir den Berichten über die internationalen Konferenzen, so zieht
sich der Gegensatz zwischen »weißen« und »schwarzen« Frauen als schmerzli-
cher Riß durch alle Diskussionen. Kein Gegensatz scheint so viel Zorn, Enttä-
schung und Verzweiflung hervorzurufen — und so viel Unverständnis bei den
»Angeklagten«. Die Auseinandersetzungen gehen darum, daß weiße Femini-
stinnen Fehler wiederholen, die die sozialistische Bewegung vorgeführt hat:
Die eigenen Ziele werden für die einzig möglichen gehalten, die Kämpfe der
Frauen aus der »Dritten Welt« werden als ein Weg zu den Zielen begriffen, die
Frau selbst schon erreicht hat. Andere weiße Feministinnen sind gerade von der
»Andersartigkeit« der farbigen Frauen fasziniert. Kämpfen z.B. arabische
Frauen gegen den Schleier, so werfen sie ihnen vor, sich zu sehr an westlichen
Idealen zu orientieren. Daß der Gegensatz zwischen armen und reichen Frauen
zugleich als ein Gegensatz zwischen farbigen und weißen Frauen gelebt wird,
mag ein Grund für die Schärfe des Konflikts sein.

Die feministischen Kämpfe und Diskussionen in den verschiedenen Teilen
der Welt überhaupt erst einmal zur Kenntnis zu nehmen, scheint uns eine Mög-
lichkeit, das Fragen neu zu lernen, und zwar sowohl in bezug auf die anderswo
entwickelten feministischen und feministisch-sozialistischen Befreiungsstrate-
gien, als auch in bezug auf die im eigenen Land unbekannt und ungenann-
ten Probleme. Daher veröffentlichen wir die erweiterten Analysen über die
Frauenbewegungen in der Reihe *Internationale Sozialismus-Diskussion*, in der
es um die »Weiterentwicklung der Wissenschaften (und) eine ständige Erneue-
rung der Denkmittel der marxistischen Theorie« geht. In diese Prozesse wollen
wir feministisch intervenieren.

Zum vorliegenden Heft

Wir beginnen unser Internationalismus-Projekt mit einem Thema, das in den
Frauenbewegungen der verschiedenen Länder intensiv diskutiert wird: Gleich-
stellung und/oder Befreiung. Im Unterschied zur Arbeiterbewegung, die heute
mit einigen Organisationen fest im Staat verankert ist und dort für Gleichheit
streitet, zeigen sich die Frauenbewegungen zweipolig: Zum einen kämpfen sie
für Chancengleichheit vor dem Gesetz (vgl. Catherine Hoskyns), andererseits
finden wir ein Beharren auf dem Unterschied, der Differenz, der Andersartig-
keit. Damit herrschaftsfreie Ungleichheit sich überhaupt realisieren kann,

brauchen wir eine Gleichheit, die alle umfaßt. Insofern können die Beiträge um die »Andersartigkeit der Frauen« auch als Diskussion um eine andere Gesellschaft gelesen werden. Was sich theoretisch als unterschiedliche bis gegensätzliche Fassungen der Frauenunterdrückung herauskristallisiert, darf — das zeigen die vorliegenden Beiträge — in den *politischen* Strategien nicht in ein blockierendes Gegeneinander übersetzt werden. Wir brauchen die Hier-und-Jetzt-Forderungen und die utopischen Entwürfe: Ihren Zusammenhang zu studieren würde unsere Politik eingreifender und einiger machen (vgl. Frigga Haug und Chiara Ingrao/Paola Piva).

Dorothee Sölles Gespräche mit nicaraguanischen Frauen zeigen deren Alltag zwischen Bedrohungen durch die Contra und den Hoffnungen auf ein selbstbestimmtes Leben. Auch wenn alte Arbeitsteilungen noch weitgehend erhalten sind, ist das Selbstbewußtsein der Frauen gestiegen, haben sich ihre Handlungsräume u.a. durch selbstinitiierte und staatlich unterstützte Projekte erweitert.

Mit der Reihe *Frauenformen* hatten wir Frauen eine Tradition dieser Zeit-schrift weitergeführt, die viele — auch wenn sie sonst kaum etwas über *Das Argument* wissen — mit ihr verbinden. Aber allgemein war das Thema *Sexualität und Herrschaft* schon lange nicht mehr aufgegriffen worden. Kritische Theorie und Psychoanalyse gaben den Rahmen ab, in dem die »Emanzipation der Frau« begriffen wurde. Vorworte und Einleitungen — überwiegend von Männern geschrieben — beschäftigten sich mit »der Frau«. Ein Nachlesen empfiehlt sich (*Argument* 22, 23, 24 und Studienheft 36), auch um die im *Argument* 157 (»Männlichkeiten«) begonnene neue Debatte in ihrer Andersartigkeit zu verstehen. Die Frauenforschung ist große Schritte vorangekommen, sie hat sich — wenn auch nicht nur zu ihrem Vorteil — an den Universitäten etablieren können; aus dem Singular »Frau« ist ein vielstimmiges politisches Subjekt geworden. Der Aufsatz von Herrgott (»Das Innerste ist das Äußerste«) in Heft 157 hat die Diskussion um Sexualität und Herrschaft unmittelbar auf die Geschlechterverhältnisse verschoben. In Heft 158 antwortete Kornelia Hauser aus der Frauenredaktion, im vorliegenden Heft äußert sich Jan Rehmann. Neuartig an diesen Repliken ist, daß jedes Geschlecht zunächst über sich selbst schreibt. Eine produktive Unsicherheit über das jeweils »andere« macht es vielleicht möglich, mit weniger Vorurteilen und Spekulationen tatsächlich etwas über *Geschlechterverhältnisse* erfahren und begreifen zu können. Schon die Verschiedenheit der beiden Diskussionsbeiträge gibt Anlaß für diese Hoffnung. Wir möchten zu weiteren Beiträgen ermutigen!

In der Literaturrepublik stellen wir diesmal Helga Königsdorf vor. Sie schreibt über sich selbst: »Ich unterzog mich willig sämtlichen Frauenförderungsmaßnahmen, erwarb fast alle 'Abzeichen für gutes Wissen' und leistete meinen Beitrag zur Reproduktion der DDR-Bevölkerung.« Helga Königsdorf studierte Physik und Mathematik, sie lebt in Ostberlin. Uns gefällt an ihr, daß sie die Geschlechterverhältnisse *überall* zu entziffern versucht: in der gesellschaftlichen Arbeit, in kulturellen Dimensionen, in der Politik, in Liebe und Sexualität. Wir hoffen, daß sie mehr Leserinnen und Leser findet. Ihre Texte sind zu meist scharf und prägnant im Detail, sie wertet nicht, sie beschreibt, faßt zu-

sammen, überläßt den Lesenden das Denken. Die Nähe von distanzierten, kühlen und überraschend »irrationalen« Handlungen ihrer Protagonistinnen hat viel von einem »ironischen Feminismus«, den zu lesen und verbreiten sich lohnt.

Wieder haben wir keine bundesrepublikanische Schriftstellerin gefunden, die wir gerne veröffentlicht hätten. Hier brauchen wir dringend Anregungen von unseren Leserinnen: Schickt uns sozialistisch-feministische Literatur, die Euch gefallen hat, und/oder eigene Arbeiten, die noch ein Schubladendasein führen.

Die Frauenredaktion

Die Linke und Westeuropa — die Diskussionsbeiträge von Jäger und Albers zeigen, wie kontrovers diese Frage auch im Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift ist und dabei wie ungeklärt. Wir halten sie für wichtig genug, um eine Diskussion zu beginnen, für die die Kontroverse in diesem Heft nur der Auftakt sein kann. Was vergrößert als Sozialdemokratisierung der italienischen Kommunistischen Partei beschrieben worden ist, war die entschiedene Orientierung auf dem jüngsten Parteitag der IKP, sich in eine zu bildende *Eurolinke* zu integrieren. Unter demselben Titel versammelte sich vor kurzem auf Anregung der Zeitschrift *Politique aujourd'hui* in Lyon ein Kongreß sozialistischer und kommunistischer Parteivertreter und marxistischer Intellektueller. Man war sich einig über die Notwendigkeit, das Projekt, die Medien und die politische Kultur einer Eurolinken auszubilden. Wie diese Formation ihren Weg bestimmt zwischen den Supermächten und der »Dritten Welt«, oder ob sie in die Falle eines Europaprojekts des Kapitals geht, das eine dritte Supermacht bilden will, wie Michael Jäger sieht — das und viele angrenzende Fragen sollen bei dieser *Eurodiskussion* behandelt werden. Sozialistische Feministinnen ihrerseits organisieren bereits die zweite Konferenz in westeuropäischem Maßstab. Das Spezifische ist allerdings, daß hier Organisierte die Ausnahme sind, und die Frage einer möglichen Zusammenarbeit mit der sich herausbildenden männlichen Eurolinken ist noch offen.

WFH

Zum »Asylantenproblem«

Es ist wohl unmöglich, über Internationalismus zu schreiben, ohne die groß angelegte Kampagne gegen Flüchtlinge zu bedenken, die z.Zt. in der BRD im Gange ist. Hier geht es um die Frage des Internationalismus *innerhalb* der eigenen Grenzen. Vielleicht haben die bundesdeutschen Rechten von den Franzosen und Engländern gelernt, daß Rassismus Wasser auf die Mühlen ihrer Politik ist. Hinzu kommt noch die Möglichkeit, angesichts der Friedensoffensive Gorbatschows mit neuer antisozialistischer Munition zu kontern, indem behauptet wird, die DDR lasse Flüchtlinge einreisen, um die BRD zu destabilisieren. Lediglich ein Drittel der Flüchtlinge kommt über Berlin.

Die Kampagne läuft nach dem Muster ab, das Stuart Hall im *Argument* 134 für England beschrieb: Als Problem erscheint nicht die europäische Kolonial- und Neokolonialpolitik und deren Folgen, auch nicht die Unterstützung diktatorischer Regime und Waffenlieferungen in Kriegszonen von seiten der reichen

Länder; als Problem erscheint nicht der Rassismus in den Industrieländern, das Problem sind die »Asylbewerber« oder »Wirtschaftsflüchtlinge«, besonders ihre *Zahl*. So hieß die entsprechende »pro und contra«-Sendung: »Können wir noch mehr Asylanten verkraften?« Alle, auch die Gegner der »Asylanten«-hatz, mußten sich in diesem Rahmen bewegen. Für die Diskussion der Logik dieser Frage war kein Platz. (Nicht nur wird die Zahl als Problem unterstellt, das »Noch mehr« suggeriert, es seien schon »zu viel«.) Der »pro«-Sprecher, Leiter des Projekts Cap Anamur, mußte sich dem Zahlenspiel fügen und stellte den 360 000 heute in der BRD lebenden Flüchtlingen die zwölf Millionen gegenüber, die nach dem Zweiten Weltkrieg im kriegszerstörten Westdeutschland aufgenommen wurden. Einen Grund für diesen Widerspruch nannte er ebenfalls: In einem bayerischen Dorf hatten aufgebrachte Bürger verlangt, statt der ghanaischen Flüchtlinge weiße zu bekommen. Der Tauschhandel wurde durchgeführt.

Die Forderung nach Änderung des Grundgesetzes tarnt sich als Kampf gegen Schlepper und Kriminelle, *für* die »wahren« politischen Flüchtlinge. Aber heute zählen in der BRD nicht einmal mehr im Bürgerkrieg Verfolgte und Gefolterte zu den politischen Flüchtlingen. Der Gefolterte muß beweisen, daß seine Folterer politische Motive hatten, als sie ihm die Rippen brachen oder die Zigaretten auf ihm ausdrückten. Die angebliche Großzügigkeit unserer Gesetze wird von der Genfer Flüchtlingskonvention, von 150 Staaten, einschließlich der BRD unterzeichnet, weit in den Schatten gestellt: Danach darf niemand »in einen Staat abgeschoben werden, in dem sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugungen bedroht ist.« Vier von fünf Flüchtlingen erhalten in der BRD kein Asyl. Nur die Genfer Flüchtlingskonvention rettet sie vor der Ausweisung. Die Änderung des Grundgesetzes hat nicht das Ziel, »Platz zu machen« für »wirkliche« Flüchtlinge. Sie würde vielmehr verhindern, daß Flüchtlinge überhaupt die BRD-Grenzen passieren, ohne daß je geprüft werden müßte, ob sie »berechtig« oder »unberechtig« Asyl fordern.

Eine Politik der Linken, gar der Frauenbewegung zum Asylrecht gibt es nicht. Es gibt Empörung und Entrüstung, und es gibt ein peinliches, erschreckendes Schweigen, wenn es um Alternativen geht. Einige Sätze im Parteiprogramm genügen nicht, seien sie noch so radikal. Nötig ist eine Politik gegen Rassismus und Ethnozentrismus, eine Kultur des Internationalismus im »eigenen« Land. Unsere Hilflosigkeit und unser Schweigen befördern Rechtswende und Rassismus, *nicht* die Zahl der Flüchtlinge und Migranten. N.R.

Verlagsmitteilungen

Der Peruaner *Juan Carlos Mariátegui* (1894-1930), den man den »ersten Marxisten« Lateinamerikas genannt hatte, gewinnt nun auch Bedeutung für den europäischen Marxismus — die letzten West-Berliner Volksunis und der Hamburger Kongreß »Kultur und Politik bei Gramsci und Mariátegui« Anfang Oktober markieren Etappen in der Aneignung seines Werks. Als politischer Führer der sich formierenden revolutionären Volksbewegung und als Theoretiker der sozialen Realität Lateinamerikas (aber auch des italienischen Faschismus) widersetzte er sich einer Übertragung des bolschewistischen Modells auf die lateinamerikanische Wirklichkeit und trat für einen Sozialismus ein, der sich an den Volksbewegungen als deren lebendiger Ausdruck bildet. Dies, und die Originalität und weltumfassende Perspektive seines Denkens machen ihn zum Gramsci Lateinamerikas. — In Zusammenarbeit mit der *Edition Exodus* (Freiburg/Schweiz) machen wir Mariáteguis Hauptwerk *Sieben Versuche, die peruanische Wirklichkeit zu verstehen* auf deutsch zugänglich. Es eröffnete erstmals eine explizit marxistische Perspektive zur Erklärung der lateinamerikanischen Wirklichkeit und sucht den Marxismus in die kulturellen Traditionen, vor allem der Indios, einzupflanzen. Diese Ausgabe, von *Kuno Füssel* herausgegeben und von *W.F. Haug* mit einem Nachwort versehen, öffnet der Rezeption Mariáteguis die Tür.

Wie hängen die stalinistischen Leiden mit dem Marxismus-Leninismus zusammen? Die offiziellen Lehrbücher schweigen sich darüber aus. *Georges Labica*, der Herausgeber des »Kritischen Wörterbuchs des Marxismus«, rekonstruiert in seinem neuen Buch *Der Marxismus-Leninismus. Elemente einer Kritik* die philosophischen und politischen Kämpfe, aus denen der Marxismus-Leninismus als staatlicher Offizialdiskurs hervorging. Labicas Analyse der historischen Konstellation von Philosophie, Wissenschaft, Partei und Staat, die ihn als geschlossenes Lehrgebäude aufrechterhält, liefert einen Schlüssel für das Verständnis heutiger innermarxistischer Kontroversen. Ein Stück Anwendung des Marxismus auf sich selbst.

Der Widerspenstigen Lähmung. Kritische Psychologie der Frauen Bd. 2 (AS 130), hrsg. v. *Frigga Haug* und *Kornelia Hauser*, setzt die Versuche im AS 117 *Subjekt Frau* fort, die Kritische Psychologie für Frauenforschung nutzbar zu machen, mit Bereichsstudien zu weiblicher Lebensplanung, Krankheiten, Sprechen und Widerspruchsverhalten. Als roter Faden zieht sich durch alle Beiträge die Frage der Politikfähigkeit, dem politischen Eingriff, dem individuellen Verhältnis der Frauen zur Regelung der Gesellschaft — Schlüsselfrage für die Aufhebung der Frauenunterdrückung wie für die Vermenschlichung der Gesellschaft überhaupt.

Mit dem *Friedensforum 2: Kultur und Krieg* (SH 67) übernehmen wir die *Friedenshefte des CVJM Hamburg* in die Reihe der *Argument-Studienhefte*. Über die Rolle der Kultur beim Vorbereiten von Krieg und Kriegsdenken schreiben Volker Braun (»Militaria«), Dorothee Söle (»Als Challenger zerplatze«), Wolf Donner (»Hollywood macht mobil«), V. Schmidt-Linsenhoff (»Käthe Kollwitz' Friedenspropaganda«), B. Gleim (»Erzählungen vom kommenden Krieg«) und Theodor Ebert (»Gewaltfreier Widerstand«); dazu Berichte und Rezensionen.

Noch ein neues Studienheft: *Upton Sinclair — zwischen Pop, zweiter Kultur und herrschender Ideologie* (SH 65). *Dieter Herms* stellt den einzigen Sozialisten von Format unter den Literaten der USA vor, den Autor von 90 Romanen und Sachbüchern, von Essays, Manifesten und Pamphleten. Der Bogen spannt sich von den frühen Groschenromanen über den Bestseller »The Jungle«, den Sacco-und-Vanzetti-Roman »Boston« bis zu dem Buch über den Spanischen Bürgerkrieg, »No Pasaran«. Das sozialistische Programm des Gouverneurskandidaten Sinclair wird ebenso beleuchtet wie seine anti-kommunistische Position nach dem Zweiten Weltkrieg.

Heinrich Heine und das 19. Jahrhundert — Signaturen (AS 124): im Mittelpunkt von Band 12 der Reihe *Literatur im historischen Prozeß* stehen die bisher vernachlässigten Texte zu Heines »Salon III« — Produkte einer Wendezeit, die uns vielleicht deshalb heute so nahe stehen wie noch vor zehn Jahren das Aufbruchspathos des »Wintermärchens«. Dazu Studien über Heines Verhältnis zu Wagner und Nietzsche. Herausgeber ist *Rolf Hoffeld*. Autoren u.a.: Michel Espagne, Reinhold Grimm, Jost Hermand, Jean-Pierre Lefebvre, J. Christoph Trilse.

Zuguterletzt ein Jubiläum: GULLIVER wird zehn Jahre alt. *Gulliver 20: Anglistik heute — Einsichten, Aussichten* (AS 145), herausgegeben von *Bernd-Peter Lange* und *Reiner Lehberger*, zieht Bilanz: Wie sieht die Anglistik nach den »Reformen« aus? Wie verhalten sich die »alternativen« Studiengänge zu den produktiven Möglichkeiten einer kritischen Anglistik? Beiträge zur Geschichte des Fachs, zu Cultural Studies, neuen sozialen Bewegungen, Black Studies, materialistischer Literaturwissenschaft und zu Nordirland. — Wir gratulieren an dieser Stelle und wünschen den GULLIVERs Erfolg für die nächsten zehn Jahre.

T.L.

**Erklärung des Bundes der Religiösen Sozialisten, Gruppe Berlin-West,
zur Ermordung des Staatsbürgers der Bundesrepublik Deutschland,
Bernd Koberstein, durch die Contra-Truppen der USA**

(...) Wir verlangen von der Regierung der Bundesrepublik Deutschland eine grundlegende Kurskorrektur ihrer Nicaragua-Politik.

Wir verlangen von der Regierung der Bundesrepublik Deutschland als dem wichtigsten und mächtigsten Verbündeten der USA in Europa, solche wirtschaftlichen und politischen Mittel anzuwenden, die geeignet sind, die USA zum sofortigen Stop jeder Art von Contra-Terror zu bewegen und zur sofortigen Beendigung ihrer Blockade des Contadora-Friedensprozesses zu veranlassen. (...)

Wir verlangen von der Bundesregierung eine ihrer Wirtschaftskraft angemessene, in der EG abgestimmte, wirksame Entwicklungshilfe für Nicaragua und die sofortige Auszahlung des vor Jahren bewilligten 48-Mio-DM-Kredites.

Wir verlangen von der Bundesregierung, statt politisch die Erfolgsaussichten des Contra-Terrors zu unterstützen, abgestimmt mit den anderen betroffenen westeuropäischen Ländern, das Leben der ausländischen Entwicklungshelfer auf die einzig wirksame Weise zu schützen, indem sie mit geeigneten Maßnahmen den amerikanischen Präsidenten dazu veranlaßt, seinen Contras derartige Überfälle auf und Morde an Bürgern befreundeter Staaten zu verbieten.

Wir verlangen von der Bundesregierung, sich aktiv für das Selbstbestimmungsrecht und den Frieden in Nicaragua und Zentralamerika durch eigene, von der US-Regierung unabhängige phantasievolle Initiativen einzusetzen ...

Helga Königsdorf

Bolero*

Nein, ich weiß wirklich nicht, warum ich es getan habe. Eigentlich war überhaupt nichts Besonderes an ihm.

In jener Sitzung wurde ein Referat verlesen, dem man auch ohne böswilligen Scharfsinn die verschiedenen Zuarbeiter anmerkte. So ließ sich der Redner erst über den zurückliegenden Volkswirtschaftsplan aus, dann über den gegenwärtigen Volkswirtschaftsplan und schließlich über den bevorstehenden Volkswirtschaftsplan. Die langatmigen grundsätzlichen Bemerkungen und Schlußfolgerungen, die die jeweiligen Volkswirtschaftspläne begleiteten, unterschieden sich lediglich durch die ungleiche Sprachgewalt ihrer Schöpfer. Es muß etwa gegen Mitte des laufenden Volkswirtschaftsplans gewesen sein, als mir die Blutwurststulle in meiner Tasche in den Sinn kam. Und zwar derart eindringlich, daß in mir der Nahrungsreflex und das im Prozeß meiner Persönlichkeitsentwicklung herausgebildete Normverhalten kollidierten. Mein weiteres Konzentrationsvermögen unterlag hoffnungslos der Zwangsvorstellung, während eines grundlegenden Referates in eine Blutwurststulle beißen zu müssen. Solchermaßen verwirrt, blieben meine Augen zum ersten Mal an ihm haften. Vielleicht, weil er weiter unablässig, auch später gegen Ende des kommenden Volkswirtschaftsplanes, aufmerksam und gewissenhaft in ein schwarzes Heft schrieb. Wie ich so zu ihm hinschaute, sah er hoch, wollte wieder seine Augen abwenden und konnte es nicht. Wenn mir in diesem Moment prophezeit worden wäre, daß er in meinem Leben oder, besser, ich einmal in seinem Leben so unerhört bedeutsam werden würde, ich hätte nur gelacht. Denn, wie ich schon sagte, es war nichts, aber auch gar nichts Besonderes an ihm.

Er war in jenem Alter, in dem die Männer über die Intensivierung ihres Lebens nachdenken. Als er sich mir während der Pause in den Weg baute, seine dicke Brille zurechtrückte und über sein schütteres Haar strich, überkam mich die alberne Vorstellung von einer magenkranken Dogge. Dabei waren es aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dieser müde und verbrauchte Zug in seinem Gesicht und die Narbe, die seine linke Hand verunstaltete, die mein historisch verbildetes weibliches Mitgefühl mobilisierten. So verblieb meine Blutwurststulle, trotz aller Aufregung, die sie in meinem Nervensystem erzeugt hatte, in der Tasche, und ich gestattete ihm den Erfolg, mich zum Kaffeetrinken geführt zu haben.

Ihn aber beeindruckte dieses Erlebnis derart, daß er mir unsagbar beflügelter erschien, als dies der nackten Wahrheit entsprach. Ich hatte in jenen Tagen so selten etwas vor. Ich hätte aus Langeweile dem Teufel Gefolgschaft geleistet. Warum sollte ich also nicht mit einem angegrauten, lüsternen, dicken Mann ein kleines abgelegenes Restaurant aufsuchen.

* Aus: Helga Königsdorf: Meine ungehörigen Träume. Geschichten. Edition Neue Texte, Aufbau Verlag, Berlin/DDR, 4. Aufl. 1984 (1978)

Das Zigeunersteak — meine Blutwurststulle verfütterte ich am anderen Morgen vom Balkon aus an die Möwen — und der rote Wein waren seine Wahl. Ich bevorzugte damals eigentlich lieblichen Weißen, er aber sagte, der echte Kenner zeige sich am Rotwein. Ich dachte wieder darüber nach, ob er magenkrank sei.

In unserer Unterhaltung gab es nichts, dessen man sich erinnern mußte. Aber man sollte unserer Mittelmäßigkeit die vielen abgesehenen Stunden zugute halten und die tatsächlich widrige Gesprächssituation: keine verbindenden Erinnerungen, kaum gemeinsame Bekanntschaften, noch undeutlich verbotene Zonen in unseren separaten Welten. So brachten mir zwar seine Berichte über das Verheiraten einer Tochter mittelbar Aufschlüsse über seine familiäre Gegenwart, aber eigentlich konnte sie mir einschließlich seiner genaueren ehelichen Umstände absolut gleichgültig sein.

Wieso beglich ich, als er kurz hinausgegangen war, die Rechnung? Ich glaube, da lag bereits ein entscheidender Fehler. Mir war irgendwie wohl dabei, war ich ihm doch nun zu nichts verpflichtet. Aber es steckte nichts weiter dahinter als eine gründliche Fehlinterpretation der Gleichberechtigung, zumal mir meine Blutwurststulle sicherlich besser geschmeckt hätte als dieses zähe Zigeunersteak und ich den roten Wein nicht mochte. Auf jeden Fall stellte ich damals, als ich den Kellner heranwinkte, eine Weiche in unserer weiteren Rollenverteilung, denn man denke bloß nicht, ein Verhältnis wie unseres erfordere keine innere Ordnung.

Schlamperei oder umwälzender Elan sind hier noch weniger am Platz als bei anderen in das Fundament der Gesellschaft eingelassenen Verbindungen.

Wir sind dann später nie wieder in ein Restaurant gegangen, sondern er besuchte mich in meiner kleinen Wohnung in der zwölften Etage des Hochhauses, an dem die Balkone wie Bienenwaben kleben.

Die Liebe mit ihm war nicht sonderlich erfreulich. Er kam ohne weitere Einleitung über mich und beschäftigte sich an mir mit sich. Hinter der Sinnlichkeit der Frauen mutmaßte er Tonnenideologie, und folglich bemaß er die Kultur seiner Liebeshandlung in deren Quantität. Trotzdem wäre ihm die Offenbarung meines Empfindens wohl nicht als Niederlage nahegegangen, denn durch Statistiken aufgeklärt, schätzte er den Prozentsatz der frigiden Frauen im Abendland auf sechsundneunzig. Welche richtige Frau aber würde nicht ihren Ehrgeiz dareinsetzen, zu den verbleibenden vier Prozent gezählt zu werden. Außerdem war allen Gedankengängen vorzubeugen, die in der Frage endeten: »Warum ich eigentlich ...?«

Während ich also für seine Befriedigung schwer atmete und leise stöhnte, dachte ich daran, daß das blaue Sommerkleid zur Reinigung müsse. Ich legte seine Hand mit der Narbe zwischen meine Schenkel, doch er begriff nichts. Vielmehr registrierte er mit Staunen die ihm neu erschaffenen Fähigkeiten zur Lust, überließ sich gänzlich dem passiven Genießen, so daß in der Zukunft ich über ihn kommen mußte, was meinem natürlichen Empfinden zuwiderlief.

Vielleicht hätte ich es nicht getan, wenn ich bedacht hätte, daß er so schreien würde. Aber das konnte ich wirklich nicht ahnen, denn er war der ruhigste Mensch, den ich gekannt habe.

Danach übermannte ihn meist die Müdigkeit, und er fiel in einen kurzen tiefen Schlaf, während ich einer kleinen Mahlzeit die letzte Würze verabreichte. Ich wußte bald um seine Neigung zu herausgeputzten Speisen mit überraschenden Nuancen und fremdartigen Namen und kredenzte ihm den Pepsinwein vor der Suppe. Vielleicht kam er anfangs mehr wegen der Liebe und später mehr wegen des Essens.

Ich machte mir nichts aus diesen Essen, denn mir war damals oft übel. Wissen überbrückt nicht immer die Abgründe unserer Furcht, und so quälte mich eine abergläubische Scheu vor der Pille. Dieser Eingriff in das feine Zusammenspiel jener Kräfte, die die Lebensprozesse steuern, schien mir grob und unzulässig. Unnachweisbar, und eben darum unheimlich, würde sich die Struktur meines Seins ändern. War ich dann noch ich?

Abwegig verstaubte Anwendung einer Frau mit im übrigen durchaus moderner Weltanschauung!

Er machte sich Sorgen! Und ich müsse ihm schon erlauben, daß er sich Sorgen um mich mache. Derart beschämt, schluckte ich die Pille und konnte mich nur schlecht daran gewöhnen. Obwohl mein Arzt mir wissenschaftlich nachwies, diese anhaltende Übelkeit könne nur eine Folge psychischer Verkrampftheit sein, war mir doch ganz real schlecht. Ich sprach nicht länger darüber, schließlich nehmen so viele Frauen die Pille.

Im Winter rochen seine Anzüge nach abgestandener Rauchluft, und ich hängte sie manchmal auf den Balkon. Im Sommer kam er meist verschwitzt, und mich begann der Geruch seines Körpers zu stören.

In unserer späteren Zeit ist er oft müde gewesen. Ich drängte ihn nie. Es war mir einerlei. Wir hätten auch gleich mit dem Essen beginnen können.

Er führte ein einwandfreies Familienleben, in dem ich keinen Platz hatte, nicht einmal als entfernte Kollegin. Ich stimmte dem unbedingt zu. Nüchtern gesehen: Scherereien hätte es nicht verlohnt. Ein Geheimnis war auch eine Waffe. Eine Waffe gegen das unerhörte Gefühl der Verlassenheit, das mich damals wie ein wieder- und wiederkehrender Angsttraum bedrängte. Ein Spannungselement, und hing auch noch so viel Selbstironie daran. Ein Kontrast im Gleichklang meiner Tage.

Nur einmal, ein einziges Mal, habe ich bei ihm angerufen. Das war nach jener Sitzung, die acht Stunden gedauert hatte und in der ich als allerletzte zu Wort kam. Ich sprach und sprach, und keiner hörte mich. Ich sprach nicht nur, um gesprochen zu haben, ich hatte tatsächlich etwas zu sagen. Ich redete mich in Eifer, ich beteuerte, ich gestikuliere, ich beschwor. Und die einen packten schon ihre Taschen, andere sahen mißmutig auf die Uhr, noch andere hatten den Wechsel des Redners gar nicht bemerkt. Danach brauchte ich einfach irgendeinen Menschen. Ich suchte den Zettel mit seiner Telefonnummer, den er mir in Anfangsgröblichkeit gegeben hatte. Ich wählte die ersten drei Nummern. Hier schaltete sich das Tonband ein: »Kein Anschluß unter dieser Nummer.« Ich versuchte es ein weiteres Mal. Das gleiche. Im Telefonbuch war er nicht eingetragen. Ich vergaß später, ihn danach zu fragen. Ich hätte sowieso nicht wieder angerufen.

Ich arbeitete viel und zuverlässig, damals. Ich ließ mir dieses und jenes auf-

bürden, das nicht mein Amt gewesen wäre. Ich war häufig erschöpft. Die Menschen sahen mich freundlich und hastig an. Wie schwer ist es doch, ein bißchen Glücksbedürfnis zu ersticken.

Er kam zu mir, wann es ihm paßte, und manchmal dachte ich: Dieses Mal war das letzte Mal, ich will nicht mehr. Es war und blieb eine verfehlete Sache. Aber wenn ich wochenlang nichts von ihm hörte, wuchs in mir der Ärger, und wenn er dann anrief, war ich erleichtert, daß ich mich nicht mehr zu ärgern brauchte, und da ich gerade nichts anderes vorhatte, kaufte ich ein und bereitete das Essen vor. Manchmal ging ich auch schnell noch zum Friseur. Und wenn er kam, erzählte ich ihm die letzten Witze und zog die Vorhänge zu, obwohl nur der Himmel ins Fenster sah. Er protestierte, aber die Vorstellung, er würde mein Gesicht dabei belauern, war mir außerordentlich unangenehm. Danach schlief er etwas, ich deckte den Tisch, schmückte ihn mit bunten Servietten und Gräsern in einer schmalen Vase, und der Klang von Ravels »Bolero« in Stereo erfüllte anschwellend den Raum.

Wenn er gegangen war, räumte ich die Wohnung auf, badete und saß lange gedankenlos an der geöffneten Balkontür.

Nein, wie ich es auch wende, da war kein Grund, es zu tun. Er hat mich immer gefragt, ob er kommen dürfe, und ich hätte nur »nein« zu sagen brauchen. Er wäre sicher recht verwundert gewesen und dann natürlich gekränkt. Hätte ich doch wenigstens ein einziges Mal, wenn er anrief, etwas vorgehabt, vielleicht wäre alles nicht passiert.

Seine Frau erwies sich als eine Enttäuschung.

Ich war vollkommen frei von Skrupeln. Das entsprang nicht so sehr einem Defekt meines Charakters als der Überzeugung, daß die Rechnung sehr zu meinen Gunsten stand, denn ich gab ihm doch ein bißchen Freude, und Freude, gegeben, strahlt im Abglanz weiter.

Ich sah sie bei einem Theaterbesuch. Es war reiner Zufall. Nicht etwa, daß ich ein attraktives Überweib erwartet hätte, aber ein derartig geringes Angebot an Persönlichkeit war niederdrückend. Es ist nicht zu verstehen, doch ich fühlte mich unbeschreiblich gedemütigt. Dagegen hat mich sein Erschrecken, sein »Vorbeiseh-Manöver« und seine spätere Beteuerung, er habe mich tatsächlich nicht bemerkt, eher belustigt.

Auch meine Beichte über jene mißglückte Ansprache belustigte uns sehr. Wir genossen das Spiel der kleinen absichtlichen Entstellungen, der riesenhaften Übertreibungen von Winzigkeiten, und ich wuchs zur tragischen Heldin einer amüsanten Posse. Meine Vorschläge und Ideen nahm er wohlthuend ernst. Er setzte sich rückhaltlos ein. Wo mich noch Skepsis hemmte, wirkte bereits der Hebel seiner Tatkraft. Als man ihm die Medaille für ausgezeichnete Leistungen an die Brust heftete, war auch ich stolz. Natürlich konnte er unmöglich sagen, daß ich ihm die Sache in meiner kleinen Wohnung im zwölften Stock erklärt hatte.

Ohne Zweifel ist es jetzt, nachdem das alles passiert ist, für mich sehr günstig, daß niemand etwas von unserer näheren Bekanntschaft ahnte.

An jenem Abend kam er direkt nach einer Sitzung zu mir. Ich legte ihm die Kissen im Sessel zurecht, schob die Fußbank heran, draußen wurde es bereits

dunkel. Ich sah, er war sehr müde. Ich kochte einen starken Kaffee, würzte ihn mit Zucker und Zimt, gab etwas Himbeergeist in die breiten Schalen, zündete ihn an und goß dann langsam den Kaffee hinein. Ich fand es rührend, daß er sagte: »Ich bin heute sehr abgespannt, aber ich wollte dich unbedingt sehen.« Ich trug den neuen hauchdünnen weinroten Hausanzug, sonst nichts, und als er mich an sich zog, spürte ich, er war doch nicht so müde. Irgendwie mochte ich ihn in diesem Moment wie nie zuvor. Ich war besonders zärtlich zu ihm und ganz ohne Verstellung. Als ich seinen Kopf an meine Schulter legte, knurrte er leise. Ich fragte ihn, was er denke, und er sagte, mich wegschiebend: »Ach nichts. Aber ich bin doch ein altes Schwein.«

Das andere geschah völlig unerwartet. Wir aßen schneller als sonst, weil er zu Hause nicht abgemeldet war. Dann ging er, schon im Anzug, aber noch in Strümpfen, auf den Balkon, lehnte sich über die Brüstung, um nach seinem Auto zu sehen. Wie er so auf Zehenspitzen stand und sich reckte, faßte ich seine Füße und riß seine Beine hoch. Er hat nicht versucht, sich festzuhalten, er war wahrscheinlich zu überrascht. Das erklärt auch, wieso er erst so spät geschrien hat. Da war er schon in der Höhe des siebenten oder sechsten Stocks. Seine Schuhe und seinen Mantel habe ich hinterhergeworfen. Ich räumte die Wohnung auf, badete und setzte mich an die offene Balkontür. Ravels »Bole-ro« erfüllte anschwellend den Raum.

Manchmal grübele ich darüber nach, wie diejenigen, die seinen Nachruf verfassen, die Tatsache, daß er ohne Schuhe Selbstmord beging, damit in Einklang bringen, daß er der korrekteste Mensch war, den sie oder irgend jemand anderes kannten.

Frigga Haug

Perspektiven eines sozialistischen Feminismus

17 Jahre Frauenbewegung in Westdeutschland und West-Berlin*

Kann man denn Gegenwart schon als Geschichte schreiben? So dachte ich, als ich immer häufiger die späten 60er und die 70er Jahre in Illustrierten und Filmen als historische Lehrstücke aufbereitet fand. Bis ich erkannte, daß ich zwar Zeitgenossin, aber doch selbst nicht nur Gegenwart, sondern auch schon Geschichte bin. Ich beschloß, daraus eine Tugend zu machen. So will ich berichten von neulich, als wir die ersten Aktionen zur Frauenbefreiung planten; ich will erzählen, was wir gelernt und prüfen, welche Zukunft wir haben. Mein Standpunkt wird feministisch und sozialistisch zugleich sein. So wird die Geschichte fremd sein für manche, die dabei waren. Am meisten möchte ich denen nützen, für die diese Zeit tatsächlich schon Geschichte ist und also vergessen zu werden droht.

Auf Geschichte als solche sich öffentlich zu besinnen, gilt spontan als Anmaßung — verwunderlicher Weise um so mehr, je mehr man selbst in sie verwickelt war. Geahnte Langeweile — das wissen wir doch alles. Sie wechselt schnell zu Empörung, zum Verdacht, einer Interpretationsmacht ausgeliefert zu sein. Schließlich behauptet diejenige, die erzählt, daß es *ihre* Geschichte sei. Solche Aneignung erregt auch andere Eigentumsansprüche. Sollte man um den Besitz von Geschichte nicht kämpfen?

Unter den Gleichzeitigen herrscht so ein unausgesprochener Wettbewerb ums Geschichte-erzählen. Nehmen wir ihn hier auf.

Das Problem mit der Erfahrung

Warum will ich überhaupt unsere Geschichte, unsere Erfahrungen berichten? Die Erfahrung im Leben der Menschen, ihre Bedeutung für Theorie und Praxis läßt mich seit langem nicht los. Ich war und bin der Überzeugung, daß man nur aus Erfahrung lernen kann — und wie Brecht denke ich zugleich, daß man aus Erfahrung nichts lernt.

Beim Nachdenken über dieses Paradox zeigt sich, daß der *Erfahrungsbegriff* nicht recht tauglich ist. Wollen wir aus Erfahrung lernen, so kann es nur darum gehen, bewußt bestimmte Erfahrungen zu verknüpfen mit unseren Wünschen, freiere und glücklichere Menschen zu sein, Erfahrungen also perspektivisch und von einem bestimmten Standpunkt aus anzuordnen. In dieser Weise wählen wir aus und unter dieser Vorannahme versuche ich, eine knappe Skizze aus der Geschichte unserer Frauenbewegung herzustellen.

* Vortrag, gehalten auf der Volksuniversität Westberlin, Pfingsten 1986. Eine ausführliche und um eine Analyse der sozialen Lage der Frauen in der BRD heute erweiterte Fassung erscheint in dem Band »Internationale marxistisch-feministische Diskussion«, Argument-Sonderband 150, 1986; hier findet sich auch ein ausführliches Literaturverzeichnis zur Geschichte der Frauenbewegung in der BRD.

Ich glaube nicht, daß es möglich ist, objektiv Geschichte zu berichten, an der wir teil hatten. Wie wir die Ereignisse erfahren, wie wir selbst eingreifen, ist ja Teil der Geschichte. Von daher berichte ich bewußt subjektiv.

Eine Hauptfrage an die Geschichte unserer Frauenbewegung war und ist für mich, warum die sozialistischen und die feministischen Kräfte — insbesondere in der BRD — dermaßen gegeneinander gerichtet sind, daß dies bis in einzelne Personen hinein zu Zerreißproben führt, und warum dieser Prozeß andauert? Dabei möchte ich nicht Resignation und Mutlosigkeit fördern — nach dem üblichen Schema: wie schlecht ist es heute, und wie waren wir doch früher aktiv —, sondern gemeinsame Wege des Weitergehens diskutierbar machen.

Die Situation heute

Vergegenwärtigen wir uns unsere heutigen Fragen, Probleme, Erfolge im Frauenbereich, bevor wir mit der Geschichte beginnen.

Die Bewegung der Frauen ist heute — 17 bis 18 Jahre nach ihrem neuerlichen Beginn — überall und nirgends. Diese *allgegenwärtige Ortlosigkeit* möchte ich als *erfolgreiche Niederlage* bezeichnen. Erfolgreich war die Bewegung u.a., weil der Staat sich der Frauenfrage annahm, annehmen mußte: rechtlich, finanziell und symbolisch. Damit meine ich z.B. Sprachregelungen wie die langsam sich durchsetzende zweigeschlechtliche Ausschreibung von Arbeitsplätzen; die Namensfrage bei Heiraten; die Einrichtung von Modellversuchen für Frauen in Männerberufen; Frauenhäuser und ihre — wenn auch stets umstrittene — Finanzierung; die Abschaffung des Paragraphen, der die Berufstätigkeit der Frau von der Einwilligung des Ehemannes abhängig machte; die Einrichtung von Frauenleitstellen usw.

Auch in der linken Öffentlichkeit hat sich, mit abnehmender Kraft der Bewegung, zusehends die Auffassung durchgesetzt, daß die Frauenbewegung ein wesentlicher politischer Faktor sei. Während noch vor zehn Jahren strittig war, ob der allgemeine Frauenprotest überhaupt als Bewegung aufzufassen sei, hört man heute stolze Sätze von links über die enorme Bedeutung der neuen sozialen Bewegungen, vor allem die der Frauen. Solche Thesen stoßen auf eine geringe Selbsteinschätzung bei den Frauen selber. Ein Satz, der den Tod der Bewegung behauptet, kann heute weit eher auf Echo rechnen. Frauenbuchläden, Frauenzeitungen, Frauenverlage, sie alle stecken in einer Krise. Obwohl Frauenveranstaltungen mit theoretischen und politischen Themen immer noch mehr Besucherinnen anziehen als andere, ist die Stimmung weitgehend resignativ. Einzig der Kampf um Quotierung, der allerdings mehr Parteien und Institutionen betrifft als das, was wir herkömmlich als neue Frauenbewegung erfahren, scheint mit Leben erfüllt.

Der Anfang

Ich beginne von vorn. Wie stellen wir den Anfang einer Bewegung fest? Wir könnten die gesellschaftlichen Bedingungen angeben Ende der 60er Jahre: sozio-ökonomisch als die Zeit wirtschaftlichen Wachstums kurz vor dem Niedergang; politisch als die Zeit der Sozialdemokratie und der Studentenbewe-

gung und als Ausbau des Wohlfahrtsstaates. Ähnliche Bedingungen charakterisierten die Lage in den meisten kapitalistischen Ländern. Gleichwohl braucht es für eine Bewegung einen Auslöser, eine Verdichtung, die zumeist in angebbaren Personen historisch festhaltbar wird. In unserem Fall war dies der Eingriff des Aktionsrats zur Befreiung der Frau in West-Berlin, insbesondere die Rede von Helke Sanders auf dem Treffen der sozialistischen Studenten in Frankfurt 1968. Unter zunehmendem Tumult skizzierte sie die Themen, die die Frauenbewegung bis heute beschäftigt haben: daß wir nicht nur im Kapitalismus, sondern auch in einem Patriarchat lebten; daß es gelte, die Unterdrückung im Privatleben nicht als private zu begreifen, sondern als ökonomisch und politisch bedingte; daß Privatleben qualitativ zu verändern und diese Veränderung als politische Aktion zu verstehen sei. Persönliche Entfaltung sollte identisch werden mit einer Praxis, die jetzt schon Momente einer zukünftigen Gesellschaft vorwegnimmt. Alle Lebensverhältnisse sollten erotisiert und Aggressionen produktiv gemacht werden (vgl. Frauenjahrbuch 1975). Die Sätze gingen weitgehend im höhnischen Gelächter der Genossen unter. Es ist überhaupt merkwürdig, was zu welchem Zeitpunkt und von wem als anstößig empfunden wurde und was inzwischen Normalität erlangt hat. So kann man heute mit den gleichen Sätzen zur Frauenunterdrückung allgemeines Gähnen über allzu Bekanntes wie empörten Hohn über Unerhörtes hervorrufen (man probiere z.B. unter wechselnden Gruppen von männlichen Wissenschaftlern zu behaupten, die Wissenschaft sei durchweg männlich). Beim Rückerinnern allerdings ist es für ein und dieselbe Person — etwa für mich — eigentümlich, über was wir uns erregten und wen wir empörten damals.

In unserem Fall bedarf es der Erklärung, daß in der Studentenbewegung das Verlangen der studentischen Frauen, einen Herrschaftszusammenhang im Zueinander von Privatem und Politischem zu sehen, auf so viel Unverständnis stieß — denn die Studentenbewegung selber war ja mit ihren Themen und ihren Herangehensweisen ein wichtiges Fundament für die neue Frauenbewegung.

In der Studentenrevolution überlagerten sich unterschiedliche Dimensionen: die Empörung gegen den Krieg der USA in Vietnam, die sich zur Solidarität mit den Völkern der Dritten Welt überhaupt erweiterte als Protest gegen die Macht der Monopole nach innen und außen. Der Zeitungskönig Axel Cäsar Springer wurde zur Symbolfigur für Kapitalmonopol und Manipulation der Massen. Die Kulturrevolution in China war einflußreich. Die sexuelle Befreiung, der Sturz universitärer Autoritäten, alternative Wohngemeinschaften (Kommunen), Massen-sit-ins gehörten zu den Kampfformen ebenso wie Demonstrationen, spontane Aktionen und Straßenschlachten mit der Polizei.

Die atemlose Breite des studentischen Protests, der von der US-Aggression im fernen Asien bis zum privaten Schlafzimmer reichte, hatte die studentischen Frauen selbstverständlich mitgerissen. Es ist hinlänglich bekannt, daß sie sich in den politischen Zentren wiederfanden, wo sie den nächtelang diskutierenden Genossen Kaffee kochten, Flugblätter tipperten, vervielfältigten und verteilten. Falls sie sich Redebeiträge zutrauten, entbehrten diese meist der nötigen Rhetorik oder wurden nicht zuletzt wegen der ungewöhnlichen Stimmlage

überhört. Im allumfassenden Anspruch der Bewegung wurde radikal deutlich, daß die Frauen fast nichts gewannen. Selbst die sexuelle Befreiung, sofern sie praktiziert wurde, war eher eine der Männer und von den Frauen selbst nur mit Schäden lebbar (man stelle sich etwa die Praxis zu dem nicht zufällig vom Standpunkt der Männer gesprochenen damals geflügelten Wort vor: »wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment«).

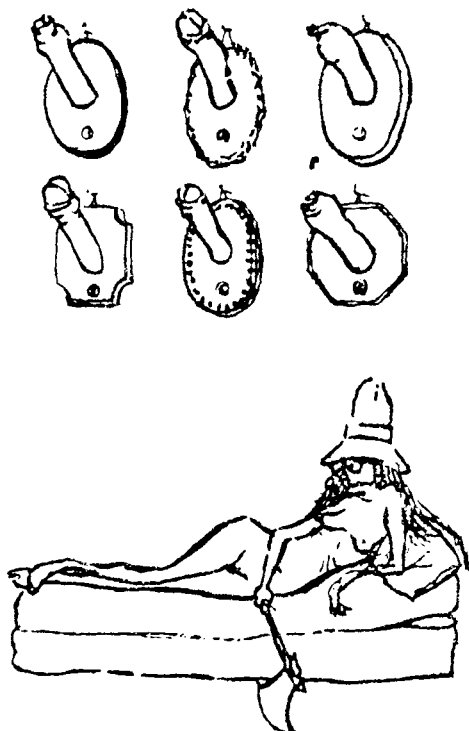
Indem Frauen als Nutznießer und praktische Agenten alltäglicher Unterdrückung Genossen, Freunde, Brüder, Väter, kurz, das männliche Geschlecht entzifferten und anklagten, gaben sie dem politischen Kampf eine andere Form und Zielrichtung. Frauen wollten sich unabhängig von Männern zusammenschließen und deren alltägliche Herrschaft bekämpfen, um das Gesamtsystem an der Wurzel zu treffen, das somit als doppelköpfig, als kapitalistisch-patriarchalisch entziffert war. In diesem Doppelbegriff sind alle weiteren Kämpfe und Bemühungen, Fragen und Probleme verdichtet. Der Bindestrich hält noch zusammen, was in der Entwicklung der Frauenbewegung auseinanderstrebte. Sie spaltete sich in einen Teil, der mehr und mehr das Patriarchalische der Herrschaft ins Zentrum rückte, und einen anderen, der den Kapitalismus als Hauptübel auf eine Weise begriff, daß alle Frauenfragen als ein Nebending erschienen. Schon in der einfachen Begriffsverknüpfung von patriarchalisch und kapitalistisch klingt ein Problem an, das die sozialistischen Frauen bis heute als Frage nach dem Grund einer autonomen Organisation beunruhigt und die autonomen Frauen nach dem Grund von Organisation überhaupt. Zugleich wird hier implizit schon gegen eine Theorie polemisiert, die Herrschaft nur von oben denkt. Denn die Wahrnehmung von Männern als Herrschende, die in anderen Kontexten Beherrschte sind, zeigt Herrschaft nicht einfach als Druck von oben, sondern eher als ein Netz, das die Gesellschaft durchzieht.

So begann die Frauenbewegung bewußt männerfeindlich. Der Bürgerschreck-Charakter, den dies für die patriarchalisch erstarrten Strukturen bis heute hat, verhalf ihr schnell zur Unterstützung durch die Medien. Der Frankfurter Weiberrat z.B. enthielt schon im Namen die kämpferische Aufforderung, das verächtliche Objekthafte zur selbstbewußten Tugend zu machen. Das erste Flugblatt (als Schwanz-ab-Flugblatt bekannt geworden) zeigt unter der Überschrift »Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen«, die wie Hirschgeweihe aufgehängten Schwänze der damaligen politischen Größen des sozialistischen Studentenbundes.

Im Bürgerschreck war immer zugleich beides, Aufbruch und Ausbruch aus dem Gewohnten und Gefahr, sich zu isolieren. Da von Frauen Unauffälligkeit als Tugend erwartet wird, ist für sie die Form des Bürgerschrecks wohl ein notwendiger Schritt auf dem Weg ins Politische.

Der Westberliner Aktionsrat zur Befreiung der Frau, der sein Plenum bis heute Mittwochabends hat, und in dem ich Mitglied war, stellte eine Mischung dar aus bieder Traditionellem und bewußtem Schock. Ein Schwerpunkt war zunächst die Kinderfrage. Wir führten Listen über alle Kindergärtnerinnen, planten Demonstrationen mit ihnen, entwarfen alternative Projekte zur Kindererziehung (ähnlich den Kibbuzim) und entwarfen zugleich schockierende

Abb. 1: Rechenschaftsbericht des Weiberrats der Gruppe Frankfurt



1) Schauer 2) Gäng 3) Kunzelmann 4) Krahl 5) Rabehl 6) Reiche 7) ...

Aktionen gegen die Erniedrigung von Frauen zu Sexobjekten in der Werbung. Als besonders frauenfeindlich empfanden wir die Miederindustrie. Gegen sie sollte eine öffentliche Büstenhalterverbrennung ein Zeichen setzen. Für uns selbst sahen wir Mao-Jacken als Einheitskleidung vor, um die Konkurrenz über Männerblicke auszuschalten.

Die Spaltung

Die Idee schließlich, besonders unterdrückter Ehemänner (von uns) gefesselt über den Kurfürstendamm zu führen, erschien uns zugleich reizvoll und doch auch wieder so problematisch — schließlich mußte jede von uns gewärtigen, daß ihr eigener Mann an die Reihe käme —, daß die Frage, woher denn nun eigentlich die Unterdrückung der Frau käme, zur Forschungsaufgabe wurde, die einer angemessenen Strategie vorhergehen sollte. Dieser Schritt spaltete den Aktionsrat.

Der Teil, der sich zunächst theoretischer Arbeit verpflichtete, war der weit- aus größere. Wir erstellten ein umfangreiches Schulungsprogramm, das bis zum Studium des Marxschen *Kapitals* reichte. Sieben Frauen traten aus dem Frauenrat aus und gründeten sich als Gruppe *Brot und Rosen* neu. Die beiden Gruppen trugen ihre Kontroversen öffentlich (in der radikalen Studentenzei-

tung *Rote Presse-Korrespondenz*) aus. Die in den Artikeln formulierten Differenzpunkte lesen sich heute als minimal und von daher ist die Heftigkeit der Kontroverse schwer nachvollziehbar. Auf jeden Fall führte die Spaltung zur Radikalisierung beider Teile.

In der Gruppe *Brot und Rosen* hatten sich Frauen zusammengefunden, die beruflich in den Massenmedien zum Teil sehr erfolgreich tätig waren. Ihre Qualifikation und Produktivität sorgte nicht zuletzt dafür, daß die doch sehr kleine Gruppe schnell bekannt wurde. Sie veröffentlichten Bücher zur Werbung, zur Gesundheit, gründeten eine Abtreibungsberatung und eine Filmzeitschrift.

Der übrige Aktionsrat wuchs schnell und betrieb vor allem Massenarbeit. Wir hatten die Idee, eine flächendeckende Analyse der Gesamtgesellschaft zu erarbeiten und diese Forschung mit den Wünschen der Mitglieder in thematisch unterschiedlichen Schulungsgruppen zu verknüpfen. So entstanden Gruppen zur Frauenbildung, zum Theater, zur Gesundheit, Geschichte, Erziehung, Staat, Sexualität und eine eigene Zeitschrift *Pelagea*.



Das Bild verdeutlicht einen Widerspruch, der bis heute nicht gelöst ist und über den nachzudenken mir lehrreich scheint. Auf den ersten Blick springt der Kontrast ins Auge zu den wilden Fotos, die die Medien zur damaligen Zeit über die Bewegung verbreiteten. Da war etwa eine Serie im *Stern*, in der durch geschickte Montage verbreitet wurde, der neue Protest der Frauen sei vornehmlich langhaarig, schön und würde mit nacktem Busen vorgetragen. Mit lüsternen Fotos warnt eine Aufklärungsbroschüre aus der Bundeszentrale für

politische Bildung, die Frauen möchten doch ihren berechtigten Protest nicht zu weit treiben.

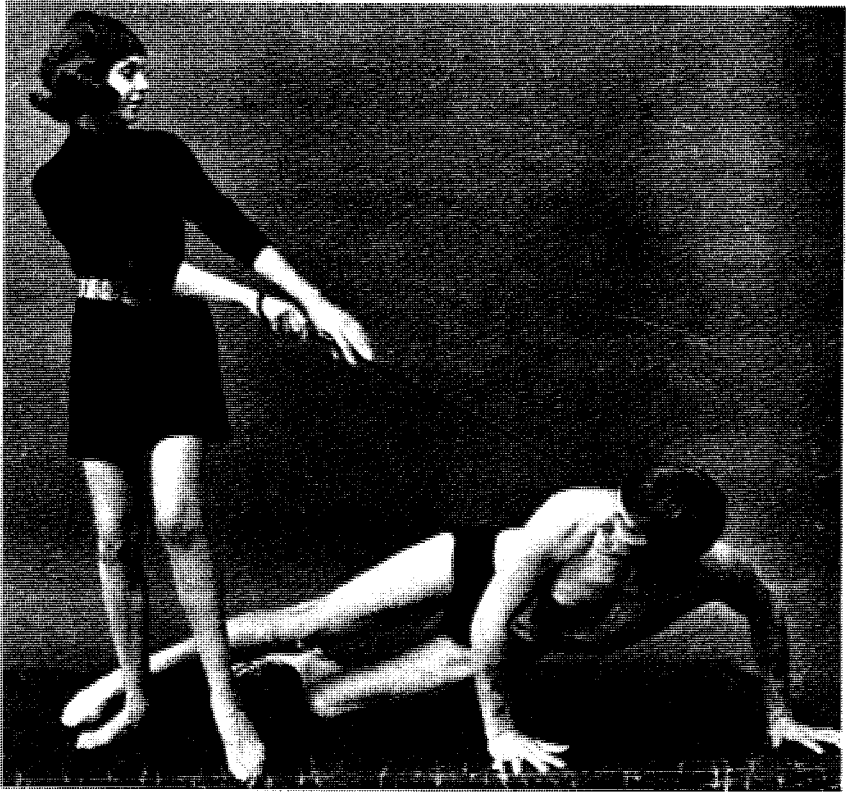


Abb. 3: Das läßt sein Stolz nicht zu.

Wieder anders präsentierte sich die Bewegungszeitschrift *Courage* mit ihrem ersten Sonderheft zur »Menstruation« (Abb. 4). Wir dagegen wählten ein Bild für unsere Zeitschrift, das uns bieder klassenkämpferisch zeigte. Wir hatten nichts vom Zauber der späteren feministischen Frauenbewegung. Unsere Titelseite zeigt deutlich, daß wir in unserem Bild nicht als einzelne selbstbewußt auftraten oder auftreten konnten. Wir waren nicht »betroffen«. Jedoch — und auch dies wird in dem Bild deutlich — waren wir in heute kaum nachvollziehbarer Weise selbstbewußt als kollektives Subjekt. Wir hatten das Gefühl, daß wir als sozialistische Frauenorganisation — wir hatten unseren Namen dementsprechend in *Sozialistischer Frauenbund* geändert — ein wichtiger Faktor in der Weltgeschichte seien und wir uns daher einmischen mußten. So fand ich z.B. bei der Durchsicht unserer Materialien folgendes Telegramm an die Vietnamesischen Studenten in Bonn:

»Wir erklären uns solidarisch mit Eurer Forderung an die Nixon-Regierung, die Kriegeskalation sofort rückgängig zu machen und das Selbstbestimmungsrecht des vietnamesischen Volkes zu respektieren. Ausdrücklich protestieren wir gegen Repressalien an vietnamesischen Studenten in der BRD. Sozialistischer Frauenbund Westberlin.

Ich glaube nicht, daß ein so selbstbewußter Akt in der späteren Frauenbewegung überhaupt noch denkbar war.



Abb. 4: Courage-Sonderheft

Der Paragraph 218

1971 war der Beginn der großen Abtreibungskampagne und zugleich ein neuer Anfang der Frauenbewegung — ihre Dezentralisierung bis in jedes Dorf. Alice Schwarzer hat das Verdienst, die spektakuläre Aktion einer massenhaften Selbstanzeige »*ich habe abgetrieben*« aus Frankreich in die Bundesrepublik importiert zu haben. Nach ihrer vergeblichen Suche, Bündnispartner in Parteien und Gewerkschaften zu gewinnen, denen die Sache zu illegal war, fand sie

im Sozialistischen Frauenbund ein Zentrum für die Kampagne. In wenigen Wochen hatten sich Hunderttausende mit ihrer Unterschrift den im Stern veröffentlichten Selbstanzeigen angeschlossen und so die juristische Verfolgung unmöglich gemacht. Als 48 Gruppen sich um den Paragraphen 218 gegründet hatten, beschlossen wir, einen ersten Frauenkongreß in Frankfurt am Main durchzuführen. Dieser Kongreß war zugleich euphorischer Beginn, Wendepunkt und Spaltung der neuen Bewegung. Von daher scheint es mir wichtig, dieses Ereignis genauer zu studieren. Kulturell war er ein einschneidendes Erlebnis. Die mehr als 400 Delegierten gaben uns das Gefühl enormer Stärke. Wir probten eine bis dahin nicht dagewesene Militanz gegenüber der männlichen Öffentlichkeit (in den ersten zwei Jahren gab es sogar ein männliches Mitglied im Westberliner Aktionsrat — Otto —, ohne daß dies jemanden besonders gestört hätte). Presse, Funk, Fernsehen, die alle in männlicher Besetzung gekommen waren, mußten vor der Tür auf unsere Erklärungen warten, die wir ihnen wie Regierungsverlautbarungen verkündeten. Innen dagegen tobten heftige Schlachten. Unser Hauptthema war: warum organisieren wir uns als Frauen separat? Und immer wieder stellten wir uns die Frage, welche Rolle eigentlich die Männer als Feinde spielen.

Was wir der Presse präsentierten, würden wir heute eine Gewerkschaftslineie nennen. Jede Formulierung setzte sich mit der Notwendigkeit gewerkschaftlicher Orientierung auseinander. Grußadressen an den DGB wurden verabschiedet — überhaupt waren wir Frauen selbstverständlich sozialistisch. Wir beschlossen z.B. auch folgende für eine feministische Gruppe für lange Zeit undenkbar Erklärung:

»Wir fordern den Bundeskanzler und die Ministerpräsidenten der Länder auf, ... das Berufsverbot für Radikaldemokraten, Sozialisten und Kommunisten aufzuheben — wir fordern den Innenminister Genscher auf, das Einreiseverbot für den Marxisten Ernest Mandel aufzuheben ...«

Zum Abschluß hatten wir ein Frauenfest geplant, was damals ein unglaubliches und von uns selbst nur schwer akzeptiertes Ereignis war. Allzusehr beherrschte uns der Gedanke, daß zu einem Fest Geschlechterspannung gehöre (vgl. dazu etwa das Gespräch zwischen P. Furth und H. Marcuse, *Das Argument* 22, 1962). Das Fest war ein großer Erfolg und eine eindrucksvolle Erfahrung und damit Wahrnehmung von Frauensolidarität. Das zum Abschluß gemeinsam gesungene Frauenlied ist zugleich das erste und letzte, welches die Radikalität der Sozialistinnen und der Feministinnen verbindet, mit großem Schwung Profit und Sex zusammenbringt.

»In der Werbung Puppen, Arbeit in Leichtlohngruppen / wir sind stets nur Objekt / schlank sei die Hüfte, groß dafür die Brüste / auch wenn die Psyche verreckt / Frauen, Frauen zerreißt eure Ketten / Schluß mit Objekt sein in Betten / Frauen gemeinsam sind stark / Frauen schuften, putzen / Bosse ziehn den Nutzen / als seis Naturgesetz / schlechte Bezahlung, teure Kriegsbernalung / und Isolierung zuletzt / Frauen, Frauen nicht länger konkurrieren / sondern gemeinsam marschieren / Frauen gemeinsam sind stark / Wir sollen dienen als Gebärmaschinen / aber wir wolln das nicht mehr / ob Lohn ob Beischlaf, wir solln unten liegen / passiv in alles uns fügen / Umsturz, Umsturz ist mehr als Enteignung / Umgang von Freien mit Freien / Frauen gemeinsam sind stark / Frauen stehn am Fließband, Männer sind im Vorstand / Männer sind meist Herrn — Frauen Knecht / Frauen kriegen Kinder — Männer sind Erfinder / und dem System ist es recht /

Frauen, Frauen zerschlagt Ideologien, die uns nur wollen auf Knien / Frauen gemeinsam sind stark / Laßt euch nicht betrügen, gemeinsam können wir siegen / und nicht getrennt nach Geschlecht / kämpfen wir nicht einsam — Frau und Mann gemeinsam / dann gehts dem Kapital schlecht / Frauen, Frauen kämpft in der Masse / mit der Arbeiterklasse / Frauen und Männer sind stark / Wenn Männer klagen und verbal vortragen / wir kämpfen auch für euch / ihre Privilegien wolln sie dennoch hegen / dann sagen wir: mit uns nicht! / Frauen, Frauen, wir werden beschissen / und wolln wir Freiheit nicht missen / kämpfen wir selber dafür«

Das Fest war ein wichtiger Lernschritt. Es vermittelte uns das Gefühl, eine Bewegung zu sein, einig trotz heftiger Auseinandersetzungen. So lernten wir über die hohe Bedeutung der Symbole, des Alltags, der Gewohnheiten und erfuhren die Notwendigkeit gemeinsamer Kultur, um die Vereinzelung zu überwinden, die politische Aktion verunmöglicht.

Auch bemerkten wir, welche umfassende Mißachtung wir einander entgegengebracht hatten. Jetzt versuchten wir, uns besonders sorgfältig zu kleiden, wenn wir in eine Frauengruppe gingen. Wir erwiesen uns Achtung, indem wir uns bemühten, einander zu gefallen.

Zwei Bewegungen

Im August 1978 erschien folgende Nachricht in der Zeitschrift *Courage*:

»Feministinnen und Sozialistinnen im FZ Berlin

Anfang Juli tagte — zum Entsetzen aller »alten« Frauenzentrumsfrauen — im Plenumsraum des Frauenzentrums in der Stresemannstraße 40 der Sozialistische Frauenbund Westberlin. Zehn zusammentelefonierte Zentrumsfrauen konnten zunächst klären, daß dies ein einmaliger Besuch war, der durch Unkenntnis der Differenzen möglich wurde.« (*Courage* 8/1978)

Sie dokumentiert eine sechsjährige Geschichte der Spaltung und Verhärtung. Vom Standpunkt der sozialistischen Frauen entwickelten sich die Feministinnen ins Abseits, und vom Standpunkt der schnell erstarkenden feministischen Bewegung waren die Sozialistinnen gar keine Frauen. Das Wort »autonom« wurde zu einer Losung, die zugleich Abkehr von Frauen aus Gewerkschaften und Parteien und dem Sozialistischen Frauenbund wurde.

An unseren Aktivitäten ist erkennbar, wie wir Sozialistinnen uns die Frauenfrage zurechtlegten.

Einerseits glichen unsere Aktionen denen der autonomen Bewegung: Sit-ins auf Ärztekongressen gegen den § 218, Flugblätter in Kirchen, Agitation für Kirchenaustritt. Wir traten im Fernsehen auf (etwa auf dem ersten Frauenforum) und erregten öffentliches Ärgernis, gegen das etwa in der Zeitschrift *Funkuhr* auf zwei ganzen Seiten unter dem Titel: »Sind Liebe und Eheglück verboten?« und »Wenn Frauen für Frauen Fernsehen machen, verunsichern sie sie« polemisiert wurde. Unsere sozialistische Tradition aus der Studentebewegung hatte uns mit einem theoretischen Handwerkszeug ausgerüstet, das uns Verbindlichkeit, Kontinuität und einen langen Atem sicherte und zugleich unsere Schritte schwer machte als gingen wir in Fesseln. Keine Sitzung, deren Protokoll nicht davon berichtet, daß wir wieder und wieder fragten, warum wir uns autonom organisierten. Wir waren unter Rechtfertigungsdruck nach zwei Seiten. Unseren sozialistischen Freunden waren wir zu feministisch, unter

Feministinnen galten wir als nur langweilig sozialistisch. Wir kämpften beständig gegen die Versuchung, die Frauenfrage zweitrangig werden zu lassen. Lieber marschierten wir auf dem ersten Mai als am 8. März oder gar in der Walpurgisnacht, und immer erschien uns die Dritte Welt, waren uns Fragen von Krieg und Frieden bedeutend wichtiger, waren *eigentliche Politik* verglichen zu unseren bescheidenen Fragen nach dem Recht auf Arbeit, nach den Kindergärten, dem Abbau von Lohndiskriminierungen. Und wiewohl wir es wichtiger fanden, über Frauenausbildungsplätze nachzudenken und gegen Arbeitslosigkeit zu kämpfen als — wie in der feministischen Bewegung damals aktuell — die üblen Praxen von Abtreibungsärzten zum Skandal zu machen, war die feministische Bewegung auch in gewisser Weise radikaler als wir. Die Frauen der neuen Bewegung waren vor allem auffällig und überschritten damit Grenzen unserer Erziehung zum sozialen Wesen Frau: Zurückhaltung, Bescheidenheit, Unauffälligkeit, Sittsamkeit. Und anders als wir, die wir entweder gegen den Krieg marschierten oder für die Frauen, erkannten sie die Friedensfrage als Frauenfrage, indem sie Krieg und Patriarchat, Militär und Männlichkeit in- einsetzten.

Die Bewegung der feministischen Frauen in alle gesellschaftlichen Bereiche erhielt ein dermaßen großes öffentliches Echo, daß sie vermutlich im Großen und Ganzen allgemein bekannt ist. Ich begnüge mich daher mit einer knappen Aufzählung. Sie erscheint mir notwendig, um das Erreichte — gegen die heute moderne Resignation — nicht aus den Augen zu verlieren und um das Spezifische der Bewegung zu akzentuieren.

Zunächst der sozialistischen Fußfesseln ledig, eilte die neue autonome Bewegung leichtfüßig durch das Land. Bald gab es kein Dorf ohne Frauengruppe, keinen Bereich, der nicht erfaßt war. Aus den Aktionsgruppen um den §218 bildeten sich Gruppen gegen Gewalt. 1975 entstand das erste Frauenhaus. Die Bewegung der Lesben galt als Avantgarde. Seit 1975 gibt es eigene Lesben-Zeitschriften. In West-Berlin wurde ein Kino für Lesben gegründet; hier fand 1976 auch zum ersten Mal die Frauensommeruni statt, zu der mehr als 10.000 Frauen kamen.

Die Kampagne um den §218 wurde immer mehr zu einem Zusammenstoß mit dem Ärztestand. Analysen zu ihrem Einkommen wurden veröffentlicht. Tribunale fanden statt. In Köln gab es ein Fußballspiel von als Schwangere ausgestopften Frauen gegen Kirche und Staat. Erkannt wurde, wie inkompetent Frauen in bezug auf ihre eigenen Körper sind und gehalten werden. Dies war der Auslöser für Selbstuntersuchungsgruppen und später für feministische Gesundheitszentren. Die Bewegung ergriff die gesamte Lebensweise. Feminismus verband sich mit Reformbewegung; Hirse und Müsli wurden zu einem festen Bestandteil von Frauencafés und -kongressen. Ein Frauendorf zu gründen, wurde zum Traum vieler. Üblich wurden gemeinsame Kneipengänge und Frauenreisen, die erst dadurch, daß sie als solche propagiert wurden, öffentlich und subjektiv erfahrbar machten, wie eingengt Frauen durchschnittlich leben. Frauen eroberten die Nacht. Frauen gründeten Frauenwohngemeinschaften. Anfang bis Mitte der 70er Jahre wurde der Markt für Frauenpublikationen eröffnet. Frauen schrieben, gründeten Frauenbuchläden und Frauen-

verlage. Die Frauenbewegung wurde in hohem Maße auch zu einer Lesebewegung. Eine Reihe von Texten avancierten zu so etwas wie Kultbüchern — etwa Svende Merians »Tod des Märchenprinzen« (1980), Verena Stefans »Häutungen« (1975), Alice Schwarzers »Kleiner Unterschied« (1975); aber auch schwer zu lesende Bücher wie Irigarays »Speculum« (1980) erreichten hohe Auflagen. Seit 1976 gibt es regelmäßige Treffen schreibender Frauen und eine Zeitschrift *Lesen und Schreiben*.

Das Echo aus linken und bürgerlichen Zeitschriften und Verlagen war groß. Es verhalf den 1976 und 1977 gegründeten Wochenzeitschriften *Courage* und *Emma* zu Auflagen, von denen andere alternative Zeitschriften nicht einmal zu träumen wagten (*Courage* hatte zeitweilig eine Auflage von 80.000 — die Zeitschrift stellte 1984 ihr Erscheinen ein —; *Emma* eine Startauflage von 200.000). Neben den Frauenbuchläden wurden Frauencafés und -kneipen eröffnet, kurz, es entwickelte sich eine eigene Frauenkultur. Die Universitäten wurden vom Feminismus anders ergriffen als in den 60er Jahren von der Kritischen Universität, gewissermaßen populärer. Die Sprachen des Alltags und der Wissenschaften wurden als sexistisch ausgestellt. Ein detektivischer Eifer, die männlichen Strukturen in unserer gesamten Kultur, unseren Werten, Symbolen, Bildern zu entdecken, führte an den meisten Universitäten zur Einrichtung von Frauenseminaren und Frauenstudien, Frauenringvorlesungen und Frauenstudentenvertretungen. 1978 wurde die Theoriezeitschrift *Feministische Beiträge* gegründet; ihr folgten 1982 die *Feministischen Studien*. Seit 1980 gibt es auch halbkommerzielle Frauenforschungs- und Bildungszentren in vielen Städten. Die Frauensommeruniversitäten wurden dezentralisiert, wobei sich ihr Charakter, eine Stätte alternativer Lebensweise zu sein, verstärkte. Stände mit Wolle und Schmuck sind häufiger zu finden als solche mit Büchern. Wenn man möchte, kann man etwa zweimal im Monat wichtige feministische Kongresse in der BRD besuchen. Die Bewegung ist bis heute auch ein Markt. Es gibt Karrierefrauen, die auf dem Rücken der Vielen groß werden, und es gibt das Ringen um die Befriedigung des Lesehungers der Frauen. Neben der Homosexuellenbewegung ist die Frauenbewegung wohl die einzige, die eine wirkliche Lesekultur entwickelt hat. Und hier finden wir auch eine Dimension, in der der Antisozialismus im Feminismus überschritten wird. Die Schriftstellerinnen aus der DDR Irmtraud Morgner und Christa Wolf gehören zu den meistgelesenen in der Bewegung. Es gibt eine nennenswerte Entwicklung des Frauenfilms. Neben feministischer Psychotherapie entwickelten sich auch Astrologie, Menstruations- und Mondkulte, Kartenlegen, Göttinnensuche und die Verehrung weiblicher Natur. Es ist mir unbekannt, ob diese Bereiche wirklich so überfüllt sind, wie in der Presse behauptet, oder ob hauptsächlich über sie berichtet wird, weil sie eine pressewirksame Exotik haben.

Heftig war von Anfang an die Auseinandersetzung mit dem Marxismus. Bezweifelt wird nichts weniger als die Marxsche Wertlehre — weil die Hausarbeit darin nicht den entsprechenden Raum finde — und Marx' Vorstellung einer ursprünglichen Akkumulation — weil sie bis heute stattfände in Gestalt unbezahlter Hausarbeit und der Subsistenzproduktion in der Dritten Welt.

Ich fasse zusammen: Die neue feministische Bewegung hat die herrschende

Kultur als patriarchalisch entlarvt, die Wissenschaften entheiligt, die Sprache lächerlich gemacht, die Lebensgewohnheiten zersetzt und ist in dieser Weise ins gesellschaftliche Selbstverständnis eingesickert. Was tat derweil die sozialistische Frauenbewegung z.B. in Gestalt des Sozialistischen Frauenbundes? In den Wogen der ringsum wachsenden Bewegung arbeiteten wir gleichmäßig weiter. Wir wuchsen auf ca. 100 Frauen und traten regelmäßig an die Öffentlichkeit: Wir organisierten eine Kampagne gegen die CDU zur Wahl und entfalteten dabei eine lustvolle Produktivität: wir produzierten Hunderte von Aufklebern mit selbstgemachten Reimen, die bis heute standhalten. Unser Kongreß gegen Frauenarbeitslosigkeit füllte die Technische Universität zu Berlin und in jedem Jahr veranstalteten wir etwas Besonderes zum 8. März (führten etwa selbstgeschriebene Theaterstücke vor, organisierten Diskussionsforen u.v.m.), kämpften um Bündnisse zum 1. Mai usw.

Ich erinnere diese Zeit einerseits als schwierig, weil wir auch Mühe hatten, uns für unsere Art, die Frauenfrage zu stellen, zu begeistern — immer wieder waren es Fragen der Frauenausbildung, der Kindergärten, der Berufstätigkeit, das Ringen um die Arbeiterinnenproblematik (hatten wir genug Proletarierinnen in unseren Reihen und wer gehörte eigentlich dazu?), das Problem, warum wir uns außerhalb der Arbeiterbewegung und ihr doch verbunden, organisierten. Beim Wiederlesen der alten Protokolle aus zehn Jahren fiel mir auf, daß es auch sehr lustvoll war. Unsere Schulungsgruppen arbeiteten mit großem Engagement an allgemeinen Themen zur Lage der Frauen — zur Geschichte der Bewegung, zu Sexualität, Familie, Mädchenerziehung. Vor allem konnte ich auch im nachhinein noch spüren, wie sehr der Sozialistische Frauenbund die Behauptung, daß jede Frau politisch sein müsse, in Wirklichkeit umzusetzen versuchte. Unsere Losung war: »Alle sollen alles wissen«.

Zusammenfassende Thesen

Ich möchte versuchen, einige allgemeine Lehren aus diesem Zu- und Gegeneinander von autonom-feministischen und sozialistisch-feministischen Kräften zu ziehen:

Wir hatten uns die Frauenfragen — und dies gilt wohl allgemein für sozialistische Frauen in Organisationen — so gestellt, wie sie sich innerhalb des gesellschaftlichen Systems als Fragen, die zu Frauen gehören, präsentierten: Kindergärten, Leichtlohngruppen, Frauenarbeitslosigkeit, schlechte Ausbildung für Mädchen ... Vom Standpunkt der Lohnarbeit und ihrer Reproduktion sind dies die relevanten Frauenfragen, zeigt sich hier die besondere Benachteiligung der Frauen (unser Bericht zur Lage der Frau würde Daten zu dieser Situation enthalten). Praktisch haben wir so Probleme aufgegriffen, an denen Widersprüche zur herrschenden Produktionsweise sichtbar und ansprechbar werden. Sie werden so artikulierbar als Politik. Sie zeigen und sind Vorstöße gegen Marktgesetze, Verträge, Recht und Gleichheit. Tatsächlich führt ein solches Vorgehen, wie wir es wählten, notwendig zu einer *Politik der Reformen*. Dieser Kampf muß dennoch geführt werden.

Wir waren nicht erfahren genug, um unseren Erfahrungen zu trauen und zu

theoretisch, um die Stärken spontaneistischer Praxen — wie sie in feministischen Aktionen deutlich wurden — zu erkennen. Diese enthüllten die alltägliche Vermittlung von Herrschaft und verwiesen auf den Kleinbürger auch in uns, indem unsere gewöhnliche Lebensweise in Frage gestellt wurde. In der alltäglich-praktischen Erfahrung wird die Beteiligung der Geschlechterordnung an Herrschaft und Unterdrückung unmittelbar sichtbar. Die Politik betrifft jetzt jede, aber die politische Artikulation ins Parlament wird schwierig. Der Alltag ist das Reich der Normen und Werte, der Moral, der Sitten und Gebräuche, der Sprache und der wortlosen Verständigung. Und hier ist der Kampfplatz der autonomen feministischen Bewegung. Diese formuliert die Frauenfrage also nicht so, daß die Widersprüche zur herrschenden gesellschaftlichen Regulation, zu Markt und Vertrag ins Zentrum rücken, wie ich dies bei den Sozialistinnen herausarbeitete; sondern es wird von Frauen zur Frage gemacht, was einverständlich geltende Normalität ist und insofern Unterdrückung verewigt.

Aber ich halte es für eine Illusion, anzunehmen, daß diese Weise, sich das Frauenproblem zurechtzulegen, bloß deshalb, weil hier Gewohnheiten als Skandal entselbstverständlich werden müssen, schon in sich revolutionär sei. Sich die Frauenfrage so zu stellen, ist zwar detektivisch lustvoller, verbleibt aber ebenso innerhalb des gesellschaftlichen Systems, knüpft dort an und kämpft mit seinen Effekten. Insofern ist eine Einvernahme solcher Politiken in eine konservative Strategie hier ebenso möglich wie wirklich. Wir können dies am Fall der Hausarbeit, des Erziehungsgeldes, der Bedeutung des Weiblichen für die Kultur, der Frage der Mütter exemplarisch studieren.

Es handelt sich bei diesen beiden Zugängen zur Frauenfrage — der traditionell sozialistischen und der autonom feministischen — um unterschiedliche Ebenen des Politischen und des Politikmachens. Formulieren wir es positiv: in der sozialistisch-feministischen Variante steckt die Hoffnung, daß die tatsächliche Gleichberechtigung vom Kapitalismus nicht tragbar wäre oder anders: daß — wenn alle Hausarbeit vergesellschaftet wäre, alle Kindererziehung gesellschaftlich geschähe und alle Arbeitsteilung umgebaut wäre, es nicht der gleiche Kapitalismus sein und Warenproduktion über ihre eigenen Grenzen hinaus radikalisiert werden könne. Die feministisch autonome Formulierung von Frauenpolitik enthält die Vorstellung, daß die Gesamtstruktur der Gesellschaft durch ein feinmaschiges Gewebe von Herrschaft gehalten sei und eine Veränderung nur durch Umwälzung der Kultur im Ganzen erreichbar wäre — von der Lebensweise über Werte bis zur Sprache. Darin steckt die Auffassung, daß Frauenunterdrückung strategisch für das Gesamt der Gesellschaft sei.

Mir scheinen beide Positionen bedenkenswert. Da die Bewegungen nicht mehr mit gleicher Heftigkeit wie noch vor wenigen Jahren gegeneinander stehen, können wir das Verhältnis und die Reichweite beider Positionen in größerer Ruhe überdenken. Genau genommen kommt es mir vor, als ob beide Herangehensweisen recht und Unrecht hätten, falls wir hier mit Rechtskategorien argumentieren wollen. Das Herrschaftsnetz zu untersuchen, in dem die einzelnen agieren, ist wichtig. Es existiert real. Unsere Mitwirkung kann entziffert werden. Hier nützt uns Foucault (vgl. hierzu unsere Untersuchung zu Sexuali-

tät und Herrschaft, in: Haug [Hrsg.]: Sexualisierung der Körper, West-Berlin 1983, in der wir kritisch mit Foucault arbeiten) mit seinen Vorschlägen, das Soziale als ein ewiges Knüpfen und Lösen von Macht- und Herrschaftsschlingen zu fassen. Wir haben in unserer Kritik (vgl. ebd., 139ff.) gegen seine Ewigkeitsvorstellung protestiert, aber seine Entzifferungsentwürfe akzeptiert. Mir scheint heute, es wäre radikaler gewesen, wir hätten auch das Unendliche der von ihm gemeinten Herrschaft mit verstanden. Die Fragen — wie Foucault — innerhalb eines umfassenden Herrschaftszusammenhangs zu stellen, heißt ja, bildlich gesprochen, mit vorhandener Garmenge knüpfen und also viele Knoten festigen, wenn einige gelockert werden sollen. — Statt dessen gilt es, jeweils das Gesamtsystem der Regelung des Lebens in die Analyse einzubeziehen.

Inwieweit die sozialistischen Frauen »im Recht« sind und der Kapitalismus tatsächlich die volle Gleichbehandlung der Frauen nicht überleben kann, bleibt solange eine akademische Frage, wie wir gar nicht in der Lage sind, solches durchzusetzen und dies nicht nur wegen der Widerständigkeit des Systems, sondern zumindest ebenso wegen jener Herrschaftseinlassung der Individuen, wie sie der feministische Teil der Bewegung auch auf die Tagesordnung brachte. Männer und Frauen, die Gesamtheit der ideologischen Apparate, Staat und Gesetze, Moral und Familie — sie alle sind an der Erhaltung und Verewigung des Gesellschaftsflusses beteiligt.

Ich komme jetzt zu dem Schluß, daß die beiden auf den ersten Blick entgegengesetzten politischen Ebenen, in denen die Teile der Bewegung agieren, zusammengehören und erst in ihrem Zusammenhang eine andere, eine radikalere Politik erbringen. Ich möchte den Nutzen eines solchen Zusammengehens abschließend an einer Dimension verdeutlichen.

Eigentum, Produktionsverhältnisse und Kultur

Für Sozialisten beiderlei Geschlechts ist die Kategorie *Eigentum* ein ganz wesentlicher Kampfbegriff. In welchem Verhältnis steht dieser Begriff bzw. das mit ihm Gemeinte zur Frauenfrage?

Denken wir in sozialistischem Kontext an Eigentum, so meinen wir zunächst das Eigentum an Produktionsmitteln. Da Sozialisten selber durchweg kein solches Eigentum besitzen (und Frauen überhaupt nur ein Prozent solchen Privateigentums weltweit ihr eigen nennen), orientiert uns der Begriff negativ: gegen das Kapital als Klasse. In beiden Begriffen — Kapital und Klasse — kommen Frauen nicht explizit vor.

Versuchen wir, die Bestimmungen zu konkretisieren. Dabei beziehen wir weitere zentrale Kategorien des Marxismus ein: in der durch das Kapital regierten Produktionsweise werden die Mittel für das Überleben aus Gründen des Profitmachens produziert, gleichgültig gegen die Arbeitsart und Arbeitsteilung, ja gegen das Leben selbst, gegen Frauen, Kinder, Natur. Kapitalismus ist ein gesellschaftliches Regelungsprinzip mit mehr und mehr katastrophischem Ungleichgewicht in der Lebensmittelproduktion auf Kosten des Lebens. Das ist übersetzbar in Erfahrungen. Wie die Menschen dies erfahren, ist empirisch zu erforschen. Soweit läßt sich Eigentum konkretisieren auf eine Weise, daß auch Frauenerfahrungen darin aufgehoben sind.

Aber selbst dies ist erst eine Dimension von Eigentum. Eine weitere bezieht sich auf individuelle Haltungen und auf die Lebensweise. Ich meine damit die Abbildung des gesamten Lebens unter dem Gesichtspunkt des Habens, der Herrschaft, der Unterordnung. Das betrifft die Geschlechter je verschieden, aber es betrifft sie beide:

Nehmen wir eine Formulierung wie *meine Frau* — sie bedeutet eine Position in einer Welt von Besitz, den Anspruch, eine andere Person nicht leben zu lassen, eine Mißachtung, eine Unterordnung. Umgekehrt heißt *mein Mann* Stellvertretung für mein Leben und die eifersüchtige Hoffnung auf Genuß durch Besitznahme, heißt Einwilligung in ein Dasein des Besessenwerdens.

Und allgemein bedeutet Eigentum die Unfähigkeit zum Gemeinwesen und die Anhäufung von Reichtum. Unter dem Gesichtspunkt des Eigentums wird alles verkehrt: etwas bewohnbar machen heißt dann, es für alle anderen unbewohnbar machen, privatisieren. Etwas mir zu eigen machen unter unseren Bedingungen heißt: so ist es verloren für andere, statt für sie gewonnen. Eigentum ist das Gesetz des allgemeinen Raubs. Wir können das fühlen, wenn wir durch die Städte gehen, wo die Verbindungen zwischen Plätzen, Orten, Straßen durchtrennt sind von Grundbesitz und damit Kommunikation zerstört ist, noch bevor sie begonnen hat. Verbinden wir also das sozialistische Festhalten an der Bedeutung der Eigentumskategorie für die gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Analyse mit der feministischen Analyse von Herrschaft in den Beziehungen der Menschen zueinander und in der Alltagskultur. Die Verankerung von Gesellschaftsstrukturen in den Personen zu untersuchen, ohne dies jeweils auf die Regelung des Lebens im Großen zu beziehen, also ohne sozialistische Perspektive, bleibt allerdings in der Unendlichkeit der von Foucault diagnostizierten Lockerungen und Festigungen von Herrschaftsknoten hängen. Ein Resultat kann bestenfalls eine Verschiebung sein. Die Umwälzung der Gesellschaft muß an allen Punkten zugleich begonnen werden — insofern kann es keinen radikalen Feminismus ohne sozialistische Perspektive geben — politisch, ökonomisch, kulturell.

Wenn wir aufhören, uns wechselseitig zu behindern und zu bekämpfen, bestenfalls zu ignorieren, müßte unser Zusammenwirken explosive Wirkung haben. Die Logik des Kapitalismus steckt auch in den Bedürfnissen der Menschen. Eine Befreiung der Subjekte braucht eine andere Rationalität der Produktion. Eine Orientierung kommt nicht an sich aus der Analyse von Herrschaftsstrukturen, sie muß von uns gewollt werden. Dafür ist das Ende der Bescheidenheit Voraussetzung. Die Beteiligung der Frauen an der Regelung der Gesellschaft ist jetzt notwendig. Denn das Leben und seine Erhaltung müssen an oberste Stelle gerückt werden.

Catherine Hoskyns

Frauenpolitik in der Europäischen Gemeinschaft*

Gleichstellungsgesetze und Frauenbewegung

Im Laufe der letzten fünfzehn Jahre wurde die Frage von Frauenrechten in der Erwerbsarbeit zunehmend Gegenstand von Politik und Gesetzgebung der Europäischen Gemeinschaft. Das entspricht einer ähnlichen Entwicklung in den Mitgliedsstaaten und führt insgesamt zu einer Vereinheitlichung der gesetzlichen Bestimmungen in diesem Bereich. Ausgelöst wurde diese Entwicklung — grob gesagt — erstens durch die Zunahme der Frauen auf dem Arbeitsmarkt, zweitens durch die sozialen Unruhen in den 60er Jahren, die die Regierungen dazu zwangen, benachteiligten Gesellschaftsgruppen mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und drittens durch ein gestiegenes Bewußtsein und einen gestiegenen Organisationsgrad unter den Frauen in den 70er Jahren. Allerdings wurde die europäische Gesetzgebung niemals direkt von Frauen erkämpft; ihre Bestimmungen sind bis heute den meisten der eigentlichen Nutznießerinnen unbekannt.

Diese politischen und gesetzlichen Entwicklungen auf europäischer Ebene beinhalten in noch zugespitzterer Form Probleme, die bereits in den Frauenbewegungen der verschiedenen Länder hinsichtlich der nationalen Gesetzgebung diskutiert wurden. Grundlage dieser gesamten Art von Gesetzgebung — egal ob national oder übernational — ist der Gleichheitsgrundsatz, ihr generelles Ziel ist, durch formale Verfahren und schriftlich fixierte Bestimmungen einige der Hindernisse beiseite zu räumen, die dem freien Wettbewerb der Frauen auf dem Arbeitsmarkt im Wege stehen. Aber eine gesetzliche Gleichstellung zweier Gruppen, deren gesellschaftliche Stellung grundsätzlich ungleich ist, wird sich kaum substantiell auswirken, wenn nicht gleichzeitig flankierende Maßnahmen ergriffen und konsequente Ausführungsbestimmungen erlassen werden. (...)

Aber abgesehen von der Ausführung gibt es noch ein weiteres Problem, das direkt oder indirekt schon von vielen Frauen in der Frauenbewegung formuliert wurde: Kann Gleichheit in einer Männerwelt tatsächlich das Ziel von Frauen sein? Schließlich waren die Frauenbefreiungsbewegungen, so wie sie sich in den 70er Jahren in vielen Ländern gebildet hatten, auch ein Versuch, die Gleichheitspolitik der eher traditionellen Frauenrechtsbewegung zu überwinden; Grundlage des Kampfes sollte eher der andere und spezifische Blick von Frauen auf die Gesamtheit der patriarchalischen Gesellschaft sein. Dabei ging es vor allem um die Entwicklung neuer Haltungen und Aktionsformen, von denen viele gerade auf der Ungleichheit von Frauen und Männern beruhen und aus der spezifischen Lebenssituation von Frauen hervorgehen.¹ Beispielfür diese Art von Aktion ist der Versuch der Frauen von Greenham Com-

* Women's Equality and the European Community. Zuerst erschienen in: »Feminist Review« 20, 6/1985. Übersetzung: Gabi Mischkowski; leicht gekürzt.

mon, in die Auseinandersetzung über die Landesverteidigung Interessen und Protestformen einzubringen, die der besonderen Lebenssituation von Frauen in dieser Gesellschaft entspringen. Die Frauenbewegungen in den meisten europäischen Ländern distanzieren sich eher vom Staat und stehen der Gesetzgebung — insbesondere den Gesetzen zur Gleichstellung — als Lösung der Frauentfrage eher skeptisch gegenüber.

Die nationale Gleichstellungsgesetzgebung (und noch viel mehr die europäische) scheint fast ausschließlich den Weg von oben nach unten gegangen zu sein. Mit Ausnahme der Kampagnen um gleichen Lohn für gleiche Arbeit wurde für Gleichheitsforderungen kaum mobilisiert, und die wünschenswerten Formen einer solchen Gesetzgebung wurden nur in einigen eher abgehobenen Gruppen diskutiert. Dieses Schweigen steht in deutlichem Kontrast zum Engagement um Scheidungsreform und Abtreibung. Hier waren gesetzliche Regelungen erklärte Ziele, und der Kampf darum hat in zahlreichen Staaten zu einer enormen Mobilisierung von Frauen geführt. (...) Heute richten sich die Kämpfe der Frauenbewegung in Großbritannien und anderen Ländern vor allem gegen männliche Gewalt; sie führten zu neuen Einrichtungen und Initiativen wie Notruf-Telefone, Frauenhäuser, die Bewegung »Frauen erobern sich die Nacht zurück« und zum Engagement in der Friedensbewegung.

Abtreibung und Gewalt gegen Frauen sind Themen, die auf direkter Betroffenheit von Frauen beruhen und leichter zu Mobilisierungen führen können als eine abstrakte Gleichheitsvorstellung, die je nachdem unterschiedlich relevant sein kann und auf alle Fälle schwer durchzusetzen ist. Das heißt nicht, es gäbe keinen Unmut über manifeste Ungleichheiten am Arbeitsplatz. Erst kürzlich hat eine Studie über Frauen und Erwerbstätigkeit in England hunderte von Beschwerden über Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen und sexuelle Belästigungen enthüllt und gezeigt, daß all dies in einer Zeit der Arbeitslosigkeit und Rezession eher zu- als abnimmt (vgl. Low Pay Unit 1984). Aber gerade Frauen in dieser Situation sind meist nicht in der Lage, sich wirksam zu organisieren oder sich für eine Gleichstellungsgesetzgebung einzusetzen.

Die skandinavische Frauenbewegung hat für diese paradoxe Situation den Begriff des »Staatsfeminismus« geprägt, womit Gleichstellungsgesetze gemeint sind, die von Frauenseite weder massenweise angestrebt noch erkämpft wurden, und die zur Individualisierung der Rechtsfrage führen. In ihren Augen dienen diese Gesetze dazu, Frauen auf den Arbeitsmarkt zu holen, ohne daß sie dadurch mehr Macht oder Autonomie in einer grundsätzlich patriarchalischen Gesellschaft erhalten würden (Nielsen 1983). Diese Sichtweise scheint mir jedoch die Rolle von Gesetzen zu sehr herunterzuspielen. Selbst die größten gesetzlichen Instrumente können schwachen und benachteiligten Gruppen von Nutzen sein, sie können ihnen zumindest den einen oder anderen Stützpunkt in politischen Auseinandersetzungen bieten. Das ist erfahrungsgemäß besonders dann der Fall, wenn Kompromisse ausgehandelt werden und wenn die normalen Mechanismen und Mittel der Ausübung politischen Drucks durch Praxen und Haltungen bestimmt sind, die selbst umkämpft sind. Für Frauen gilt dies erst recht, sind doch Formen und Strukturen von Gewerkschaften, Parteien, Interessenvertretungen etc. patriarchalisch determiniert. In dieser

Lage können individuelle gesetzliche Rechte sowie die Möglichkeit, für einzelne oder kleine Gruppen, vor Gericht zu gehen, ein wichtiges Instrument sein.

Ein gutes Beispiel dafür ist der Fall Defrenne², der Anfang der 70er Jahre in Belgien verhandelt und dann an den Europäischen Gerichtshof überwiesen wurde. Die insgesamt drei Klagen wurden von einzelnen Frauen angestrengt, und zwar gegen den ausdrücklichen Rat der Europäischen Kommission und führender belgischer Gewerkschafter. Aber die in diesen drei Prozessen gefällten Urteile waren es, die über den Anwendungsbereich von Artikel 119 der Römischen Verträge über gleichen Lohn Klarheit verschafften und die die EG zu einer wesentlich breiter angelegten Frauenrechtspolitik veranlaßten. (...)

Formale und wirkliche Gleichheit

Das fehlende Engagement bei Formulierung und Ausführung von Gleichstellungsgesetzen hat sich zum Nachteil der Frauen ausgewirkt. Denn in der Art und Weise, wie diese Gesetze entstehen und abgefaßt werden, und in dem Ausmaß, in dem bereits bestehende Bestimmungen erfüllt und angewandt werden, liegt der ganze Unterschied zwischen Gesetzen, die einzig eine formale Gleichheit anstreben und solchen, die sich dem grundsätzlichen Problemkreis der *Schaffung* von Ungleichheit annähern (vgl. Gregory 1981). Um zu sehen, inwieweit sich die Gesetzgebung in letztere Richtung bewegt, können folgende Kriterien als wichtigste Gradmesser dienen:

Die Reichweite der Definition. Sie kann entweder an der Grenze des Verbots vorsätzlicher Diskriminierung halt machen oder sich darüber hinaus auf Bereiche indirekter Diskriminierung erstrecken, indem sie die diskriminierenden *Folgen* bestimmter Praxen in den Vordergrund rückt.

Positive Diskriminierung. Gleichstellungsgesetze können eine positive Diskriminierung — d.h. Maßnahmen, durch die diskriminierte Gruppen bevorzugt werden — ignorieren, gestatten oder direkt fördern. Da jede wirksame Maßnahme dahingehend rasch auf Kosten herrschender Interessen geht, können derartige Bestimmungen Gegenstand heftigster Kämpfe sein.

Das Ausmaß von Ausnahmebestimmungen. Damit sind all jene Bestimmungen im Gesetz gemeint, die Ausnahmen ermöglichen oder die Wirkung des Gesetzes auf irgendeine Weise einschränken oder vermindern. Alle Gleichheitsgesetze lassen Sonderbestimmungen hinsichtlich Mutterschaft und geschlechtsspezifischer Arbeitsplätze zu; die meisten treffen Ausnahmen im Sinne einer positiven Diskriminierung. Aber solche Einschränkungsbestimmungen können auch weiter gehen, sie können die Aufrechterhaltung von Schutzgesetzen erlauben und zusätzliche Berufsgruppen unter die Ausnahmeregelung fallen lassen, z.B. Kirche und Militär. Seit kurzem gibt es auch die Tendenz, das Fortbestehen bestimmter diskriminierender Praktiken zuzulassen, falls sie durch ökonomische Überlegungen oder Marktzwänge »gerechtfertigt« sind. Obwohl die Schutzgesetzgebung nochmal spezifische Probleme beinhaltet, da ihre abrupte Beseitigung ohne kompensierende Begleitmaßnahmen die Bedingungen für die schwächste Kategorie weiblicher Arbeitskräfte verschlechtern kann, bedeutet die Zunahme dieser Art Einschränkungen generell eine Auslöschung jeglicher Bedeutung der Gleichstellungsgesetze.

Die Ausführung. Die Ernsthaftigkeit einer Gesetzgebung läßt sich weitestgehend an ihren Ausführungsbestimmungen messen. Hierbei ist vor allem wichtig,

- welche verwaltungsmäßigen Verfahrensweisen gewählt werden;
- welche Personen, Gruppen und Institutionen handlungsermächtigt sind;
- welche Informations- und Unterstützungsmöglichkeiten gegeben sind;
- womit Behörden gezwungen werden können, die bestehende Praxis zu kontrollieren und zu überwachen;
- welche Sanktionen und Strafen bei Nicht-Befolgung auferlegt werden.

Es gibt die unterschiedlichsten Verfahrensweisen zur Ausführung von Gesetzen; welche Maßnahmen am effektivsten sind, wird in der Regel von den jeweiligen nationalen Traditionen und spezifischen Umständen her bestimmt sein. Die besten Gesetze können spielend leicht durch unangemessene oder überkomplizierte Ausführungsbestimmungen untergraben werden.

Sind die gesetzlichen Bestimmungen in einigen oder allen diesen Punkten günstig, dann kann die Gleichheitsgesetzgebung von einem formalen Instrument in ein Mittel verwandelt werden, das zumindest ansatzweise die tatsächliche Lebenssituation von Frauen tangiert. Außerdem aber bieten die Gleichstellungsgesetze, da sie sich in erster Linie auf die Berufstätigkeit beziehen, auch Schutz für das Recht von Frauen auf Arbeit, das in Zeiten von Arbeitslosigkeit und Rezession gefährdet ist. Unter diesen Umständen lohnt sich die Überlegung, ob wir einer Gleichheitsgesetzgebung im Kampf um die Verbesserung der Lage der Frauen nicht mehr Priorität einräumen sollten — egal, wie mangelhaft sie ist und wo sie herkommt. Dies gilt sowohl im Sinne einer besseren Anwendung bestehender Gesetze als auch für eine Kampagne zur Weiterentwicklung und Ausweitung der Gesetzgebung.

Ein Anfang scheint bereits gemacht. Als die britische Regierung gezwungen wurde, den »Equal Pay Act« von 1970 über den Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes anzugleichen, gab es einigen öffentlichen Wirbel und intensive Lobby-Arbeit seitens der betroffenen Frauengruppen. Was an Bestimmungen dabei herausgekommen ist, ist zwar unnötig kompliziert, aber durch die öffentliche Diskussion doch besser geworden als ohne sie. Und in einem der ersten Urteile auf Grundlage dieser neuen Gesetzgebung gewann Julie Hayward, eine Angestellte in der Kantine der Cammell Laird's Merseyside Schiffswerft, die Angleichung ihres Lohnes an den der Werftschreiner — was für sie eine wöchentliche Lohnerhöhung von 31 £ bedeutete.³ Dieses Urteil eröffnete zum ersten Mal die Möglichkeit, die Forderung nach Lohngleichheit durch einen Vergleich von männlicher und weiblicher Arbeit mit *unterschiedlichen* Tätigkeiten zu begründen. Ähnlich hat auch in Frankreich die neue Gleichheitsgesetzgebung der sozialistischen Regierung, die sowohl das Ausmaß der bestehenden Bestimmungen ausweitete als auch zusätzliche Durchsetzungsmittel zur Verfügung stellte, neue Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Sie führte auch dazu, daß innerhalb der französischen Frauenbewegung dieses Thema wieder neu diskutiert wurde.⁴

In diesem Zusammenhang sind politische Interventionen und Aktionen auf

europäischer Ebene enorm wichtig. Die Verwirklichung der europäischen Bestimmungen impliziert einen Komplex von Prozeduren, mit denen die Einzelstaaten beständig angemahnt werden, ihre nationale Gesetzgebung zu überwachen, zu reformieren und anzugleichen. Damit wird eine Dynamik geschaffen, in der immer wieder neue Möglichkeiten für Diskussionen und zur Ausübung politischen Drucks eröffnet werden. So hat z.B. das Inkrafttreten der Richtlinie des Rates zur Gleichbehandlung von Männern und Frauen im Bereich der sozialen Sicherheit im Dezember 1984 (und die Auflage an die Mitgliedsstaaten, Maßnahmen zur Angleichung zu treffen), die Aufmerksamkeit auf die abhängige Lage von Frauen auch innerhalb der fortgeschrittensten Sozialversicherungssysteme gelenkt. Allerdings hat sie auch das Mißtrauen gegenüber Gleichheitsgesetzen allgemein erneut genährt, da die nationale Anpassung an die europäische Richtlinie auch darin bestehen kann, die Sozialleistungen jetzt für alle zu kürzen, Hauptsache Mann und Frau werden gleich behandelt.⁵ Aber die Frauen in den vor allem davon betroffenen Ländern — Irland und die Niederlande — sind mittlerweile genügend organisiert und bewußt, um darauf heftig zu reagieren und auf nationaler wie europäischer Ebene dagegen zu protestieren.

Folge der Frauenpolitik der EG ist auch eine zunehmende Vernetzung von Frauen aus den Mitgliedsstaaten, und zwar sowohl offiziell wie auch inoffiziell. Den Anfang bildete 1974 ein Treffen von Verwaltungsbeamtinnen und Expertinnen zu Fragen der Frauenerwerbstätigkeit anlässlich der Verhandlungen zur Gleichbehandlungsrichtlinie der EG. Später setzte die Europäische Kommission einen beratenden Ausschuß ein, der sich aus Vertreterinnen halb-offizieller Gremien (wie die britische Gleichstellungsstelle) zusammensetzt und sich mit Frauenfragen in den verschiedenen Staaten beschäftigt. Weibliche Abgeordnete im Europäischen Parlament haben verschiedene formelle und informelle Komitees gegründet: Das Fraueninformationsbüro der Europäischen Kommission (Women's Information Bureau) hält den Kontakt vor allem zu den besser organisierten, eher traditionellen Frauenorganisationen aufrecht. Feministischer und basisnäher ist das Europäische Frauenforschungszentrum, das »Centre for Research on European Women« (CREW); ursprünglich ein Versuch, unabhängige und autonome Frauengruppen mit dem Ziel zusammenzubringen, in Brüssel eine Frauen-Lobby zu etablieren. Interessanterweise aber schienen die Frauen, die zur ersten Konferenz im Januar 1983 anreisten, eher daran interessiert zu sein, untereinander dauerhafte Verbindungen herzustellen und Informationen auszutauschen, als auf die Geschehnisse in Brüssel zu reagieren. Sie demonstrierten damit erneut das instinktive Mißtrauen in der Frauenbewegung gegenüber Institutionen, und sie machten sehr deutlich, daß sie ihre Prioritätensetzung selbst bestimmen wollten, anstatt nur auf die Initiativen der EG zu reagieren. Am Ende wurde anstelle einer Lobby in Brüssel ein europäisches Frauennetzwerk gegründet mit dem Ziel, Verbindungen herzustellen, gemeinsame Kampagnen zu initiieren und Informationen auszutauschen.⁶ (...)

Das Aushandeln einer europäischen Politik

Die Entwicklung einer europäischen Frauenpolitik war verschiedenen Zwängen ausgesetzt. Die Römischen Verträge befassen sich in erster Linie mit ökonomischen Strukturen. So sind die Bestimmungen über die Errichtung eines gemeinsamen Marktes und zur allgemeinen Liberalisierung der Wirtschaft bis ins einzelne ausformuliert, aber alle weitergehenden Absichten bleiben nur angedeutet. Dabei legt das Abkommen sozialpolitische — oder besser ausgedrückt: beschäftigungspolitische (James 1982) — Maßnahmen fest, deren wichtigste Ziele sind:

- die Förderung der Mobilität der Arbeitskräfte;
- die Abmilderung nachteiliger Wirkungen der Veränderungen auf die Arbeitenden;
- der Versuch einer Angleichung der Lohnkosten, die die freie Konkurrenz zwischen den Mitgliedsstaaten beeinträchtigen;
- und ganz allgemein die Angleichung von Arbeitskontrolle und -organisation an die neue Stufenleiter wirtschaftlicher Entwicklungen.

Die neue Politik hat zwar eine eher »soziale« Zielsetzung, nämlich »auf eine Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeitskräfte hinzuwirken« (Artikel 117); aber auch hier bleiben die Bestimmungen vage. Die Sozialpolitik, das wird soweit klar, soll sich einzig auf die erwerbstätige Bevölkerung beziehen; die Sorge für die nichterwerbstätige Bevölkerung oder die Menschen ganz allgemein sollen die einzelnen Mitgliedsstaaten allein tragen.

Es liegt auf der Hand, daß Frauenpolitik nicht ohne weiteres in solch eine vorgegebene Struktur paßt; ihr Entwicklungsverlauf zeigt denn auch, daß der Druck zunahm, sie nicht nur mit Blick auf ökonomische Rationalität und im Interesse der Angleichung der Lohnkosten umzusetzen, sondern im Sinne der sozialen Ziele von Artikel 117. Erreicht wurde dies größtenteils im Urteil Defrenne, mit dem der Europäische Gerichtshof entschied, daß in Anwendung von Artikel 119 über gleichen Lohn die sozialen Zielsetzungen des Abkommens als wichtiger anzusehen sind als die ökonomischen. In letzter Zeit gibt es Versuche, die Borniertheiten einer reinen Beschäftigungspolitik zu überwinden und Maßnahmen zu treffen, die sich auf die gesamte Lebenssituation von Frauen auswirken. Das war bislang wenig erfolgreich, da die einzelnen Regierungen nur mit größtem Widerwillen der EG neue Kompetenzen oder solche Bereiche überlassen, die in den Römischen Verträgen nur vage definiert sind.

Die europäische Frauengesetzgebung beruht ganz und gar auf dem formalen Gleichheitsgrundsatz; angefangen von den Bestimmung über gleichen Lohn bis zur Gleichbehandlung. Der Begriff der Gleichbehandlung, der eingeführt wurde, als die Frauenpolitik über die Forderung nach gleichem Lohn hinausging, ist nicht neu innerhalb der EG-Terminologie; er ist vielmehr ein Schlüsselbegriff für die Errichtung des gemeinsamen Marktes. Eine Gesetzgebung zur Gleichbehandlung von Frauen war von daher akzeptabel und durchaus im Rahmen der grundlegenden Zielsetzungen der Gemeinschaft, alle Schranken freier Zirkulation und freier Konkurrenz aus dem Weg zu räumen. Die restriktive Praxis gegen Frauen sollte beseitigt werden, damit sie auf dem Arbeits-

markt frei konkurrieren konnten! Das macht deutlich, warum es der Gemeinschaft viel schwerer fiel, den Begriff der Chancengleichheit zu übernehmen, denn dieser Begriff impliziert Maßnahmen zur positiven Diskriminierung und wirklicher Gleichheit. *Gleich*behandlung und Angleichung von Bestimmungen sind das A und O politischer Praxis in der EG; *Sonder*behandlung oder Maßnahmen, die Eingriffe und Neuverteilungen bedeuten, richten sich gegen dieses allgemein akzeptierte Ethos und können nur unter ausnahmsweisen und besonders zwingenden Umständen ins Auge gefaßt werden.

Der wichtigste Zeitraum für die Entwicklung der EG-Frauenpolitik waren die Jahre 1972-76, in denen die Richtlinien zum gleichen Entgelt und zur Gleichbehandlung verhandelt und beschlossen wurden. Dabei ist die Gleichbehandlungsrichtlinie die wichtigere. Sie bedeutete selbst eine wesentliche Erweiterung der Frauenpolitik und schuf einen Rahmen, der Raum für eine weitergehende Gesetzgebung bot. Der Verhandlungsverlauf dieser Richtlinie ist recht erhellend für die Entscheidungsfindungsprozesse innerhalb der Gemeinschaft. (...) Die Diskussionen über die Entwicklung neuer Initiativen hinsichtlich der Frauenerwerbsarbeit begannen in der Europäischen Kommission Anfang 1973, also nachdem die Staatsoberhäupter Ende 1972 den Startschuß für ein neues Programm sozialpolitischer Maßnahmen gegeben hatten, um der Gemeinschaft ein »humaneres Antlitz« zu verleihen. Tatsächlich nahm dann aber das Jahr 1973 für die Kommission einen traumatischen Verlauf. Es fing an mit dem Problem, die Scharen neuer Verwaltungsbeamter aus Großbritannien, Irland und Dänemark zu integrieren, und es endete mit der Ölkrise, die sämtliche bisherigen Grundannahmen für die Zukunftspläne veränderte.

Die Ankunft des neuen Personals betraf besonders die Generaldirektion für soziale Angelegenheiten. Neuer zuständiger Kommissar wurde der Ire Patrick Hillary, und verschiedene britische Verwaltungsbeamte übernahmen höhere Posten. Diese neuen Leute scheinen anfangs über die bornierte Definition von Sozialpolitik in der EG bestürzt gewesen zu sein, und es kam in den ersten Monaten nicht selten zu Zusammenstößen mit der alten Garde in der Generaldirektion. Im weitesten Sinne für eine Frauenpolitik verantwortlich war Jacqueline Nonon, eine französische Berufsberaterin, die jetzt gewillt war, die Frage der Frauenrechte verstärkt anzugehen. Es gab bereits einen von der Generaldirektion in Auftrag gegebenen und von einer französischen Soziologin, Evelyn Sullerot (1970), verfaßten Bericht über Probleme der Frauenerwerbstätigkeit in der Gemeinschaft. Zur Verfügung standen auch detailliertere Studien über einzelne Länder. Nonon stützte sich auf dieses Material und schlug vor, daß die EG Maßnahmen treffen sollte, um die Anwendung des Gleichheitsgrundsatzes auf alle Arbeitsbedingungen zu gewährleisten, und nicht nur in der Lohnfrage, und um die Vereinbarkeit von Familienpflichten und dem Wunsch nach Erwerbsarbeit zu erleichtern. Zwar waren die zu unternehmenden Schritte für den zweiten Teil des Vorschlags nicht spezifiziert, aber in der Verbindung der beiden Elemente steckte eindeutig die Intention, die EG zu einer Politik zu bewegen, die über die formale Gleichberechtigung hinausgeht und grundsätzlichere Maßnahmen ergreift.

Obwohl nun die Einbeziehung von Familienpflichten die enge Definition ei-

ner Beschäftigungspolitik überschritt, wurde diese Formulierung von der neuen irisch-britischen Führung in der Generaldirektion akzeptiert. Die Vorschläge wurden fast unverändert in das neue Sozialpolitische Aktionsprogramm, das von der Europäischen Kommission 1973 vorgelegt wurde, übernommen.⁷ »Action II (4)« des Programms erklärte ausdrücklich, daß man »zur Herstellung von Gleichheit auf dem Arbeitsmarkt sich mit sofortiger Priorität der Schaffung von Erleichterungen zuwenden könnte, die es den Frauen erlauben, Familienpflichten und Erwerbsarbeit zu vereinbaren«. Obwohl diese Formulierung davon ausgeht, daß allein Frauen Familienpflichten haben, ist sie dennoch ein erheblicher Fortschritt im Denken der Kommission. Das Programm wurde im Januar 1974 vom Ministerrat durch eine Resolution bestätigt, die ausdrücklich die Ausdehnung der Frauenpolitik entsprechend der vorgeschlagenen Richtlinien akzeptierte.

Ad hoc-Gruppe und Richtlinienentwurf

Nachdem diese Vorschläge akzeptiert waren, wurde eine ad hoc-Gruppe eingesetzt, die die Ausführungsbestimmungen für die Europäische Kommission ausarbeiten sollte. Generell geht die Einrichtung einer solchen Gruppe so vorstatten, daß die Kommission jede Regierung zur Nominierung von Vertretern auffordert, die normalerweise aus »unabhängigen Experten« oder Beamten der entsprechenden Verwaltungsbereiche bestehen. Jaqueline Nonon nutzte ihre Einflußmöglichkeiten dafür zu sorgen, daß so viele wie möglich von den Vertreter/inne/n erstens Frauen waren und zweitens solche, die in Fragen der Frauenerwerbsarbeit kompetent waren. Auf diese Weise waren unter den achtzehn Gruppenmitgliedern in der Regel nur vier oder fünf Männer, und die meisten Vertreterinnen besaßen die notwendigen Erfahrungen und Kenntnisse. Die Gruppe traf sich von Februar bis November 1974 insgesamt viermal. Es wurden vor allem Informationen ausgetauscht, Statistiken verglichen und nützliche horizontale Verbindungen zwischen Frauen hergestellt, die in den verschiedenen Mitgliedsstaaten mit den gleichen Fragen und Problemen zu tun hatten. Zwar waren die meisten Gruppenmitglieder entweder Zuarbeiter/innen oder Berater/innen ihres jeweiligen Arbeitsministeriums, aber so wie es aussieht, haben sie die Fragen zum größten Teil im Hinblick auf die Nöte von Frauen diskutiert und weniger im Hinblick auf die Interessen ihrer jeweiligen Regierungen. Sie gelangten zu der Ansicht, daß es ebenso einer *besonderen* wie auch einer *gleichen* Behandlung von Frauen bedarf und sie betonten erneut das Problem der Familienpflichten. Auf ihrer dritten Sitzung legte Eliane Vogel-Polsky (eine belgische Anwältin, die den Fall Defrenne mit zur Verhandlung gebracht hatte) den Entwurf für eine Richtlinie vor. Gleichbehandlung und Chancengleichheit wurden darin gleichrangig nebeneinander gestellt.

Daß viele Vorschläge des Sozialpolitischen Aktionsprogramms nie aufgegriffen wurden, hing vor allem mit dem in Folge der Ölkrise erwarteten wirtschaftlichen Umschwung zusammen. Aber die neuen Vorschläge für eine Frauenpolitik wurden ausgeführt, zum Teil, weil die Vorbereitungen bereits sehr weit gediehen waren, zum Teil aber auch, weil es angesichts des kommen-

den Internationalen Jahres der Frau 1975 nicht opportun erschien, diese Initiativen zu vernachlässigen. So erhielt die Ausarbeitung zweier neuer Richtlinien grünes Licht: die eine sollte das Konzept des gleichen Lohns für gleichwertige Arbeit verdeutlichen und vertiefen, die andere sich mit weitergehenden Zielsetzungen befassen.

Ende 1974 wurde Jaqueline Nonon beauftragt, für diese zweite Richtlinie einen Entwurf auszuarbeiten zusammen mit einem erklärenden Memorandum.⁸ In diesem Memorandum werden — nach neun Revisionen — vorsichtiger Töne angeschlagen. Zwar ist, so das Memorandum, die Familiensituation entscheidend für die Frage der Frauenerwerbstätigkeit, aber die Gemeinschaft könne nicht alle Aspekte dieses Problems behandeln und müsse sich fürs erste auf die besonderen Probleme erwerbstätiger Frauen beschränken. Allerdings schließt das Memorandum auch nicht die Möglichkeit gesetzlicher Bestimmungen über Erleichterungen für erwerbstätige Eltern aus — z.B. Elternurlaub und Einrichtungen zur Kinderbetreuung.

Der Richtlinienentwurf folgte der bornierteren Definitionslinie von Beschäftigungspolitik, vermutlich auf Rat der Rechtsabteilung der Kommission. Es sei besser, so argumentierten (möglicherweise zu Recht) die Rechtsanwälte, wirksame Maßnahmen für Frauen im Bereich der Erwerbsarbeit selbst anzustreben als endlosen Aufschub und ewige Diskussionen darüber zu riskieren, ob die Gemeinschaft das Recht habe, Gesetze für andere Politikbereiche zu erlassen oder nicht. Der Richtlinienentwurf behandelt daher die Fragen der Gleichbehandlung im Bereich des Zugangs zur Beschäftigung, der Berufsausbildung, der Aufstiegschancen und der Arbeitsbedingungen (einschließlich Sozialversicherung). Gleichbehandlung wird dabei definiert als »die Abschaffung sämtlicher Diskriminierungen, die auf Geschlecht, Ehe- oder Familienstatus beruhen, einschließlich der Ergreifung geeigneter Maßnahmen, um Frauen gleiche Chancen einzuräumen bezüglich des Zugangs zu beruflichen Positionen, zur Berufsbildung und zum Aufstieg sowie in bezug auf die Arbeitsbedingungen«.

Die Definition von Gleichbehandlung ist hier auf geschickte Weise so weit ausgedehnt, daß sie die Idee positiver Diskriminierung (»geeignete Maßnahmen«) einschließt, mit der eine Gleichstellung eher Realität würde. Die Formen indirekter Diskriminierung bleiben allerdings vollständig unerwähnt. Auch über Ausnahmen wird nichts gesagt; dafür kommt implizit zum Ausdruck, daß die Schutzgesetzgebung dort, wo sie »nicht mehr gerechtfertigt ist«, fallen sollte. Die einzelnen Staaten werden dazu aufgefordert, die Möglichkeiten dafür zu schaffen, daß Menschen, die Opfer von Diskriminierungen werden, den Rechtsweg beschreiten können, und sie müssen die »betroffenen Personen« über die Richtlinie informieren. Keine Ausführungen gibt es über staatlichen Beistand der Prozeßführenden, über die Kontrolle bestehender Praxis oder Strafen bei Nichtbefolgung.

Die Arbeitsgruppe im Europäischen Rat

Die Kommission stimmte dem Entwurf zu und leitete ihn weiter zur genaueren Überprüfung an die Arbeitsgruppe für soziale Angelegenheiten des Rates. In

dieser Arbeitsgruppe sitzen vor allem die Beauftragten für soziale Angelegenheiten aus den Delegationen der Mitgliedsstaaten in Brüssel; sie ist eine Arena zwischenstaatlichen Tauziehens um sozialpolitische Fragen, in der alle Vorschläge sorgfältig auf ihre Auswirkungen und Kosten für jeden Staat überprüft werden. In diesem Fall stand eine gewisse Dringlichkeit im Vordergrund, da man hoffte, die Richtlinie noch im Laufe des Jahres 1975 als Geste zum Internationalen Jahr der Frau verabschieden zu können. Trotzdem waren die Debatten äußerst heftig, da einerseits Staaten mit eigener Gesetzgebung in diesem Bereich (wie Großbritannien) besorgt waren, auch nicht einen Millimeter darüber hinaus gehen zu müssen, und andererseits Staaten mit sehr mangelhaften Bestimmungen in diesem Bereich (wie die Bundesrepublik Deutschland) ängstlich darauf achteten, den etwaigen Schaden so gering wie möglich zu halten. Zu diesem Zeitpunkt waren sämtliche führenden Vertreter der Arbeitsgruppe Männer. Jaqueline Nonon war zwar anwesend, aber nicht als Vertreterin der Kommission, da man ihre Kommissionsangehörigkeit dafür als zu kurz erachtete; sie mußte sich damit abfinden, den dienstälteren männlichen Kommissionsmitgliedern zuzuarbeiten, die weder ihre Erfahrung noch ihr Engagement besaßen.

Aus dieser Diskussion — die gleich in die endgültige Beratung auf der Sitzung des Europäischen Rates im Dezember 1975 überleitete — ging die Richtlinie in sehr veränderter Form hervor. Die einzelnen Streitpunkte dabei waren: *die Definition*. Die Beauftragten waren sofort auf die »geeigneten Maßnahmen« angesprungen und wollten die genaue Bedeutung wissen. Sehr schnell einigten sie sich darauf, daß dieser Hinweis zu vage sei, und sie beschlossen, ihn zu streichen. Damit verschwand die einzige Erwähnung positiver Diskriminierung, denn die Klausel, die positive Maßnahmen *erlaubt* (Artikel 2.4), taucht nur als Nachsatz auf. Aber wie um diese Streichung zu kompensieren, wurde die grundlegende Definition von Diskriminierung — offensichtlich auf Vorschlag der britischen Delegation — so weit verändert, daß sie den Begriff der indirekten Diskriminierung miteinschloß, wenn auch auf ambivalente Weise (Artikel 2.1).

Ausnahmebestimmungen. Die gängigen Sonderregelungen (bei geschlechtsspezifischen Berufen und Mutterschaft) wurden eingefügt. Allerdings bestand die Kommission darauf, daß die Ausnahmebestimmungen für geschlechtsspezifische Arbeitsplätze einer rigorosen Überwachung unterworfen werden (Artikel 2.2). Die Schutzgesetzgebung wurde prinzipiell abgeschafft, wenn auch nur nach langer Prüfung und Überlegung (Artikel 9.1). Eine Ausnahmegenehmigung wurde für die Niederlande eingefügt, die privaten Erziehungseinrichtungen »Freiheit« hinsichtlich der Berufsausbildung einräumt.

Die Reichweite. Es ging ganz klar darum, diese so klein wie möglich zu halten. Ein Hinweis auf »Allgemeinbildung« im Zusammenhang mit der Gleichbehandlung in der Berufsausbildung (der auf Wahlmöglichkeiten und Berufsberatung in Schulen abzielte) wurde mit der Begründung gestrichen, daß der Gemeinschaft keinerlei Kompetenz im Erziehungssektor zukomme. Kontrovers war auch die Einbeziehung von Sozialversicherungsbestimmungen. Barbara Castle, zu diesem Zeitpunkt die verantwortliche britische Ministerin, be-

stand darauf, daß diese aus dem Definitionsradius der Richtlinie entfernt werden sollten. Die Kommission blieb hier in einem Nachhutgefecht erfolgreich, indem sie ihrerseits im Falle einer Streichung auf einer ernsthaften Erklärung bestand, daß diese Bestimmungen in einer späteren, separaten Richtlinie neu behandelt werden sollten (Artikel 1.2).

Die Ausführung. Hier wurde nur sehr wenig hinzugefügt oder gestrichen. Die Kommission stimmte zwar einem vom Europäischen Parlament zusätzlich vorgeschlagenen Artikel zu, der unabhängige Kontrollgremien zur Unterstützung der Ausführungsmaßnahmen in jedem Staat vorschrieb, aber er kam zu spät für eine ernsthafte Überlegung im Ministerrat.

Die Richtlinie wurde endgültig im Februar 1976 verabschiedet und trat 30 Monate später, im August 1978 in Kraft.⁹ Ihrer Verabschiedung folgten komplexe Verfahrensregelungen, um ihre Anwendung zu kontrollieren, zu überwachen und auszuwerten. Daraus gingen notwendigerweise Mechanismen und Netzwerke hervor, deren Auswirkungen erst jetzt, Mitte der 80er Jahre, spürbar werden.

Welche Schlußfolgerungen sind zu ziehen?

Aus der Geschichte dieser Verhandlungen wird deutlich, wie das institutionalisierte Patriarchat politische Prozesse handhabt. Eine Frau, die an den ersten Diskussionen der Richtlinie beteiligt war, war so entsetzt bei dem Anblick der zehn Männer, die den Entwurf in der Arbeitsgruppe diskutierten, daß sie die Richtlinie später nur noch als »männliches Reglement für Frauenrechte« bezeichnete. Die Diskussion in der ad hoc-Gruppe scheint trotz der Tatsache, daß die meisten Frauen dort Regierungsangestellte waren, qualitativ anders verlaufen zu sein als in der Arbeitsgruppe. Die Frauen nahmen das Problem ernster und hatten vor allem genügend Ahnung davon, die Männer dagegen meistens nicht. Aber dieser Unterschied taucht überhaupt nur auf, wenn eine genügend große Anzahl von Frauen beteiligt ist. Eine Alibifrau wie Barbara Castle auf der Sitzung des Europäischen Rates agiert tendenziell als Ersatzmann.

Daß die Relevanz der Familienpflichten der Frauen in bezug auf ihre Stellung auf dem Arbeitsmarkt Schritt für Schritt heruntergespielt wurde, hängt nur teilweise mit tatsächlichen Zweifeln über die Kompetenzbereiche der EG zusammen; sie ist ebenso sehr Folge eines schrittweisen Aufzwingens patriarchalischer Sichtweisen. In dem Maße, wie die Diskussion die Leiter zwischen Kommission und Europäischem Rat hinaufkletterte, nahm die Zahl der Menschen, die die Wichtigkeit dieses Themas noch anerkannten, ab. Das gleiche gilt für die Behandlung der Ausführungen über positive Diskriminierung: Der bereits verwässerte Hinweis in dem Richtlinienentwurf wurde auf der Stufe der Beauftragten für soziale Angelegenheiten diskussionslos fallengelassen; in diesem Stadium hatte die Kommissionshierarchie klar entschieden, daß dies kein lohnenswerter Streitpunkt ist. Das illustriert erneut die bereits erwähnte generelle konzeptionelle Schwierigkeit der EG mit der Verabschiedung von Sondermaßnahmen.

Die Richtlinie ist da am schwächsten, wo es um die Ausführungsbestimmun-

gen auf nationaler Ebene geht. Wenn aber die Regelungen eines Gleichstellungsgesetzes überhaupt irgendeinen Effekt haben sollen, dann ist genau diese Frage, wie wir gesehen haben, von zentraler Bedeutung. Überraschenderweise scheinen aber weder die Kommission noch die ad hoc-Gruppe dem viel Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; der Vorschlag des Parlaments zur Einrichtung unabhängiger Kontrollinstanzen kam so spät im Verhandlungsverlauf, daß er von den Regierungen mit Leichtigkeit abgebugelt werden konnte. Die Vernachlässigung von Kontrollmaßnahmen auf nationaler Ebene steht in einem bezeichnenden Gegensatz zu den sonst strengen Kontrollverfahren der EG, um die Umsetzung einer Richtlinie zu erzwingen, d.h. um zu prüfen, ob die Mitgliedsstaaten auch tatsächlich in ihrem eigenen System die Maßnahmen durchführen, denen sie auf europäischer Ebene zugestimmt haben. Hätte also die Richtlinie mehr Maßnahmen zur Garantie ihrer Umsetzung vorgeschrieben, dann hätte die Kommission das Recht gehabt, energische Kontrollen in den einzelnen Staaten durchzuführen. (...)

Zwei Aspekte der Richtlinie könnten von erheblicher Bedeutung sein. Erstens, die konsequente Haltung gegenüber Ausnahmeregelungen — auch gegenüber bereits existierenden. Alle müssen streng auf EG-Ebene überwacht werden. Um einen Anfang zu machen, hat die Kommission 1982 einen Bericht über die Schutzgesetzgebung und andere ausschließende Praktiken in allen Mitgliedsstaaten veröffentlicht (Halpern 1982). Diese Studie ist eine sorgfältige Analyse der derzeitigen Situation; sie bietet nützliche Vergleiche, schlägt zukünftige politische Maßnahmen vor, und sie bietet hervorragendes Material für jede Kampagne in diesem Bereich. Der zweite möglicherweise wichtige Aspekt betrifft den Hinweis auf indirekte Diskriminierung. Die Formulierung ist ambivalent, und es gibt bislang wenig Anstrengungen in der Europäischen Kommission, auf die Übernahme dieses Begriffes in die nationale Gesetzgebung zu dringen. Aber 1983 hat die Kommission ein Netzwerk unabhängiger Experten und Expertinnen ins Leben gerufen (in erster Linie aus dem juristischen und Gewerkschaftsbereich), um die Anwendung der Richtlinien zum gleichen Entgelt und zur Gleichbehandlung in den Mitgliedsstaaten zu kontrollieren. Aufgabe dieses Netzwerkes ist es auch, genauer zu definieren, was unter indirekter Diskriminierung zu verstehen ist, damit die Umsetzung besser erzwungen werden kann.

All dieses eröffnet die Möglichkeit erneuter Diskussionen über Themen, die in vielen Ländern als abgeschlossen gelten. Die Gleichbehandlungsrichtlinie wurde 1976 verabschiedet, aber ihre gesamten Auswirkungen sind noch heute nicht absehbar. Sie werden zu einem großen Teil auch davon abhängen, inwieweit die Frauen in den einzelnen Mitgliedsstaaten gewillt und fähig sind, die vollständige Ausführung und Entfaltung ihrer Bestimmungen zu erzwingen.

Tendenzen in der Frauenbewegung

Um tatsächlich relevante Schlußfolgerungen zu ziehen oder Prognosen weiterer Entwicklungen zu stellen, müssen wir den Einfluß dieser Prozesse sowohl auf die einzelnen Staaten als auch generell auf die Lage der Frauen viel sorgfältig

tiger studieren. Alles, was sich heute sagen läßt, ist, daß gesamteuropäische Initiativen damit angefangen haben, eine gemeinsame gesetzliche Regelung auf europäischer Ebene durchzusetzen. Länder, in denen eine solche Gesetzgebung bereits existierte, wurden zu Änderungen gezwungen (Großbritannien); Länder mit ungenügenden gesetzlichen Bestimmungen wurden gezwungen, neue Bestimmungen einzuführen (Italien und die Bundesrepublik); Länder, die in diesem Bereich überhaupt keine Gesetzgebung hatten, wurden dazu angehalten, die EG-Richtlinien mit nationalen Veränderungen zu übernehmen (Irland und Griechenland). Die sozialistische Regierung in Frankreich, die eine wirksame Gesetzgebung anstrebte, konnte aus den Erfahrungen in der EG lernen, was geht und was nicht geht. Daraus erwachsen neue Maßstäbe für einen weiteren Ausbau gesetzlicher Bestimmungen, die sich vielleicht auch auf die Entwicklungen in anderen Ländern auswirken werden.

Aber die Mühlen der Gemeinschaft mahlen langsam; die Lage, die die neuen Maßnahmen provozierte, war in den 60er Jahren entstanden; erste gesetzliche Schritte dazu wurden in den 70er Jahren unternommen; die Ausführung und Umsetzung der Gesetzgebung begann ernsthaft erst in den 80er Jahren, d.h. zu einem Zeitpunkt, in dem die gesamten Umstände sich bereits wieder radikal verändert hatten. Vielleicht ist der Haupteffekt einer fortschrittlich gemeinten Gesetzgebung am Ende nur der, den derzeitigen Versuchen entgegenzuwirken, mit denen die Stellung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt geschwächt werden soll.

Der gemeinsame Handlungsrahmen macht eine Vernetzung von Frauen innerhalb der Gemeinschaft sinnvoller. Aber nach wie vor gibt es keine gemeinsame Strategie, obwohl insgesamt Interesse und Kenntnis der Gesetzgebung in der Frauenbewegung zugenommen hat. Eine neuere Tendenz in der Frauenbewegung (besonders in der Bundesrepublik, aber auch woanders spürbar) ist die Betonung weiblicher Gebärfähigkeit und Zuständigkeit für menschliche Beziehungen. Damit zusammen hängt die Ablehnung der männlichen Welt und aller Gleichheitsforderungen sowie die Zelebrierung weiblicher Qualitäten, die aus der Rolle der Frau in Familie und Haushalt entspringen. Wenn dies — wie im Falle der Frauen von Greenham Common — zu einer direkten Konfrontation mit patriarchalischer Politik und Weltansicht führt, dann sind die Auswirkungen davon ganz und gar positiv. Führt dies aber zu einem Rückzug und damit faktisch zum Akzeptieren der bestehenden Strukturen, dann können die Auswirkungen politisch gesehen reaktionär sein. So gibt es in der Bundesrepublik z.B. eine bestürzende Übereinstimmung zwischen einigen Äußerungen der Kohl-Regierung (die die spezifischen Qualitäten von Frauen idealisieren und die fehlende »Wärme« in der deutschen Gesellschaft dem Umstand zu schreiben, daß zu viele Frauen erwerbstätig sind) und der Überzeugung einiger Teile der westdeutschen Frauenbewegung. Diese politische Ambivalenz findet sich auch in einigen Passagen von Germaine Greers neuem Buch, *Die heimliche Kastration* (1985).

Einige italienische Feministinnen verfolgen eine andere Theorie. In Italien ist die Diskussion über »Gleichheit und Unterschied« bereits recht alt. Auf der Turiner Konferenz über Frauenerwerbstätigkeit 1983 haben zwei ehemals in

feministischen Gewerkschaftskämpfen aktive Frauen ein Papier verfaßt, in dem sie versuchen, die beiden Stränge zusammenzuziehen (Piva, Ingrao 1983). Die engagierten Frauen in Italien, so konstatieren sie, strebten entweder »Gleichheit« oder »Verschiedenheit« an: »Frauen, die ihre Verschiedenheit als Wert betonten, weigerten sich, an der gesellschaftlichen Veränderung der Arbeit mitzuwirken, während diejenigen Frauen, die die Betonung auf Gleichheit legten, Verhandlungen initiierten und das Bündnis mit der Linken suchten.« Piva und Ingrao sehen jetzt die Zeit für eine Synthese gekommen. Gleichheit öffnet Frauen den Arbeitsmarkt; aber einmal angekommen, müssen sie versuchen, die Unterschiede dazu zu nutzen, den Arbeitsprozeß und die Zusammenhänge, in denen Gleichheit definiert wird, zu verändern. Piva und Ingrao führen als Beispiel das massenweise Eindringen von Arbeiterinnen in die führenden Automobilindustrien im Norden Italiens Ende der 70er Jahre an — ein Eindringen, das im übrigen durch die Verabschiedung der italienischen Gleichheitsgesetzgebung in Erfüllung der europäischen Gleichbehandlungsrichtlinie ermöglicht wurde. Als die Arbeiterinnen in großer Anzahl da waren, beklagten sie sich über Arbeitsorganisation und -bedingungen in der Hoffnung, sie zu einer allgemeinen Thematik zu machen. Es passierte also das gleiche, wie in der ad hoc-Gruppe der Europäischen Kommission: Sobald Frauen in ausreichender Zahl da sind, ändert der bloße Fakt ihrer von den Männern verschiedenartigen Interessen und Umgangsweisen Form und Inhalt des Ganzen. Gleichheit bleibt also weiterhin eine wichtige Forderung, die aber so gestellt werden muß, daß die Autonomie der Frauen gewahrt bleibt und Vereinnahmung sowie Alibifunktionen vermieden werden. Das Ziel der Gleichstellung der Frauen besteht nicht darin, ihre Konkurrenzfähigkeit in einer männlichen Welt zu erhöhen, sondern in der Veränderung patriarchalischer Gesellschaftsstrukturen.

Dabei wird die Gleichheitsgesetzgebung auf europäischer und nationaler Ebene eine wichtige Rolle spielen, und mit ihrer Hilfe können in der gegenwärtigen Situation Versuche zurückgedrängt werden, die die traditionellen Frauen-Männer-Stereotypen erneut festzuklopfen suchen. Aber um die richtige Art von Gesetzgebung zu erreichen und um sicherzustellen, daß ihre Umsetzung nicht zur Vereinnahmung und Isolierung von Frauen führt, sondern dazu, daß der »Unterschied« wirksam wird, dazu muß auch die Mobilisierung wesentlich größer werden.

Anmerkungen

- 1 Die derzeitige Diskussion über »Gleichheit und Unterschied« in Italien und Frankreich wird gut zusammengefaßt in dem Artikel »Trade Unionism and the Radicalizing of Socialist Feminism«, in: *Feminist Review* No. 16, Sommer 1984.
- 2 Gabrielle Defrenne ist eine belgische Stewardess, die sich wegen diskriminierender Praktiken bei der staatlichen Fluggesellschaft Sabena beschwerte. Insgesamt gelangten drei Verhandlungen über ihre Situation vor den Europäischen Gerichtshof. Vgl. Anhängige Fälle vor dem Europäischen Gerichtshof 80/1970, 43/1975, 149/1977.
- 3 Das Urteil wurde hier vom Arbeitsgericht (Industrial Tribunal) im Oktober 1984 gefällt. Der Prozeß wurde gemeinsam unterstützt von der britischen Gleichstellungsstelle und der General Municipal Boilermakers and Allied Trades Union (GMBATU).

- 4 Gesetz Nr. 93-635 v. 13. Juli 1983. Zur Diskussion s. La revue d'en face, Paris, Editions Tierce no. 11, Winter 1981 und no. 14, Herbst 1983.
- 5 So ist die britische Regierung z.B. im Moment dabei, höchst kontrovers mit der stufenweisen Abschaffung der beitragsfreien Invaliditätsrente für Hausfrauen den Anspruch auf Invaliditätsrente für *alle* zu erschweren.
- 6 Die Koordination des European Network of Women (ENOW) läuft über Brüssel: Centre for Research on European Woman (CREW), 38 Rue Stevin, 1040 Brüssel, Belgien, Tel.: 0103222305158. Das Centre gibt ein monatliches Bulletin heraus (CREW Reports), das sich mit für Frauen wichtigen Entwicklungen innerhalb der EG beschäftigt, und die Network News über Entwicklungen innerhalb des internationalen Frauennetzwerkes.
- 7 »Social Action Programme«, Bulletin der EG, Beilage 2/74. Darin ist sowohl der Kommissions-Vorschlag als auch die Europarats-Resolution vom 21.1.74 enthalten.
- 8 Beide Texte sind nachzulesen in: Commission document COM (75) 36 final, v. 12.2.1975.
- 9 Europarats-Richtlinie v. 9. Februar 1976, 76/207/EEC. Der Gesamttext wurde veröffentlicht im Official Journal, Series L, 14/2/76.

Literaturverzeichnis

- Greer, Germaine, 1985: Die heimliche Kastration. Probleme der sexuellen Emanzipation. Frankfurt/M., West-Berlin, Wien
- Gregory, Jeanne, 1981: »Formal or Substantive Legality: the Future of Protective Legislation«, Middlesex Polytechnic Occasional Paper 3
- Halpern, Monique, 1982: »Protective Measures and Activities not Falling within the Field of Application of the Directive on Equal Treatment-Analysis and Proposals«, Commission Document V/707/3/82
- James, Edward, 1982: »The Role of the European Community in Social Policy«, *Yearbook of Social Policy*
- Low Pay Unit, 1984: Women and work in the West Midlands, Birmingham
- Nielsen, Ruth, 1983: Equality Legislation in a Comparative Perspective — Towards State Feminism, Copenhagen
- Piva, Paola, und Ingrao, Chiara, 1983: Equality and Difference. Vortrag auf der Konferenz zur Frauenarbeit in Turin (gekürzte Übersetzung in: Pelagea 21, West-Berlin 1984; vgl. die überarbeitete und erweiterte Fassung in diesem Heft)
- Sullerot, Evelyn, 1970: L'emploi des Femmes et ses problèmes dans les Etats membres de la Communauté Européenne, Brussels: European Commission (Die Erwerbstätigkeit der Frauen und ihre Probleme in den Mitgliedsstaaten der Gemeinschaft. Kommission der EG. Luxemburg; Zusammenfassung des französischen Originals)



**DER
WIDERSPENSTIGEN
LÄHMUNG**

**Frigga Haug/Kornelia Hauser (Hrsg.)
Der Widerspenstigen Lähmung
Kritische Psychologie der Frauen 2**

Weibliche Lebensplanung, Krankheiten, Sprechen und Widerspruchsverhalten — das sind die Bereichsstudien dieses Bandes. Durch alle Beiträge zieht sich wie ein roter Faden die Frage nach Politikfähigkeit, dem politischen Eingriff, dem individuellen Verhältnis der Frauen zur Regelung der Gesellschaft: Schlüsselfragen für die Aufhebung der Frauenunterdrückung wie für die Vermenschlichung von Gesellschaft überhaupt.

Argument-Sonderband AS 130, 180 S.
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Paola Piva und Chiara Ingrao

Subjektivität der Frauen, gewerkschaftliche Macht und das Problem der Arbeit*

Dieser Text wurde für die internationale Frauenkonferenz in Turin im April 1983 vorbereitet. Er handelt von unseren gemeinsamen Erfahrungen in den Frauenausschüssen der italienischen Metallarbeitergewerkschaft vor einigen Jahren. Es sieht so aus, als sei dieses Experiment der Frauenausschüsse heute zum Stillstand gekommen. Das gilt aber weder für unsere Freundschaft, für unsere Leidenschaft für die Politik noch für unseren Feminismus. Deshalb fühlen wir die Notwendigkeit, die Vergangenheit nochmals zu überdenken, die Erfahrungen zu überprüfen und zu versuchen, sie besser zu verstehen. Wir werden Fragen berühren, die unserer Meinung nach unbeantwortet geblieben sind und die irgendwie aufgegriffen werden müssen, wenn die Frauenausschüsse in den Gewerkschaften einen neuen Platz finden und neue Initiativen in Gang setzen sollen.

Die neue Erkenntnis, Frauen müssten in den Gewerkschaften unabhängig und eigenständig handeln, kennzeichnete die ersten gewerkschaftlichen Frauentreffen. Die Vorstellung, einfach »gleich« sein zu wollen, wurde zurückgewiesen, Männer nicht länger als richtungweisender Maßstab akzeptiert. Statt dessen wurde die »Differenz« proklamiert. Das führte zu Koordinationsausschüssen, Seminaren, Massenveranstaltungen, 150-Stundenkursen (vgl. dazu Caldwell, Lesley, 1983: *Courses for Women: The Example of the 150 hours in Italy*. In: *Feminist Review* 14, 71-83) usw., die von Frauen für Frauen organisiert wurden. Diese Aktivitäten verbreiteten sich bald über das ganze Land. Allerdings gab es immer eine große Kluft zwischen diesen Erfahrungen (die auf feministischen Selbsterfahrungsgruppen aufbauten) und den aktuellen Kämpfen von Frauen *innerhalb* der gewerkschaftlichen Strukturen, einschließlich der Betriebsräte, in denen wir eine ganz andere Sprache benutzen und ganz andere Themen aufgreifen mußten. Wir hatten eben *nicht* im Sinn, »separatistische« Gewerkschaften zu gründen, oder Forderungen aufzustellen und Aktionen zu planen, die nur von Frauen getragen und organisiert wurden. Wir wollten vielmehr die Forderungen und Aktionen der *ganzen* Arbeiterklasse aus einer neuen feministischen Perspektive entwickeln.

Wir versuchten zunächst, den Gegensatz zwischen »Gleichheit« und »Differenz« zu überwinden und die neuen feministischen Erfahrungen in die *Arbeit* der Gewerkschaften einzubringen; dadurch hofften wir, einige der Fragen lösen zu können, die in den Anfang der 70er Jahre entstandenen Diskussionen um die »Subjektivität der Arbeiter« offen geblieben waren, vor allem die Fragen nach dem Verhältnis von Arbeit und Freizeit, öffentlich und privat, Produktion und Reproduktion. Schließlich hofften wir, unsere widerstreitenden

* »Women's Subjectivity, Union Power and the Problem of Work«, zuerst erschienen in: »Feminist Review« No 16, Sommer 1984. Übersetzung: Nora Räthzel.

Erfahrungen als Frau und als Mitglied der Gewerkschaftsbewegung in Einklang zu bringen.

Aus dieser Idee wurde ein Projekt geboren, das es zuvor weder in der Gewerkschaft noch in der Frauenbewegung gegeben hatte. Die Frauenausschüsse verfolgten nun den Plan einer doppelten Organisierung: einerseits eigenständige Organisierung von Frauen, um ihrer Subjektivität Geltung und politisches Gewicht zu verleihen, andererseits Organisierung innerhalb der Gewerkschaftsstruktur, in der Überzeugung, daß die Frauenkämpfe ein unverzichtbarer Bestandteil des Klassenkampfes und der Prioritätenliste gewerkschaftlicher Verhandlungen sind. Die Ende der 70er Jahre in vielen Gewerkschaften gegründeten Frauenausschüsse wandelten also stets auf dem schmalen Grat zwischen der einen und der anderen Seite. So wollten wir z.B. die Ausschüsse für alle Frauen offen halten, auch für diejenigen, die weder Betriebsrätin noch Gewerkschaftsmitglied waren — und auch für Erwerbslose und Hausfrauen. Wir erwarteten gleichzeitig von den Gewerkschaften, dies zu unterstützen, indem sie z.B. für Fahrtkosten aufkamen, unbezahlten Urlaub und Fortbildungskurse finanzierten usw. — all dies, ohne Einfluß auf die Organisation des Ganzen zu haben.

Wir versuchten auch, uns basisdemokratisch zu organisieren, ohne festen Vorstand. Andererseits gaben wir Leitungsaufgaben meistens an diejenigen von uns, die die »relevanteste« Rolle in der Gewerkschaft spielten, die also besser geeignet waren, unsere Erfahrungen in der Gesamtgewerkschaft zu vertreten und zu verteidigen sowie sicherzustellen, daß die Frauenausschüsse in den Gewerkschaften anerkannt wurden, daß man ihnen zuhörte und sie bei den Gewerkschaftsaktivitäten berücksichtigte. Unsere Forderungen sollten ein wesentlicher Bestandteil der Gewerkschaftsstrategie werden: Das war eines unserer Hauptziele. Frauen würden — gleich anderen in den 70er Jahren aufgetauchten »neuen Subjekten« des Klassenkampfes — die Gewerkschaften umwälzen. Das Ziel hieß: *Veränderung der Arbeitsplätze* — als Garantie dafür, daß unterschiedliche biologische Bedürfnisse, Lebenszyklen und mit dem Leben außerhalb der Arbeit verbundene persönliche Wünsche befriedigt werden könnten; und: *Veränderungen des häuslichen Lebens* — damit Männer sich mehr an der Hausarbeit und an der Kindererziehung beteiligten und die gesellschaftlichen Dienstleistungen in dieser Sphäre eine aktivere Rolle spielen könnten. Die eigentliche Bedeutung des hier beschriebenen Herangehens lag in der wechselseitigen Verbindung dieser beiden Veränderungen.

Die Widersprüchlichkeit unseres Vorhabens wird vielleicht anhand von drei Themenkomplexen deutlich, die Frauen Ende der 70er Jahre auf die Tagesordnung gesetzt hatten. Nehmen wir zuerst die zusammengehörigen Fragen von bezahltem Elternurlaub und Teilzeitarbeit. Für viele Frauen war der Widerspruch zwischen Mutterschaft und Beruf ein brennendes Problem. Einige Frauenausschüsse versuchten mit Macht, die Forderung nach vierzig Stunden bezahlten Urlaubs im Jahr für arbeitende Väter und Mütter zum Bestandteil der Kollektivvereinbarungen zu machen. Mit dieser Forderung wurden mehrere Ziele verfolgt: 1. arbeitende Väter sollten ermutigt werden, für ihre kranken Kinder zu sorgen; 2. die traditionelle Politik von Staat und Gewerkschaften ge-

genüber den Familienbedürfnissen sollte in Frage gestellt werden, denn sie hatte auf diese Bedürfnisse lediglich mit Lohnanpassung, Familienbeihilfe o.ä. reagiert, ohne in irgendeiner Weise die Arbeitszeit zu tangieren; 3. eine neue Arbeitszeitpolitik sollte in Gang gesetzt werden, es sollten Unterschiede entsprechend den persönlichen Bedürfnissen und Anforderungen außerhalb der Arbeit eingeführt werden — die zusätzliche Verantwortung, die z.B. mit der Elternschaft auf manchen Arbeitern und Arbeiterinnen lastet, sollte anerkannt werden.

Die Forderung wurde zwar erhoben, aber bei den 1979 getroffenen nationalen Vereinbarungen der Metallarbeiter und Techniker nicht durchgesetzt. Unter dem Druck von Betriebsrätinnen wurde sie später für einige Betriebe verwirklicht; insgesamt fand sie aber nur wenig Verbreitung. Es ist uns nie gelungen, breite Teile der Arbeiterschaft in eine allgemeine Diskussion über die Beziehung zwischen Organisierung der Arbeitszeit und Privatleben einzubeziehen.

In diesem Zusammenhang stand auch die Frage der Teilzeitarbeit. Einige Frauen waren gegen Teilzeitarbeit, da sie fürchteten, es führe dazu, die Unterlegenheit und Ghettoisierung von Frauen zu festigen. Die Forderung nach Teilzeitarbeit wiesen viele von denen zurück, die den Kampf um die 40-Stunden-Woche unterstützten, weil sie so bemüht waren, die Bedürfnisse der verschiedenen Arbeiter/innengruppen zu schützen, während sie zugleich darauf bestanden, keine Lohnverluste hinzunehmen. Sie versuchten, die Frauen von den Gefahren zu überzeugen, die darin lägen, andere Arbeitszeiten oder Bedingungen als die der Männer zu akzeptieren. Eine andere Gruppe von Frauen befürwortete die Teilzeitarbeit, weil sie Frauen erlaube, ihre »Bedürfnisse« zu befriedigen. Der Widerspruch wurde noch durch die Tatsache verschärft, daß gemäßigte Männer, aus anderen Gründen als Feministinnen, zur Unterstützung von Teilzeitarbeit neigten, während linke Männer den Widerstand dagegen unterstützten. Was der gesamten Debatte wie auch der Diskussion um den Elternurlaub fehlte, war eine radikale Kritik an der männlichen Methode fester Arbeitszeiten: die gleiche Arbeitszeit für jede Arbeiterin/jeden Arbeiter, das ganze Jahr über keine Veränderung, keine Beziehung zu den Veränderungen im Lebenszyklus. Dieses Konzept ist jetzt nicht mehr nur für arbeitende Mütter unakzeptabel, sondern gleichermaßen für Frauen und Männer, die keine Tugend darin erblicken, nur für die Arbeit zu leben.

Der dritte Problembereich, der den Widerspruch zwischen Gleichheit und Differenz verschärft, ist der Kampf der Frauen um die traditionellen Männerarbeitsplätze. 1977 annullierte ein Antidiskriminierungsgesetz die Arbeitschutzgesetze, die Frauen von bestimmten schweren und gefährlichen Arbeiten fernhielten, z.B. in der Stahl- und Automobilindustrie. Als 1978 bekannt wurde, daß manche Firmen ihre traditionell männliche Arbeiterschaft erweiterten, eröffneten einige Frauen eine Kampagne, um diese Arbeitsplätze auch Frauen zugänglich zu machen. Die Betriebe und selbst die männlichen Betriebsräte waren dagegen, Frauen für schwere und ungesunde Tätigkeiten oder für Berufe, die Nachtschicht erforderten, einzustellen. Im Gegensatz dazu forderten die Frauenausschüsse für Frauen das Recht, jeden Beruf zu versuchen, auch sol-

che, die man bisher für ungeeignet gehalten hatte. Wir erklärten, die traditionelle Arbeitsteilung zwischen »männlichen« und »weiblichen« Berufen sei immer noch von den Vorurteilen einer männlich dominierten Gesellschaft beeinflußt und nicht durch direkte Analysen von Frauen selbst erwiesen, die beurteilen könnten, was für uns, für unseren Körper geeignet sei. Selbst was die Fälle schwerer Arbeit anging, so dachten wir, die physische Präsenz von Frauen würde eine Kettenreaktion radikaler Veränderungen der Arbeitsbedingungen hervorrufen, die allen Arbeitern, Frauen wie Männern, zugute kommen würde. Die Theorie lautete: »Die Besonderheit der Frauen führt zur allgemeinen Veränderung.« Was dann in einigen Betrieben geschah war, daß Frauen, die in Druckereien arbeitenden, sich über die Arbeitsbedingungen in bezug auf Gesundheit, Sicherheit usw. beschwerten. Diese Beschwerden wurden von behinderten Arbeitern aufgegriffen, aber nicht von den erfolgreichen und stärkeren männlichen Arbeitern.

Auf der anderen Seite wandten einige Frauen ein, die Situation sei von Betrieb zu Betrieb verschieden und die Wirklichkeit der Frauen bestünde darin, die Arbeiten entweder unter den vorgegebenen Bedingungen zu machen oder darauf zu verzichten. Warum sollten Frauen in einem solchen Fall schwere und riskante Arbeiten übernehmen, die auch für Männer abgeschafft gehörten? Wie kann die Besonderheit von Frauen am besten genutzt werden — dadurch, daß sie sich der Gefahr aussetzen, oder dadurch, daß sie sich vor ihr schützen?

Ein weiteres, noch ungelöstes Problem aus jenen Jahren ist das Verhältnis zwischen Subjektivität und Macht. In den Massenbewegungen der 70er Jahre äußerten sich neue Formen von Subjektivität, durch die es zu einer ganzen Reihe von Änderungen in den Politikformen selbst kam. Die politische Sprache änderte sich und die Formen politischer Repräsentation. In unseren Augen aber haben diese Veränderungen weder dazu geführt, zu analysieren, wie unsere Gegner (Staat und Kapital) ihre Macht artikulieren, noch haben sie Klarheit darüber gebracht, wie *wir unsere eigenen* Formen von Gegenmacht artikulieren wollen. Selbst nach der Gründung von Betriebsräteausschüssen und trotz der Wiedergeburt von Ideen über »Arbeiterkontrolle« organisiert sich die Gewerkschaftsbewegung immer noch nach einem Machtkonzept, in dem die Verhandlungen auf nationaler Ebene wichtiger erscheinen als die lokalen Verhandlungen und in dem die Konfrontation mit der Regierung wichtiger ist als die täglichen Runden, in denen die Errungenschaften am Arbeitsplatz verteidigt und verbessert werden.

Der Feminismus wiederum hat Selbsterfahrungsgruppen und individuelle Forderungen nach Selbstbestimmung im Bereich der Sexualität zu »politischen« Aktivitäten erklärt; aber wir haben gesehen, daß diese Ideen und Erfahrungen auf der Ebene von Massenkundgebungen und konkreten Forderungen an den Staat nur wenig vertreten sind. (Das zeigt sich am Abtreibungsgesetz, am Gesetz zu Frauengesundheitszentren und anderen mehr. Es war unmöglich, den Reichtum all unserer neuen Vorstellungen über Gesundheit, Sexualität, Mutterschaft usw. in unsere Forderungen und Erfolge einzubeziehen.)

Politische Anerkennung und mächtige Verhandlungspositionen haben uns

bisher immer die Verarmung unserer eigenen Ideen gekostet. Viele Frauen haben sich deshalb für lange Zeit aus direkten politischen Aktivitäten zurückgezogen, weil wir genau fühlen, daß der eigentliche Gehalt des Feminismus politisch nie vertreten ist und daß das, was wir auszudrücken vermögen, zu sehr den Inhalten und Formen männlicher Politik gleicht.

Währenddessen scheint es jetzt, Anfang der 80er Jahre, als sei die Dialektik von Subjektivität und Macht aus den Debatten der Gewerkschaften verschwunden. Folgendes scheint geschehen zu sein: In der Vergangenheit gründete die Ideologie der Gewerkschaften auf der Vorstellung einer vereinten Arbeiterklasse, von der man annahm, sie verträte die Interessen der gesamten Gesellschaft und spiele im Umwälzungsprozeß eine führende Rolle. In diesem Kontext war es schon subversiv, über den Geschlechtergegensatz und über Autonomie zu sprechen, denn das stellte die Grundlage in Frage, auf der Legitimität und Stellvertreterschaft der Arbeiterführer beruhten. Heute ist es hingegen allgemein bekannt, daß die Gewerkschaften gerade in der Frage ihrer Stellvertreterschaft immense Probleme haben. Aber der Nachdruck, den man auf die absolute Einheit in den 70er Jahren legte, ist nun einem formalen Typ von Einheit gewichen. Er basiert eher auf der Addition der verschiedenen Klassen-segmente als auf einem gemeinsamen Klasseninteresse. In diesem Rahmen können Frauen einfach als eine der vielen Gruppen wahrgenommen werden, die ihre eigenen korporativen Interessen verfolgen. Autonomie ist nicht länger subversiv; sie ist ihrer politischen Bedeutung entkleidet. Mit anderen Worten, wir stehen vor der Wahl, den Geschlechtergegensatz entweder zu leugnen, oder ihn als ein korporatives Interesse zu definieren, bei dem es um die egoistischen Bedürfnisse eines begrenzten Teils der arbeitenden Bevölkerung geht.

Für uns sieht es so aus, als würde die Kluft zwischen Feminismus und Politik breiter. Wir empfinden wieder das Bedürfnis nach einer allgemeinen Strategie zur Veränderung der Gesellschaft. Sollten das vielleicht nur diejenigen mit einer sehr spezifischen politischen Identität empfinden, die sich in der kombinierten Erfahrung der Studentenbewegung von 1968, der Gewerkschaftsbewegung der 70er Jahre und dem Feminismus entwickelt hat? Oder haben alle Feministinnen dieses Bedürfnis? Wenn das so ist, wie können wir dieses Bedürfnis in eine umfassende Strategie für die Frauenbewegung übersetzen?

Das führt uns zu einer anderen großen Frage: Was für eine Gesellschaft wollen wir überhaupt? Sowohl der Frauenbewegung als auch der Arbeiterbewegung ist es immer schwer gefallen zu sagen, wie sich Arbeit und Arbeitsorganisation verändern sollten, ein Bild der Arbeit zu entwerfen, die wir wollen. Die italienische Gewerkschaftsbewegung hat ihre Aktivitäten jahrelang auf Initiativen konzentriert, die die Produktion auf neue Weise organisieren sollten; viele wichtige Änderungen wurden eingeführt, insbesondere in bezug auf Arbeitsgeschwindigkeit, Gesundheit, Qualität der Arbeit. Trotz all dieser Veränderungen waren die meisten Gewerkschafter bis zum Beginn der jüngsten Krise der Großindustrie überzeugt, es sei unmöglich, die Industriearbeit zu verändern; sie hielten das tayloristische Modell für den fortgeschrittensten Ausdruck einer wissenschaftlichen Arbeitsorganisation. Diese Fixierung blockierte auch die Vorstellungskraft der Frauen. Sie hätten kämpfen können für eine Verände-

rung der Arbeitszeitstrukturen, der Entscheidungsstrukturen, der Betriebsregeln, der Arbeit an und mit Maschinen und des industriellen Systems insgesamt: vom Frauenstandpunkt aus.

Zum Teil lag unsere Schwierigkeit, genau zu formulieren, was wir im Betrieb wollten, an der fehlenden Klarheit darüber, was wir zu Hause wollten. In bezug auf die Hausarbeit ist der Feminismus bislang nicht über die Anprangerung ihrer ungerechten Verteilung zwischen Frauen und Männern hinausge-
langt, und er blieb infolgedessen bei der Forderung stehen, den Frauen einen Teil der Last von ihren Schultern zu nehmen. Die Frage, wie die *Qualität* dieser Arbeit analysiert, verändert, umorganisiert werden kann, welche andere Bedeutung sie im Kontext unseres Lebens spielen könnte — diese Frage muß nach wie vor erforscht werden.

Den Frauenausschüssen in den Gewerkschaften fiel es deswegen nicht nur schwer, eine andere Organisierung von Produktion und Reproduktion zu erkämpfen, sondern auch, sie überhaupt zu denken. Im Bereich der Erwerbsarbeit sind wir in die Haltung reingeschlittert, die männliche Sicht auf Arbeit und Arbeitsorganisation zu akzeptieren: Arbeit getrennt von der Reproduktion und als Priorität zu betrachten. Unsere Versuche, eine Verhandlungspolitik zu entwickeln, haben deshalb immer damit geendet, uns auf »Gleichheit« zu stützen, statt auf »Differenz«. Ironischerweise haben Frauen gerade in dem Moment verstärkt versucht, Gleichheit durch Arbeit zu erreichen, als sie für Männer etwas von ihrem absoluten Wert verloren hatte. Auch in der Produktion verändern sich die Dinge: Neue Technologien haben die Produktivität verändert, die Trennung von Arbeitsplatz und Privatsphäre wird durch Dezentralisierung der Produktion und neue Kommunikationsmittel aufgeweicht.

Die Natur und die Geschwindigkeit dieser Veränderungen sind eine ständige Herausforderung an uns, darüber nachzudenken, welche Veränderungen *wir* haben wollen. Hat diese Generation feministischer *und* arbeitender emanzipierter Frauen spezifische Ansprüche an Veränderungen? Kann unsere Subjektivität selbst die Basis für eine kollektive Strategie sein? Haben wir irgendwelche Ziele, die auch andere »Subjekte« ansprechen, Menschen die Veränderung wollen, aber beim Stand der derzeitigen gesellschaftlichen Situation keine Möglichkeit finden, ihr Wollen auszudrücken?

Dorothee Sölle

Frauen in Nicaragua

Ich war fünf Wochen in Nicaragua und will von einigen Frauen erzählen, die ich dort getroffen habe.

Natürlich hat sich die Lage der Frauen seit der Revolution erheblich verbessert, vor allem die der armen Frauen auf dem Lande. Die Gesundheits- und Alphabetisierungskampagnen haben das Leben der Campesina von Grund auf verändert; in der Arbeit, in der Technologie, im Transportwesen und der neu ermöglichten Verbindung zu anderen Frauen, im Gesundheitswesen, der Ernährung und vielen anderen Bereichen. Wenn die Säuglingssterblichkeit in wenigen Jahren entscheidend gesenkt wird, wenn schulische Erziehung die Norm und nicht mehr die Ausnahme für die Begüterten ist, so hat das Folgen für das Selbstwertgefühl, für die Auffassung und aktive Gestaltung des eigenen Lebens jeder Frau. Gabriele Bauer, eine schweizer Filmemacherin, zeigte uns einen noch unveröffentlichten Film über das Leben der Frauen in Nicaragua. Zwei ältere Campesinas erzählten von ihrem Leben, während sie arbeiteten. Wasser holen, Tortillas klopfen, kochen, waschen, aufs Feld gehen, abends und nachts Wache gegen die Überfälle der Contra schieben — das war die eine harte Realität. In ihr sind die geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen noch kaum verändert. Die Ernährung und Erziehung der Kinder liegt nach wie vor hauptsächlich in den Händen der Frauen. 48 % aller Haushalte werden von alleinerziehenden Müttern geführt ... Und doch brachten die Frauen im Gespräch noch eine andere neue Realität zum Ausdruck. Die Art, wie sie ihr eigenes Leben reflektierten, früher nicht gekannte Möglichkeiten — sich zu treffen, an anderen Stellen Rat zu suchen, ihren Männern zu widersprechen, wirtschaftliche Entscheidungen allein zu treffen — wurden sichtbar. »Früher«, sagten sie immer wieder, war es so, »heute« ist es auch anders möglich.

Auf einer Versammlung der AMNLAE (der Frauenorganisation) sagte eine Frau aus Matagalpa:

»Ich bin 52 Jahre alt. 27 Jahre war ich verheiratet, und davon war ich zwei Jahre lang glücklich. Durch die Revolution und meine Freundinnen in AMNLAE habe ich gelernt, daß meine Hausarbeit einen gesellschaftlichen Wert hat, und daß ich mich nicht von meinem Mann mißhandeln lassen muß. Ich habe jetzt Alternativen.«

Die Revolution ist die immer noch teuer erkaufte Alternative der Frauen gegen Männer, die mit Gewalt drohen, sie anwenden oder die Familie im Stich lassen. Ich habe mich manchmal gefragt, ob diese Befreiungsperspektive der Revolution, daß sie nämlich die Herrschaft von Männern über Frauen grundsätzlich auf legalem Wege und zunehmend auch in der sozialen Praxis der Menschen besiegt, ein Grund mehr für den rational ja kaum verständlichen Haß ist, mit dem die derzeitige Regierungsadministration in Washington Nicaragua verleumdet und zu vernichten sucht. Der Kampf gegen die Freiheitsbestrebungen der Frauen, vor allem auf sexuellem Gebiet, gehört ja in das Programm der moralischen Mehrheit, die Reagan an die Macht gebracht hat!

Eines Abends in Managua holt uns die Lyrikerin Vidaluz Meneses ab, eine alte Freundin von mir, die heute die Nationalbibliothek leitet. Sie ist gerade von einer Reise in die Staaten zurückgekommen und freut sich sehr, mich zu sehen, wirkt aber etwas gespannt. Sie erklärt uns rasch, daß zu Hause ein schwieriger Fall auf sie wartet, eine jüngere Freundin, die in einer schweren Krise ist. Die junge Frau kommt schleppend zu uns auf die Terrasse mit den Kunststoffschaukelstühlen; sie hat ein sehr schönes, aber zerstörtes Gesicht, man sieht sofort, daß sie alkoholkrank ist, und in der halben Stunde, die wir mit ihr verbringen, wimmert sie immer wieder, »gebt mir einen Schluck, ich halt' das nicht aus«. Vidaluz fragt uns, ob wir solche Fälle kennen. Mein Gott, ja! Das kennen wir nur zu gut aus unserem Land! Sie geht, um für Vilma, so heißt die junge Frau, zu telefonieren; sie wird sie in eine Klinik bringen. Von Weinkrämpfen unterbrochen erzählt uns Vilma von ihrem Leben. Mit siebzehn Jahren hat sie geheiratet und drei Kinder bekommen; ihr Mann war bei der Frente, er wurde von der Guardia ermordet. Vilma ist erst mißtrauisch, weil meine Freundin mir auf deutsch erklärt, was ich nicht verstanden habe, spricht dann aber hemmungslos, legt zwischendurch den Kopf auf die Tischplatte und weint. »Es gibt keinen Gott«, stößt sie hervor. Mit zitternden Händen holt sie ein Foto von sich heraus, ein junges Mädchen mit langem wehendem Haar lehnt sich an einen Mann, der einen Kopf größer ist und ernst in die Welt blickt, während sie nur ihn sieht. Das Foto ist in einem Villengarten aufgenommen, es könnte in einem Fotoalbum stecken und die »damals als wir jung waren«-Geschichte erzählen. Die Somozisten haben Vilma gefoltert, um die Namen der Gefährten ihres Mannes herauszubekommen. Es wird nicht klar, wieviel sie wußte oder sagte, aber als sie später wimmert »Die Revolution ... ich will die Revolution nicht verraten ... sie ist alles«, ist deutlich, daß sie Schuldgefühle hat. Vielleicht sind sie auch auf ihren jetzigen Zustand bezogen: Sie wurde damals vergewaltigt und im fünften Monat zur Abtreibung gezwungen. Später hat sie wieder geheiratet, »er ist furchtbar«, sagt sie, »er ist machista, alle Männer sind gemein«. Sie hat zwei weitere Kinder, eins ist erst andert-halb. Die Kinder sind bei Freunden, der Mann trinkt ebenfalls.

Auch das ist Nicaragua; die Krankheit bringt die furchtbaren Erfahrungen wieder hoch, der Vulkan, in den Somoza Gefangene, die noch lebten, werfen ließ, brodeln hier in der Sommernacht. Es stimmt nicht, daß das Leiden und der Kampf lauter Helden produziert, wie manche Denkmäler und Lieder in Nicaragua einen glauben machen wollen. Es gibt auch Opfer dieser furchtbaren Erfahrungen, es gibt auch die Selbstzerstörung nach einem erbarmungslosen Frauenschicksal. Schließlich kommt eine andere Freundin hinzu, sie streichelt der Alkoholkranken lange tröstend den Kopf, murmelt beschwörend manche Wörter, von denen ich nur dieses eine verstehe: »die Revolution«. Als enthielte sie auch für Vilma einen Trost und ein Versprechen.

Die Diktatur hat die Frauen dieses Landes, gerade weil sie so oft die Alleinverantwortlichen für die Kinder waren, besonders zu quälen gewußt. Auch heute terrorisiert die Contra vor allem die Frauen auf dem Lande. Kollektive Vergewaltigungen, wie die an Mary Barreda begangenen, sind keine Seltenheit.¹ Aber auch im normalen Leben klaffen geschriebenes Recht und prakti-

zierte Wirklichkeit weit auseinander. Der »machismo« läßt sich eben nicht einfach per Dekret abschaffen! In Kuba, das in dieser Hinsicht eine vergleichbare kulturelle Tradition hatte, in der viele Männer mehrere Frauen haben, die alle Kinder von ihnen aufziehen, hat es über zehn Jahre gedauert, ehe die ersten konkreten Schritte auf rechtlicher und volkspädagogischer Ebene getan wurden! In Nicaragua haben Frauen an führenden Stellen den Aufstand gegen die Diktatur getragen. In diesem Prozeß haben Frauen ein anderes Selbstbewußtsein gewonnen. Nach der Revolution stieg die Scheidungsrate enorm an. Die Leiterin einer psychologischen Beratungsstelle in Managua erzählte: »Früher kamen immer nur Frauen zur Beratung, mit dem Bewußtsein 'ich bin ein Problem'. Danach mußten auch Männer zur Beratung, wenn sie auch meist mit dem Bewußtsein 'meine Frau ist verrückt' ankommen.«

Die sexuellen Tabus, die der machismo für Frauen errichtet hat, waren auch für die Frauen der Bildungsschicht extrem. Die Lyrikerin Daisy Zamora erzählte bei einer Podiumsdiskussion zur Rolle der Frau einiges über den Selbstausdruck von Frauen in der Literatur. Bis in die 60er Jahre war die Poesie männerbeherrscht, erst mit der Frentegründung und den ersten Protesten gegen das Regime änderte sich das. Frauendichterinnen wurden publiziert, und als in den 70er Jahren die Universität in Managua gegründet wurde, gab es eine neue Chance für Frauen, sich zu artikulieren; dennoch bedeuteten die ersten Gedichte von Gioconda Belli, die aus der Oberklasse stammt, einen Skandal, weil sie es wagte, über ihre erotischen Erfahrungen zu berichten.²

Eine Frau traf ich, als sie — von Pax Christi eingeladen — als Zeugin aussagte; sie ist Mutter einer Lehrerin, die von den Contras entführt wurde. Aura Lila Molina Lopez erzählt:

»Zwei meiner Kinder, José Mercedes und Manuel Antonio, starben während des Volksaufstandes, durch den Somoza gestürzt wurde.

Der Sieg unseres Volkes am 19. Juni 1979 bedeutete für mich mitten im Schmerz über den Tod meiner Söhne auch die Hoffnung auf ein besseres Leben in Recht und Frieden.

Ich dachte, wir würden endlich in einem Land leben, wie meine Kinder und sovieler andere junge Nicaraguaner es sich erträumt hatten und für das sie gestorben waren. Ich sah und sehe heute noch meine Kinder in den anderen Kindern, die zur Schule gehen, in denen es heute Lehrer gibt und die in Gesundheitszentren aufgenommen werden. Ich sehe sie in dem Lachen der Kinder und in unseren Hoffnungen, den Frieden zu erlangen. (...)

Im Dezember 1983 lief ein Abkommen aus, das das kubanische Volk mit Nicaragua abgeschlossen hatte und darin bestand, 1500 Volksschullehrer nach Nicaragua zu schicken.

Um den Ausfall dieser Lehrer zu ersetzen, beschloß unsere Regierung, die nicaraguanische Jugend aufzurufen zur Gründung der Erziehungsbrigade '50. Jahrestag'. 1500 junge Menschen beschlossen, diesen Schritt zu tun, verzichteten auf die Bequemlichkeiten ihres Zuhauses und unterbrachen ihr Studium, um die Kinder auf dem Lande zu erziehen. Von diesen 1500 jungen Menschen sind 924 Frauen, darunter auch meine Tochter Maritza del Carmen.

All diese jungen Menschen wurden in einem Intensivkurs von viermonatiger Dauer ausgebildet und anschließend in Zonen geschickt, wo es fast nie Lehrer gegeben hat.

Am 4. November 1984 erfuhr ich, daß meine Tochter Maritza von den Contras aus dem Haus, in dem sie wohnte, entführt und auf honduranisches Gebiet gebracht wurde. Mein Schmerz und meine Verzweiflung haben seither nicht mehr nachgelassen. Es vergeht keine Minute am Tag, ohne daß ich aufhöre, an sie zu denken. Welches Leid muß sie wohl gerade erfahren? Wie geht es meiner Tochter? Wo schläft sie? Was ißt sie? Ist sie vergewaltigt worden? Lebt sie noch?

Es liegt schon lange Zeit zurück seit der Entführung meiner Tochter und der anderen jungen Leute. In der ganzen Zeit haben wir Mütter verschiedene Versuche unternommen, diese Unge-

rechtigkeiten zu bekämpfen. Wir haben humanitäre und Menschenrechtsorganisationen angeschrieben, bekannte Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben. Wir haben vor den Botschaften von Honduras und den Vereinigten Staaten demonstriert. Während 25 Tagen haben wir beim Roten Kreuz gefastet. Trotz der vielfachen Zeichen unserer Solidarität ist es uns nicht gelungen, unsere Kinder zu befreien.

Wir dürfen nicht schweigen. Bitte laßt uns nicht allein! Laßt nicht zu, daß sie weiterhin unsere Kinder ermorden! Ich bitte Sie im Namen aller nicaraguanischen Mütter, daß Sie Ihre Stimme für den Frieden in Zentralamerika erheben. Damit wir in Nicaragua wieder in Frieden leben können und eine neue Gesellschaft aufbauen können, für die meine Kinder und viele tausend Nicaraguaner Blut vergossen haben.«

Als ich diese Ansprache hörte, erinnerte ich mich an eine uralte Frau, die neben mir in der Kirche Santa Maria de Los Angeles saß, als wir die *misa campesina* von Godoy hörten. Sie ging mit der Musik mit, klatschte mit ihren braunen runzeligen Händen den Takt zu »Du bist der Gott der Armen ... der Gott, der auf der Straße schwitzt ... Christus der Arbeiter«. Ich fragte sie, wie alt sie sei, 82 antwortete sie.

Jaqueline, eine chilenische Sozialarbeiterin, berichtete uns über ihre Erfahrungen mit Prostituierten und im Gefängnis. Auf 2000 männliche Gefängnisinsassen kommen in Managua 200 weibliche, und die wesentlichen Fortschritte der Revolution kommen diesen Frauen bisher nicht zugute! Die Männer z.B. im Gefängnis in Tipitapa arbeiten und sind wie Arbeiter organisiert. Sie haben daher einen Anspruch auf Erwachsenenbildung. Die Frauen arbeiten nicht und werden daher auch nicht unterrichtet. Jaqueline arbeitet in einem Projekt für diese Frauen, das von »Brot für die Welt« unterstützt wird, und diesen Frauen eine »capaticación« zukommen lassen soll. Das Wort bedeutet Befähigung und ist wohl dem Paolo Freireschen Begriff der »conscientización«, der Bewußtmachung, nachgebildet.

In der Hafenstadt Corinto haben sich 1979, nach dem Sieg der Revolution, Prostituierte an die Stadt gewandt, sie wollten ihr Leben ändern! Kirchen und Gewerkschaften arbeiteten zusammen und machten Kurse für *Capaticación* und für Schneiderei auf. Von diesen Werkstätten existieren heute nur noch die Erwachsenenbildungsprogramme, die Schneiderei mußte schließen, weil keine Materialien zu bekommen waren und die Leute, die die Erziehungsarbeit machen sollten, ständig mit der Materialbeschaffung beschäftigt waren. Es gibt Versuche in Managua, Rama und Corinto, Prostituiertenprojekte zu entwickeln und die Frauen in Frauenkooperativen oder in die Industrie einzugliedern. Bei dieser Erwachsenenbildung versucht die Avantgarde der Erzieher, von der Realität der Menschen auszugehen. Was ist die Realität für die Frauen?

In der Zeit des Guerillakampfes waren Frau und Mann gleichberechtigt. Nach dem Sieg erlebten viele Frauen, wie sie wieder in die alte sexistische Realität zurückgedrängt wurden. Die Landarbeitergenossenschaft (ATC = *Asociación de trabajadores del campo*) hat vor allem die Rolle der *Campesina* reflektiert: In vielen Kooperativen machen Frauen Produktion, Koordination, Kasse und Verkauf allein; viele leiten auch die örtliche Basisorganisation, die CDS. Wenn die Männer dann zurückkommen, z.B. aus dem Militärdienst, so entstehen massive Konflikte. Die Frauen fordern z.B., daß sie weiter den Trak-

tor fahren dürfen. Daraus entwickelte sich die Regel, daß Prämien für besondere Leistungen nur an solche vergeben werden, die ihre Leistung nicht auf Kosten des Ehepartners erbringen. AMNLAE und die ATC sind mit diesen Überlegungen führend, anderswo wird das Problem noch kaum gesehen.

Die Prostitution ist seit 1980 gesetzlich verboten, was wiederum praktisch nicht sehr viel sagt, aber immerhin Ansätze zur Veränderung bietet. Unter So-moza waren die Zuhälter sehr mit der Guardia Nacional verfilzt. Die meisten Frauen waren Analphabetinnen, die vom Land kamen und Arbeit suchten, um die Familie zu ernähren. Ein Drittel der Familien wußte über die Art der Arbeit Bescheid, die anderen wußten nichts oder gaben vor, nichts zu wissen. Heute arbeitet das Gesetz mit der Polizei zusammen. Eine aufgegriffene Prostituierte wird z.B. gefragt, ob sie im Erziehungsprojekt ist. Viele Frauen gehen zum Projekt, weil sie dann in Ruhe gelassen werden. Generell kann man eine kleine Gruppe der Avantgarde — also Frauen mit einem hohen Reflexionsgrad — unterscheiden von einer großen Mittelgruppe, die mitgezogen in andere Arbeiten hineinwächst, und eine dritte Gruppe, die passiv bleibt und sich als Prostituierte akzeptiert. Die zweite Gruppe betreibt gelegentlich Prostitution.

Die Erziehungsarbeit beginnt mit den Polizisten. Man versucht, ihnen Respekt und Verständnis für die Frauen beizubringen. Für diese selber sind drei Ziele gesetzt: Zuerst wird ihr Bewußtsein der Realität geschaffen. Sie wissen normalerweise nicht, daß sie mit 50000 Cordoba im Monat sehr gut bezahlt werden, sie haben keinen Überblick über das, was andere verdienen und meist keinen über das, was sie selber ausgeben. Sie halten sich selber für krank, pervers, schuldig, oft für geschlechtskrank, auch wenn das nicht der Realität entspricht. In einem zweiten Schritt versucht man, ihnen die sozialen Gründe der Prostitution klarzumachen. Die Klassenstruktur der alten Gesellschaft wird erörtert, und die Erkenntnis »Ich bin nicht die einzige« wächst langsam. Der dritte Schritt dient dazu, die Fähigkeit, sein Leben zu ändern, zu erwerben. Schule, Ausbildung und Arbeitssuche werden angegangen. Häufig beginnen die Frauen diese Phase mit großem Enthusiasmus, werden aber dann ärgerlich und enttäuscht, kommen zu spät oder kehren zur Prostitution zurück. Dann werden sie wieder vermittelt, die Betriebe wissen nicht, daß sie Prostituierte sind. Einige Frauen haben in der Energieversorgung Berufe ergriffen, die traditionell den Männern vorbehalten waren. Mitunter tauchen Ehemänner in der Erziehungsstelle auf und beschweren sich; ein wichtiger Konfliktpunkt ist die Empfängnisverhütung. Die Frauen nehmen fast alle die Pille. Ein Resultat dieses Erziehungsprojektes ist: 60 Frauen haben die Prostitution aufgegeben und arbeiten in normalen Berufen, 40 werden sie in den nächsten Monaten aufgeben und 40 leben als Hausfrauen und Gelegenheitsarbeiterinnen.

Die letzte Frau, deren Bericht ich hier wiedergeben will, ist eine Franziskanerin, die seit einigen Jahren an der Atlantischen Küste in Bluefields arbeitet. Eine winzige Person, an der alles dünn und fein ist: die Handgelenke, das Haar, die Stimme. Zugleich strahlt sie eine Kraft und Menschlichkeit aus, wie man sie manchmal bei Ordensfrauen findet, die mit den Ärmsten leben. Schwester Beatrix erzählt:

»Als ich hierherkam, sagte ich mir, ich werde 'neutral' sein, aber meine Neutralität hielt nicht länger als 24 Stunden. Eine Mitschwester erzählte mir, was in Jalapa geschehen war; sie hatten dort Bauern getötet, ihnen die Kehle und die Ohren durchgeschnitten. Das war im Oktober 1982, ich bin jetzt vier Weihnachten hier. Mein Auftrag war, in der Pfarrei zu arbeiten, die Kranken zu besuchen — als eine Art Krankenhauseelsorger.« Sie kichert, während sie das sagt und deutet auf das neue einstöckige Krankenhaus in Bluefields, das nach der Revolution gebaut wurde. »Aber ich bin immer mehr in die Sozialarbeit geraten. Ein Fall z.B.: drei kleine Kinder, der Vater ist im Gefängnis, zu sechs Jahren verurteilt, ich schrieb einen Brief, daß sie ihn nach Bluefields verlegen, damit die Frau nicht immer nach Managua reisen muß, um ihn zu sehen. Er hat mit der Contra gearbeitet. Hier waren die Leute drei Jahre unter der Contra, es war ihnen verboten wegzuziehen oder auch nur Salz, Kerosin, Zucker, Schuhe kaufen zu gehen.

Es waren ungefähr 1500 Leute in der Gegend des Kukra Flusses; das Gebiet gehört zu unserer pastoralen Mission, aber wir hatten ungeheure Schwierigkeiten, in das Contragebiet zu kommen. Die Leute dort hatten keinerlei Medizin, sie mußten ihre Kühe an den Contrachef geben, der hieß Puma. Die Kinder waren völlig unterernährt, es war ein entsetzlicher Anblick. Im September 1985 gingen wir mit zwei 'Zeugen für den Frieden' (das ist eine nordamerikanische Friedensgruppe, die in Nicaragua in den Grenzgebieten arbeitet) zu viert in dieses Gebiet. In einem Hinterhalt wurden wir angehalten, fünf junge Leute zielten mit ihren Gewehren auf uns, sie kreisten uns ein, es waren Leute von der ARDE (der südlichen Contrafront), sie verhörten auch stundenlang einen Arzt, der mit den 'Zeugen für den Frieden' kam. Ihr könnt es Euch nicht vorstellen, wie sie uns behandelten.

Ein Fall, den wir hörten: Als die Contras den Leuten all ihr Essen weggenommen hatte, hat eine Frau das Fleisch, das für die Contras bestimmt war, vergiftet. Ihre ganze Familie wurde ermordet.

Unser Führer, er hieß Jonathan, bat uns, mehr Ärzte und vor allem Medizin zu schicken, aber es dürften keine Leute aus Bluefields sein, weil sie aus zwei Gründen kämen, nämlich um Hilfe zu bekommen und Informationen zu sammeln! Ein junger Bursche mit Gewehr sagte, wir wären Kommunisten« — die kleine Nonne lacht wieder, als sie das erzählt — »wir wären Kubaner oder Russen. Jonathan gehörte nicht zur ARDE, sondern war seiner Sache verpflichtet: er war Misuraführer, eine Indianerorganisation vom Stamm der Rama. Zwei Tage später wurde er von seinen eigenen Leuten umgebracht.

Im Dezember übernahmen die Sandinisten hier die Region um San Franzisko, wir gingen im Januar wieder dorthin. Die Leute waren verängstigt und verwirrt, es gab immer noch versteckte Einheiten der Contras in der Gegend. Aber wenigstens konnten wir mit den campesinos reden, ihnen Vitamine und Kleider geben, eine kleine Medizinstation von der Regierung aus einrichten — aber die Leute kamen nicht dahin, weil sie so verängstigt und verhetzt sind. Alles, was von der pazifischen Küste kommt, muß abgelehnt werden, so ist das hier!

Wir trafen 200 Menschen in der Kirche, zitternd vor Angst, durcheinander, die Kinder fast nackt herumlaufend. Die sandinistischen Soldaten gaben ihnen ihre eigene Essensration! Ich sprach mit den Leuten, die so furchtbare Sachen über die Sandinisten gehört hatten. Am letzten Tag kam schließlich ein Schiff mit Reis und Bohnen aus Bluefields.

Seit Juli 1985 hat es hier keine weiteren Attacken der Contras gegeben, bis auf heute, wo zwei Leute in einen Hinterhalt gerieten und verwundet wurden. Wann wird es endlich aufhören? In Perlagun wurde ein Mann ermordet und sein kleiner Junge von fünf sagte, vornübergebeugt: 'Hier, hier, das ist Vatis Blut — und wirst du losgehen und diese Contras töten?«

Das war im Mai 1985 ... und wie lange wird dieser schmutzige Krieg des Riesen Goliath gegen den kleinen David noch gehen?

Anmerkungen

- 1 Vgl. Sölle, Dorothee, 1985: Eine Heiligenlegende: Felipe und Mary Barreda, in: Sölle/Schottroff, Die Erde gehört Gott. Reinbek.
- 2 Gioconda, Belli, 1985: Wenn du mich lieben willst. Gedichte aus Nicaragua. Wuppertal.

Karl-Heinz Götze

Der Meistertaschenspieler

Ein Portrait Jacques Lacans*

Den Einfluß einer wissenschaftlichen Theorie erkennt man am sichersten daran, inwieweit sie mit ihren Begriffen und ihrer Sprechweise die Sprache zu prägen versteht. In den fünfziger Jahren redete man in den westdeutschen Hörsälen, wenn es ums Allgemeine ging, die Sprache Heideggers, die Adorno, um ihm die Vorherrschaft zu bestreiten, als »Jargon der Eigentlichkeit« dem Spott preisgab, nicht ohne eine eigene Sprache zu entwerfen, die in den 60er Jahren an den Universitäten gesprochen wurde.

Um es in der heute modischen Sprache zu sagen: Heidegger und Adorno beherrschten zu ihrer Zeit die akademischen Diskurse. Das Wort »Diskurs« verweist auf einen Theoriezusammenhang, der gegenwärtig die literatur- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächer der Universitäten und die mit ihnen zusammenhängenden Teile des Buchmarktes zu beherrschen beginnt, den Theoriezusammenhang des Neostukturalismus. Neostukturalismus, d.h. Derrida, heißt Deleuze, heißt Foucault, heißt aber vor allem Lacan, in dessen Vorlesungen irgendwann alle saßen, die die Geltung des Neostukturalismus begründeten.

Was man am ehesten von Lacan weiß, ist abermals, daß er Urheber und Popularisator einer Sprechweise ist. Man kann »lacanisch« sprechen, wie man das Deutsch Heideggers und Adornos sprechen konnte. Im »Lacanismen« wimmelt es von Spiegeln und Signifikanten, von Repräsentanten und Artikulationen, von Metaphern und Metonymen, von Vaternamen und symbolischen Ordnungen, von Bedürfnissen und Wünschen, von Imaginärem und Mutterbegehren, so daß der allseits bekannte und überall präzente Phallus sich unter soviel Unbekanntem ganz fremdartig ausnimmt. Man möchte einer Redeweise, die dem Verständnis so mutwillig Hindernisse in den Weg legt, gern das Ohr verschließen. Nur weiß man eben auch, daß viele der wirklich bedeutenden Revolutionen der Geschichte der menschlichen Erkenntnis sich zunächst auf eine unverständliche Weise präsentierten. Und so stellt sie sich denn doch, die Aufgabe, Lacan zu verstehen. Diesem Wunsch, zu verstehen und allen denkbaren Strategien, sich dem Verständnis zu nähern, setzt Lacan freilich Widerstand entgegen.

Die erste Schwierigkeit ist, daß Lacan nicht verstanden werden wollte. Dem belgischen Rundfunk sagte er einmal abfällig über seine Zuhörerschaft, die Leute hörten ja nicht zu, sie wollten nur verstehen. Die Äußerung erschließt im Zusammenhang mit einer anderen, die sich auf seine gesammelten Schriften bezieht: »Von dem, was sie formulieren, kann man sich nur ergreifen lassen oder sie beiseite legen.«

Da spricht der Prophet, keiner, der sich damit zufrieden gibt, Lehrer zu

* Rundfunkfeature des NDR 3 vom 13.5.1986

sein. Oder: einer, der sich Lehre nur so vorstellen kann, daß sie einfällt in die Körper. Und tatsächlich hat er geschafft, was die zitierten Äußerungen intendierten. Seine Hörer kamen, um ihm zuzuhören, obwohl oder gerade weil sie ihn nicht verstanden. Noch heute, wo man ihm nicht mehr zuhören kann, haben seine Schriften genau die Effekte, die er wünschte. Die einen werden von ihnen ergriffen, und wie alle Ergriffenen reden sie mit tausend Zungen. Die anderen legen die Texte beiseite, zu denen sie keinen Zugang finden. Es gab eine Zeit in Frankreich, vor allem in den 70er Jahren, da konnte man offenbar nur für oder gegen Lacan sein, während jetzt, fünf Jahre nach seinem Tode, Schriften zu erscheinen beginnen, die sich dem Gebot des Meisters, ganz dafür oder ganz dagegen zu sein, entziehen können. Bei uns hat die Rezeption Lacans verspätet begonnen und es sieht so aus, als würde auch hier erst einmal die Polarisierung vorherrschen zwischen denen, die nicht verstehen brauchen, weil sie ergriffen sind, und denen, die nicht verstehen können, weil ihnen die Erleuchtung fehlt.

Zu sagen, Lacan wollte nicht verstanden werden, ist also ein Satz, der nicht nur eine Laune bezeichnet, sondern eine Erkenntnistheorie, oder wohl ununterscheidbar beides, eine Laune und eine Erkenntnistheorie. Er ist ein Satz, gegen den vieles ins Feld geführt werden kann. Wahr ist er dennoch, freilich nur im dem Sinne, in dem Lacan selbst im ersten Satz seines Buchs »Television« von der Wahrheit spricht:

»Ich sage immer die Wahrheit, aber nicht die ganze. Will man die ganze Wahrheit sagen, mißlingt es.«

Man ist auf Lacans Schriften verwiesen, wenn man Auskunft haben will. Dabei ist nicht uninteressant, daß diese Schriften im deutschen Sprachraum keine Bestseller sind. Der Nimbus ist nicht in jedem Falle durch Lektüre unterfüttert.

Auf Deutsch liegen von Lacan vor: drei Bände seiner Schriften sowie drei Bände seines Seminars. Die »Schriften« sind eine Aufsatzsammlung, die »Seminar« betitelten Bände sind überarbeitete Vorlesungsmitschnitte. Der Titel bedarf der Erläuterung. Die französische Universität kennt Seminare im deutschen Sinn, also durch Lektüre und Referat vorbereitete Gespräche unter der Leitung eines Hochschullehrers, kaum, sondern die vorherrschenden Unterrichtsformen sind Vorlesungen und Übungen. Nun waren Lacans Seminare aber eben auch keine universitären Veranstaltungen, sondern Kurse, die theoretisch die Ausbildung der Psychoanalytiker begleiten. Man nannte sie den universitären Gepflogenheiten entgegen »Seminar«, um den Gesprächscharakter zu betonen. Bei Lacan freilich präsentiert sich die Sache abermals verkehrt. Beiträge der Teilnehmer waren möglich, aber nur gegen enormen institutionellen Widerstand. Manche von ihnen, meist von späteren Größen des französischen Geisteslebens, sind Ausgangspunkt wichtiger Texte Lacans geworden. Das Seminar sollte keine Vorlesung sein und wurde es doch in geradezu klassischer Weise. Es sollte nicht universitär sein und fand doch viele Jahre in der Universität statt. Davon später.

Betrachtet man die Titel der Seminare, die auf Deutsch erschienen sind, so wird eine weitere Schwierigkeit deutlich. Sie lauten: »Freuds technische Schriften«, »Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse«

sowie »Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse«. Sie handeln also von Psychoanalyse und zwar zu guten Teilen von den Schriften Freuds, die sich dem Laien nicht leicht erschließen. Lacans Philosophie kommt aus der psychoanalytischen Praxis. Freilich stoßen wir dabei sofort wieder auf eine der Lacanschen Verkehrungen: Er war praktischer Psychoanalytiker, kein beruflicher Universitätslehrer, aber man merkt es seinen Texten nicht unmittelbar an. Freuds Werk ist ohne die fünf großen und die unzähligen kleinen Falldarstellungen nicht denkbar. Freud führt in alter Medizinertradition in seinen Texten gleichsam immer wieder Patienten vor. Lacan, der Praktiker der Psychoanalyse, berichtet niemals über einen seiner Fälle, nimmt man den frühen Text über »Aimée« aus, der aber in psychiatrischer, keineswegs in psychoanalytischer Perspektive geschrieben wurde.

Der Theoretiker Lacan reformulierte Freud, oder, um es in der ganzen Zweideutigkeit zu sagen: er führte Freud das Wort. Auch in diesem banalen Sinn muß man das berühmte Lösungswort »Zurück zu Freud« verstehen. Freud war Anfang der 50er Jahre, als die ersten Seminare entstanden, in Frankreich nur zu kleinen Teilen zugänglich. Noch heute existiert keine vollständige Ausgabe Freuds in einem Land, in dem die Psychoanalyse einen dominierenden Platz im intellektuellen Leben einnimmt. Und die Texte, die auf französisch existieren, sind teilweise so schlecht übersetzt, daß der glänzende Prosaiker sich liest wie das übliche Dauerbrot der Wissenschaft. Lacan konnte Deutsch, Lacan hat zweifellos dazu beigetragen, Freud in Frankreich zu verbreiten. *Seinen* Freud auf *seiner* Weise, die bisweilen durchaus freud-los ist. Jedenfalls versteht man Lacan nicht eben leicht, ohne Freud zu kennen. 1980, kurz vor seinem Tode, hat er seinen Schülern gesagt:

»Es steht Ihnen frei, Lacanianer zu sein, wenn sie wollen. Ich bin Freudianer.«

Blättert man in den ersten Bänden der Seminare, so stößt man auf eine weitere Schwierigkeit. Lacan arbeitet früh die Linguistik in seine Theorie ein. Die Linguistik ist nach dem letzten Weltkrieg vielleicht diejenige der Geisteswissenschaften gewesen, die den raschesten Aufschwung genommen hat, deren Gegenstandsbereich und deren theoretische Paradigmen am stärksten in die Nachbarwissenschaften hineinwirkten. Man spricht vom »linguistic turn« in bezug auf die Geisteswissenschaften allgemein. Lacan nimmt die neue Universalwissenschaft schon am Beginn ihres Siegeszugs in seinen theoretischen Rahmen auf.

Noch eine andere Schwierigkeit bringen seine auf Deutsch erschienenen Werke sofort zum Vorschein, die viel grundlegender ist als die, in Linguistik vielleicht nicht aufgepaßt zu haben: Die deutsche Ausgabe ist natürlich eine Übersetzung. Übersetzungen sind ohne Verluste nicht zu haben. Man denke an das erwähnte Beispiel der französischen Freud-Ausgabe. Hier liegt der Fall jedoch besonders kompliziert, denn Lacans Theoriebildung beruht fundamental auf unübersetzbaren Eigenheiten der französischen Sprache, etwa auf den häufigen Homophonien. Man nehme das Wort »Perversion«. Führt man im Französischen einen Gedankenstrich und ein stimmloses »e« ein, so wird daraus: »père-version«, also die »Version des Vaters«. Das ist in jedem Fall ein hübsches Wortspiel, im besten Fall ein der Sprache abgelauchter Hinweis auf

einen verdeckten Zusammenhang. Im Deutschen kann man den Ausdruck drehen und wenden wie man will, man wird keinen Vater darin entdecken. Auch daran mag es liegen, daß die deutschen Freunde Lacans, den Sprachgestus viel lieber übernehmen als strenge Begrifflichkeit. Vielleicht haben sie Recht damit. Die heftigste und vielleicht wirksamste Attacke auf Lacan war ein Buch aus dem Umkreis Sartres, das nicht ohne Witz und nicht ohne Erfolg nachzuweisen versuchte, daß Lacans so ehrfurchtsvoll bewunderte oder aufwendig bestrittene Theorie im Kern vom Non-sense des Wortwitzes zusammengehalten wird.

Eine ganz andere Art von Entmutigung erwartet den deutschsprachigen Leser Lacans endlich dann, wenn er in Erfahrung bringt, daß Lacan keineswegs nur drei Seminare gehalten hat, sondern 27, eine ununterbrochene Reihe von 1953 bis zum Jahre 1980. Nur ein Bruchteil seiner theoretischen Vorlesungen liegt also auf Deutsch vor. — Bleiben die »Schriften«, bleibt die Hoffnung, hier einen oder einige wenige Texte zu finden, aus denen alles Wesentliche zu erfahren wäre. Man ahnt schon, daß die Hoffnung bei Lacan nicht gut aufgehoben ist. Der Genfer Philosoph Manfred Frank, von dem einer der wenigen nützlichen Lacan-Kommentare in deutscher Sprache stammt, schreibt in seinem Buch über den Neostukturalismus (1984):

»Es gibt von Lacan keinen Aufsatz oder keine Vorlesung, die in summa sein Lehrgebäude vortrügen ... Man kann Grundgedanken Derridas, Deleuzes, Foucaults oder Lyotards aus der Lektüre weniger ihrer Schriften viel leichter entwickeln, als das bei Lacan der Fall ist. Die Summe seiner Schriften — oder sagen wir vorsichtshalber, seiner Äußerungen — ließe sich vorläufig charakterisieren als ein Spiel von Querverweisen und Andeutungen, deren Pertinenz nur in ganz wenigen Fällen ganz sicher, sei's philologisch, sei's argumentativ bewährt werden kann. Lacans Werk hat sich Schwätzern und Dilettanten ebenso als Steinbruch ihrer unzusammenhängenden Phantasien dargeboten wie den wenigen ernsthaften Versuchen, sich über Lacans Grundgedanken klar zu werden, als Basis meist eigenständiger Interpretationen hat dienen können.«

So bleibt unserem Lacan-Interessierten, der sich schon mit der Psychoanalyse vertraut gemacht und ein wenig Linguistik studiert hat, schließlich nicht erspart, Französisch zu lernen — um sich nach getaner Arbeit wieder düpiert zu sehen, denn auch das garantiert ihm keineswegs freien Zugang zu den Quellen. In den französischen Buchhandlungen findet er die »Schriften« wieder, ein zur Einführung gut geeignetes Bändchen mit überarbeiteten Fernsehinterviews, findet Lacans medizinische Doktorarbeit und gerade eben fünf statt der auf Deutsch publizierten drei Seminare. Viele zirkulieren als Raubdrucke, die man sich zwar notfalls besorgen kann, deren Fassungen sich aber teils widersprechen und für deren Richtigkeit es keinerlei Garantie gibt, Vorlesungsmitschriften eben. Das hat den Grund, daß Lacan seinem Schwiegervater und Lieblingsschüler Jean Alain Miller alle Publikationsrechte vererbte. Der aber hat in den letzten fünf Jahren kein einziges der noch publizierbaren zwanzig Seminare zum Druck gebracht, dies unter Hinweis auf die gewiß großen Schwierigkeiten, aus Lacans Rede eine schriftliche Fassung herzustellen. Natürlich gibt es zwischen den verschiedenen Lacan-Schulen Streit um die Editionsprinzipien, gibt es Raubdrucke, gibt es aufsehenerregende Prozesse, gibt es Verlagsankündigungen baldigen Erscheinens — nur die Seminare gibt es nicht in gesicherten Ausgaben. Marini resümiert die Situation:

»Denken Sie daran, daß das im offiziellen oder heimlichen Umlauf befindliche Werk von Lacan mehr als 8000 Seiten beträgt, dabei sind ... die unzähligen Diskussionsbeiträge in den verschiedenen psychiatrischen, psychoanalytischen und philosophischen Gesellschaften ..., die ungedruckten Vorträge und die von ihm genehmigten Seminarzusammenfassungen nicht gezählt. Weniger als 3000 Seiten davon finden sich in Bänden, die im Buchhandel sind, ungefähr 1000 sind verstreut in Sammelwerken oder Zeitschriften ... Die andere, in den kritischen Werken meist vorsichtig 'unveröffentlicht' genannte Hälfte betrifft Seminare, in denen fundamentale Einführungen gegeben, eine neue Konzeption der Psychoanalyse und eine 'Ethik', um nicht zu sagen eine Ideologie im allgemeinen Sinne enthüllt werden, hilfreich, um den Weg Lacans und seines Wertesystems zu verstehen.« (Marini 1986)

Man kann sich unschwer vorstellen, zu welchen Folgen diese Situation im Streit der verschiedenen Gruppen um das richtige Verständnis und die richtige Auslegung Lacans führt: Jeder kann sich aus fast immer anfechtbaren Ausgaben *seinen* Lacan zusammenbasteln. Das wird auf lange Zeit so bleiben, denn eine zuverlässige, große Ausgabe ist nicht in Sicht. Vielleicht wird es sie nie geben, selbst wenn ihr das Ränkespiel der Erbeverwaltung nicht mehr im Wege steht. Das hängt damit zusammen, daß Lacan ein Redner war, kein Schreiber. Sein Werk besteht wesentlich aus Vorlesungen, Vorträgen und Interviews. Nirgendwo ein Grundbuch. Gerade aber bei einem so faszinierenden und schwierigen Redner wie Lacan ist die Transskription nicht ohne Verluste und deutende Eingriffe herstellbar.

Catherine Clément, die länger als ein Jahrzehnt die Seminare Lacans besucht und daraus ein leider nicht übersetztes Buch gemacht hat, das nicht nur verständig über Lacan handelt, sondern auch das intellektuelle Feld, auf dem er Erfolg hatte, mit durchaus sentimentaler Liebe, aber ohne den verstockten Dogmatismus der engsten Lacan-Schule zu erhellen versteht, schreibt über den Eindruck, den die Mitschriften derjenigen späten Seminare auf sie machten, die sie nicht mehr direkt miterlebt hatte:

»Ich machte eine seltsame Erfahrung: die Texte Lacans, für sich genommen, ohne die Hilfe des mündlichen Unterrichts, wurden zu erratischen Blöcken und leisteten mir auf allen Seiten Widerstand. Ich investierte nichts mehr, weder in die mathematischen Spielereien noch in das Unternehmen selbst. Seine Wirkung hatte für mich abgehangen von dieser seltenen und starken Stimme, die sich so gut Gehör verschaffen konnte.« (Clément 1983)

Wenn auch der Blick auf die Schriften selbst, das letzte philologische Mittel der Vergewisserung, keine Klarheit in das Halbdunkel bringen kann, in dem über Lacan so gut gemunkelt wird, liegt es nahe, sich ans Leben, an die Vita Lacans zu halten. Das ist in *der* Literaturwissenschaft, die sich auf Lacan beruft, streng verpönt, was hier nicht stören müßte, zumal der Meister in dieser Frage — wie es häufig der Fall ist — beweglicher war als die Schüler. Freilich sind auch diesem Zugang nicht leicht überwindliche Hindernisse entgegengestellt. Es gibt keine Biographie Lacans, es gibt nicht einmal größere Elemente einer solchen Biographie. Man weiß fast nichts über Lacan, er hat sein Leben systematisch hinter einer großen Spanischen Wand versteckt. Anekdoten gibt es Tausende, bewundernde und böartige. Man weiß über die Seminare Bescheid, man kennt die Kämpfe, die Lacan in den verschiedenen psychoanalytischen Vereinigungen ausgefochten und entfacht hat, aber sonst bleibt das meiste im Bereich der Legenden. Seine Biographie hält sich bislang ebenso in der Schwebe des gesprochenen Worts wie die meisten seiner Theorien. Der Meisterta-

schenspieler hat sich mit seinem letzten großen Trick selbst von der Bühne gezaubert.

Lacan scheint Recht zu haben. Man kann, wie er je schon wußte, auf ihn hören, aber man kann ihn nicht verstehen, wobei in diesem Falle die sprachliche Nähe zwischen »auf jemanden hören« und »jemandem gehorchen« in der deutschen Sprache etwas zum Vorschein bringt, was Lacans Wunsch, lieber gehört als verstanden zu werden, inhärent ist. Erkennen-wollen, so hatte er uns eingangs gewarnt, muß notwendig bei Verkennung ankommen. Das freilich war genau genommen nicht unsere Erfahrung. Unsere Erfahrung war vielmehr die Schwierigkeit der Annäherung und die weitere, daß *die* Theorie und *die* Person Lacans nicht einfach dingfest gemacht werden können. Die Erfahrung war aber weiter, daß die Versuche der Annäherung jeweils Wichtiges über die Person und das »Phänomen« Lacan zutage gefördert haben: sein Verhältnis zum Publikum, zur Lehre, seine Herkunft aus der Psychoanalyse, sein Bezug auf die Linguistik, Umrisse seines Erkenntnismodells, seine Vorliebe für Wortspiele, die Publikationslage, den Umfang seines Werks, das Verhältnis von Rede und Schreibe darin, sein Verhältnis zu seinem Privatleben. Es gibt also offenbar zwischen geglückter Reflexion auf das Ganze eines Werkes und dem Verkennen ein Drittes, Annäherungen an ein Portrait.

Jacques-Marie-Emile Lacan wurde am 13. April 1901 in Paris geboren. Freuds »Traumdeutung«, das Grundbuch der Psychoanalyse, war ein Jahr zuvor erschienen. Er entstammt einer gutbürgerlichen Familie und wurde in katholischer Tradition erzogen. Er besuchte das berühmte Colleg Stanislaus, eine von Jesuiten geleitete Privatschule klassischer Ausrichtung: Latein, Griechisch, Deutsch, Rhetorik, Philosophie, Mathematik. Er erzählte niemals von seiner Familie, aber man weiß, daß er einen Bruder hatte, der als Benediktinermönch in einem Kloster lebt, Schriftchen über das religiöse Vokabular veröffentlichte und seit Jahrzehnten als bekannter Lehrer die Jugend des Ortes in katholischem Geist formt.

Jacques Lacan entschied sich hingegen für das Studium der Medizin, ein philosophierender Arzt wie Freud oder auch Jaspers. Es folgt eine klassische Karriere in den renommiertesten Pariser Kliniken, die Spezialisierung auf Neurologie und Psychiatrie, die Doktorarbeit und schließlich auch noch die Heirat mit einer Chefärzttochter. Eine Bilderbuchkarriere so recht nach dem Geschmack der bürgerlich-konservativen katholischen Elite, der er entstammte. Durch die Doktorarbeit über eine schizophrene Patientin kam freilich der Wahn in das ordentliche Leben des vielversprechenden jungen Arztes, auch das Interesse für die Psychoanalyse. 1933 begann er seine Lehrjahre auf der Couch.

Die psychoanalytische Gesellschaft war damals klein, hatte etwa zwei Dutzend Mitglieder, die überaus bunt zusammengesetzt waren: Eine Prinzessin, Marie Bonaparte, an der Spitze; deutschsprachige Juden aus Ost- und Zentraleuropa, Schweizer, Elsässer, nur zum Teil Ärzte. Der junge Arzt aus guter katholischer Pariser Familie war in diesem Zusammenhang die Ausnahme. Daß er so eindeutig, so unzweifelhaft Franzose war, dürfte wesentliche Voraussetzung dafür sein, daß er Vater der französischen Psychoanalyse wurde.

Cathérine Clément, Französin jüdischer Herkunft, ist besonders sensibel für das spezifisch Französische an Lacan:

»Der Charme Freuds, das ist die Verbindung des Judentums und des Deutschtums österreichischer Prägung ... auch wenn er sich weigerte, die Religion seiner Väter zu praktizieren, erkannte ich mich in Freud als Jüdin wieder. In Lacan erkannte ich mich als Französin wieder. Sicher nicht aus nationalen Gründen, aber aus Gründen der Kultur, in der sich, jenseits der Sprache, ein ganzes Universum, eine Landschaft verorten. Lacan spricht meine Sprache, und er spricht sie glänzend ... So sehr er auch durchsetzt ist von fremder Gelehrsamkeit, gespickt mit exotischem Vokabular, er bleibt französisch. Französisch und christlich, hervorgegangen aus dem traditionellen Bürgertum. Nein, nicht aus einer der zweihundert führenden Familien, aber aus einer von denen, die die Basis der politischen Kontinuität sind, die ein wenig den Besitz pflegt und ziemlich viel ihren Geist, die die freien Berufe hervorbringt ... in der Eleganz von Jacques-Marie Lacan erkennt man die vorherrschende Religion eines Volkes ... Nichts an ihm wies das geringste Zeichen von Emigration auf.« (Clément 1983)

Die psychiatrische Beschäftigung mit einem spektakulären Mordfall machte ihn im Kreis der Surrealisten bekannt. Dali bezog sich auf ihn, er befreundete sich mit Bataille. Die surrealistische Feier des Wahns hoffte, in ihm einen ärztlichen Zeugen zu finden. Aber das war Lacans Sache nicht. Sie wurde es nie. Ebenso wenig interessierten ihn die politischen Ambitionen der Surrealisten. Politische Ambitionen interessierten ihn niemals wirklich. Auch der surrealistischen Gruppenbildung hielt er sich fern, selbst den Gruppen von Bataille. Niemals hat er an einer ihrer Aktionen teilgenommen. Gruppen konnte er allenfalls aushalten, wenn er ihnen vorstand. Der psychoanalytischen Gesellschaft freilich gehörte er an, in ihrem Rahmen präsentierte er auch seine ersten eigenständigen psychoanalytischen Schriften, abgesehen von einem langen Artikel über die Familie, der ihn als Verfechter einer durchaus traditionellen Rollenverteilung zeigt und voller Bedauern darüber ist, daß sich die Dominanz des Vaters aufzulösen beginnt. Auch an dieser Sichtweise sollte sich nicht viel anderes ändern als die Form ihrer Darlegung.

Aus den Jahren 1939 bis 1945, den Jahren des Krieges und der deutschen Besatzung, gibt es keinerlei deutliche Spuren Lacans. Die psychoanalytische Gesellschaft war verboten, ihre Mitglieder zum Teil geflohen, deportiert, untergetaucht. Lacan nahm an keinerlei Zusammenkünften teil. Auch nicht an denen der legalen psychiatrischen Vereinigungen, er veröffentlichte nichts, er schrieb auch nicht für die Schublade in der Absicht späterer Publikation.

Nach dem Krieg blühte das intellektuelle Leben Frankreichs auf, Sartre, Bataille, Aragon bildeten Gruppen und Zeitschriften, Hegel wurde durch Kojève und Hippolyte rezipiert, Lévi-Strauss kehrte wie die Surrealisten aus den USA zurück und führte mit sich die Erfahrung des linguistischen Strukturalismus, den er bei Jakobsen kennengelernt hatte. Lacan taucht wieder auf, orientiert sich und entwickelt bald darauf seine theoretischen Grundpositionen. Praktisch war er führend am Wiederaufbau der psychoanalytischen Gesellschaft beteiligt, führte Psychoanalysen durch, bildete Analytiker aus.

1953 kam es unter dramatischen Umständen zur ersten Spaltung der französischen Psychoanalytischen Gesellschaft, zur ersten von drei großen Spaltungen, deren Anlaß immer Lacan war. Die Details müssen uns nicht interessieren. Die psychoanalytische Vereinsmeierei unterschied sich keinen Deut von

der sonst gängigen. Die Hälfte der Mitglieder, darunter Lacan, trat aus und bildete eine eigene Vereinigung. Nur: diese Vereinigung wurde von der Internationalen psychoanalytischen Vereinigung, die Freud noch gegründet hatte, nicht anerkannt. Das war so ähnlich, als hätte sich zu Zeiten der Kommunistischen Internationale irgendwo eine kommunistische Partei gespalten und nur ein Teil wäre fortan von der Zentrale in Moskau anerkannt worden. Der Grund hatte mit spektakulären Verstößen gegen die geheiligten Prinzipien der analytischen Praxis zu tun. Eine Analyse bestand damals aus vier bis fünf Sitzungen pro Woche von der Länge einer Dreiviertelstunde über mindestens zwei Jahre. Der Analytiker hielt sich normalerweise streng an die Länge einer Schulstunde. Lacan führte die Praxis der kurzen Sitzungen ein, Sitzungen, die nur zwei Minuten dauern konnten, eine Viertelstunde, aber kaum je eine Dreiviertelstunde. Dies zunächst ohne Begründung. Lacan betreute die von ihm ausgebildeten Analytiker nachlässig. Natürlich war die Frage der Sitzungslänge nur ein Vorwand, aber es war ein gut gewählter Vorwand, an dem man die extreme Eigenwilligkeit, Laxheit und Selbstherrlichkeit, die man Lacan vorwarf, gut symbolisieren konnte.

Mehr als zehn Jahre blieb der Antrag der neu gebildeten Gesellschaft auf Anerkennung durch die internationale Vereinigung in der Schwebe, dann erfolgte 1964 das Angebot, die Anerkennung zu erhalten unter der Bedingung, daß Lacan nicht mehr direkt Psychoanalytiker ausbilden dürfe. Unter abermals dramatischen Umständen spaltete sich die neue Gesellschaft erneut in die einen, die die Bedingungen der Internationalen Vereinigung erfüllen wollten und diejenigen, die mit Lacan gingen, nun wirklich seine Schule bildeten, die »Ecole freudienne de Paris«.

Aber bleiben wir einstweilen im Umkreis der ersten Spaltung. Unter dem Rechtfertigungsdruck der Spaltung nahm Lacans Theorie ihre grundlegende Gestalt an. 1953 ist Lacans Theorie des Spiegelstadiums formuliert, seine berühmte trinitarische Formel vom Imaginären, Realen und Symbolischen, seine Auffassung von der Rolle der Sprache in der psychoanalytischen Theorie. Lacan selbst sagt rückblickend: »Meine psychoanalytische Position habe ich 1953 bezogen.« 1953 begann er auch, sein Seminar für Nicht-Ärzte und Nicht-Analytiker zu öffnen, aus Ausbildungsseminaren wurden große Vorlesungen.

Besichtigen wir also den Grundriß des Lacanschen Denkens. Eine entscheidende Rolle spielt darin die Theorie des »Spiegelstadiums«, die über Jahrzehnte immer wieder reformuliert wurde. Der Ausgangspunkt ist denkbar einfach: Dem Tier sind die wichtigsten Strukturen des Verhaltens vorgegeben, dem Menschen nicht. Der Mensch ist eine Frühgeburt, die sich in den ersten Lebensmonaten nicht als Einheit, nicht als Person, als Ich empfinden kann, sondern als zerstückelt, was etwa in der unkontrollierten Motorik Ausdruck findet. Dann, irgendwann zwischen dem sechsten und achtzehnten Monat kommt der allen Eltern bekannte Moment, in dem das Kind jubelnd sein eigenes Bild im Spiegel wahrnimmt. Das ist für Lacan der Uranfang des Ich. Das Kind nimmt in seinem eigenen Spiegelbild eine Gestalt wahr, in der es eine Einheit des eigenen Körpers antizipiert, die ihm objektiv noch fehlt. Mit dieser Gestalt im Spiegel identifiziert es sich.

Betrachtet man das Szenario, so leuchtet sofort ein, daß das, was das Kind im Spiegel sieht, nicht sein Körper *ist*. Es ist, allgemein und vorsichtig gesprochen etwas anderes. Lacan sagt: Das Ich erkennt sich im anderen. Es leuchtet auch ein, daß diese erste Ich-Identität imaginär ist in mehrfacher Hinsicht. Imaginär, weil sie über die Imago — das lateinische Wort für Bild — zustande kommt; imaginär aber auch im Sinne von »Einbildung« und »Täuschung«, denn die Einheit, die das Kind bejubelt, ist ja in Wirklichkeit noch gar nicht vorhanden, und schließlich sind Spiegel ja nichts als täuschende Oberflächen, die die Abbildung prinzipiell verkehren, nämlich seitenverkehrt wiedergeben.

So wären denn also die Spiegel zu meiden, so, wie es besorgte Mütter eitlen Mädchen in späteren Lebensphasen zu raten pflegen? Keineswegs, ohne das Spiegelstadium gibt es keine Identitätsbildung, ohne Identität ist das Subjekt schutzlos der Invasion des Realen ausgesetzt, kurzum: es wird wahnsinnig oder asozial.

Vom Spiegelstadium erklärt sich auch die Dreifaltigkeit von Imaginärem, Symbolischem und Realem, die die Schriften Lacans in den 50er Jahren durchzieht. Vom »Imaginären« haben wir schon eine Vorstellung. Auch die »Symbolische Ordnung« ist weniger geheimnisvoll als ihr Name. Lévi-Strauss beschrieb etwa zur gleichen Zeit auf dem Feld der Ethnologie die grundlegenden Riten des Eintritts in die Kultur, in die Ordnung, entdeckte einige grundlegende Strukturen dieser Initiation und einige ihrer elementaren Symbole. Im Spiegelstadium vollzieht sich nach Auffassung Lacans in der Geschichte des Individuums ein vergleichbarer Prozeß. Indem das Kind seine Einheit, seine Gestalt antizipiert, tritt es in die Ordnung ein, unterstellt sich dem Gesetz. Hat es einmal den unvermeidlichen Sündenfall begangen, im anderen des Spiegelbildes sich selbst zu erkennen, kann das kleine andere seines Spiegelbildes überschattet werden vom großen Anderen der Ordnung. Die Ordnung, das ist das ganze komplizierte System von fixierten und unausgesprochenen Gesetzen, von denen unser kleines Kind vor dem Spiegel nichts weiß. Ordnung, das ist für das Kind zunächst der Vater, der sich mit seinen Ansprüchen in das elementare Verhältnis zur Mutter mischt. Der Vater ist Repräsentant des Gesetzes und der sozialen Ordnung. Und was repräsentiert den Vater? Eben das, was die Mutter nicht besitzt. Vom Penisneid spricht schon Freud. Nun ist ein Penis ja für eine so gewaltige Ordnung nur ein etwas bescheidenes Symbol. Lacan bringt die Sache ins Lot. Für ihn ist es der Phallus, der den Vater macht und damit auch die Ordnung. »Phallogozentrismus« hat Derrida Lacan in einer berühmten Formulierung vorgeworfen, alles drehe sich ums Denken und um den Phallus.

Was aber, wenn der Vater nun gar kein großer Anderer ist, sondern ein armes Würstchen? Das macht im allgemeinen nichts, denn es entscheidet ja nicht das Individuum, sondern die Struktur. Das arme Würstchen besetzt den großen Platz, der ihm reserviert ist und gewinnt somit furchterregende Größe und Herrlichkeit. Um wie Lacan zu sprechen: nicht der Vater entscheidet, sondern der »Name des Vaters«. Das ist wieder einer seiner genialen sprachlichen Tricks. Nicht nur, weil der Zusammenhang zwischen Vater und Gott, zwischen Phallus und den Gesetzestafeln Moses' evoziert wird, sondern weil es, so fremd es zunächst klingt, durchaus handgreifliche Wahrheit hat: Das Kind be-

kommt den Namen des Vaters längst aufgeprägt, bevor es sich irgend als Subjekt konstituieren kann.

Bleibt das Reale. Das ist nun aber gerade nicht das, was man gemeinhin für das Reale hält, der Alltag etwa. Das alles steht unter dem Gebot des Symbolischen und des Imaginären. Das Reale ist gerade das Gegenteil der Realität, denn die präsentiert sich ja immer schon gefiltert und entstellt durch die beiden anderen Instanzen.

So ließe sich denn vom Realen gar nichts sagen? Unser armes Ich, begegnet es dem Realen nie, um ihm auf den Kopf zuzusagen: »Du bist das Reale?« Nein, denn das wäre Ergebnis einer Reflexion und demzufolge auch dem Verblendungszusammenhang des Spiegels verfallen. Erfahren läßt es sich nur auf der Ebene, wo schon Freud das Unbewußte dingfest machte, in den Versprechern, den Fehlleistungen, den Stauungen und Stockungen der glatten Rede des Ich, also, wie Lacan sagen würde, in den Brüchen des Diskurses.

Damit wären wir aber schon bei der Sprache in Lacans Denkszusammenhang. Sie innerhalb der Psychoanalyse zum Thema gemacht zu haben, ist sein großes Verdienst, denn schließlich ist sie das einzige Mittel der Analyse, durch sie hindurch spielt sich alles ab. Lacan wandte sich mit seiner Frage nach dem Funktionieren der Sprache an die Linguistik, wo sich gerade das Denken über Sprache grundlegend veränderte.

Spontan wird man sich den Vorgang des Sprechens so vorstellen: Ein Sprecher hat eine Absicht, etwa die, ein Ding zu bezeichnen. Also nimmt er das dazugehörige Wort, das dann in seiner Rede das Ding repräsentiert, etwa die Buchstaben B-A-U-M den Baum. Dieses »Repräsentationsmodell« wird in der strukturalen Linguistik, die sich im Anschluß an de Saussure entwickelte, bezweifelt. Tatsächlich gibt es keinen direkten Zusammenhang zwischen den eben erwähnten vier Buchstaben und eben einem Baum. Er könnte auch anders heißen, heißt anders in anderen Sprachen.

Aber wie kommt dann Bedeutung zustande? Saussures Antwort geht davon aus, daß ein Zeichen, die kleinste bedeutungstragende Einheit, zwei Seiten hat, es besteht aus Signifikant und Signifikat, d.h. aus einem Lautbild und einer Begriffsvorstellung. Der Sprecher bringt beides zusammen, indem er artikuliert. Artikulation heißt aber Gliederung, durch die Artikulation gliedert sich Lautbild wie Gedanke. Gliederung setzt Unterscheidung voraus. Der Gedanke oder Begriff wird mithin erst zu Gedanke oder Begriff, indem er sich anderen entgegensetzt, sich von ihnen unterscheidet — die Grundidee des Strukturalismus. Für Saussure ist die Abgrenzung innerhalb des Systems notwendig, aber keineswegs einzige Voraussetzung für Bedeutung. Lacan radikalisiert Saussures Gedanken zu der Auffassung: Bedeutung wird weder vom Sprecher noch vom bedeuteten Gegenstand gemacht, sondern sie ist, wie er sagt, ein Effekt der Sprachstruktur, ein Signifikanteneffekt.

Man kann sich leicht vorstellen, wie die strukturale Linguistik Lacan zupaß kam, wie sehr es ihm gefiel, deren Erkenntnisse auf den Punkt zuzuspitzen, daß es nicht der Mensch sei, der eine Sprache spricht, sondern die Sprache den Menschen. Die neue Universalwissenschaft bestätigt glänzend, was schon seine Interpretation des Spiegelstadiums ergeben hatte: Die Aktivität des Menschen

ist imaginär, die Sprache spricht ihn, wo er glaubt, zu sprechen wie das Andere ihn konstituiert, wenn er glaubt, sich zu sehen.

Auf der Basis der Linguistik kann er jetzt seine Theorie reformulieren und präzisieren. Kehren wir zurück zu dem kleinen Kind, von dem im Zusammenhang des Spiegelstadiums die Rede war. Das Kind will irgendwann seine Bedürfnisse effektiv äußern. Also lernt es sprechen, tritt in die Ordnung der Zeichen ein. Das ist genauso unabwendbar wie der Beginn der Identitätsbildung vor dem Spiegel. Und es geht, Lacan zufolge, ebenfalls schief, denn das Baby muß sein Bedürfnis, um der Mutter verständlich zu sein, entäußern an den Signifikanten, an eine Ordnung, die schon festliegt, die es nicht gemacht hat und nicht beeinflussen kann. Das Kind wollte eine Sache, wollte ein Bedürfnis befriedigen, aber man gab ihm statt dessen ein Symbol, die Ordnung des Anderen bemächtigt sich seiner. Zudem hat es die Einheit seines Bedürfnisses der Signifikantenkette ausgeliefert, also zerstört, denn bekanntlich entsteht Sprache ja aus Oppositionen, hat sie Lücken, Punkte und Kommata.

Zufrieden ist das Subjekt damit nicht. Es reagiert auf die Welt der Symbole mit seinem Begehren, dem Gefühl des Nicht-Habens, des Mangels. Das Begehren sucht sich immer neue Ersatzobjekte, aber, woran es sich auch heftet, es kann nie dauerhaft befriedigt werden, sondern geht immer wieder auf die Suche. Es kann jedoch auch nicht ausgelöscht werden, nicht untergehen.

Wir haben eine Vorstellung vom Spiegelstadium gewonnen, vom Lacanschen Subjektbegriff, vom Imaginären, Symbolischen und Realen, vom kleinen anderen und vom großen Anderen, von der symbolischen Ordnung, vom Vater und vom Phallus, von der Macht der Signifikanten und vom Schicksal des Begehrens, von dem Teil des Lacanschen Werkes, das am einflußreichsten und wirkungsvollsten war. Wir verlassen damit den Theoretiker Lacan, ohne auf spätere interessante Seminare, etwa über die »Vier Diskurse« oder über die »Ethik der Psychoanalyse« auch nur einen Blick geworfen, ohne Lacan als Mathematiker, als Topologen ernst genommen zu haben. Dazu berechtigt der Umfang des Werks und vielleicht auch der Verdacht, der am Beispiel des Lacanschen Umgangs mit der Linguistik mindestens erwiesen werden konnte: Da wird ein psychoanalytisches Grundkonzept in immer neue Wissenschaftssprachen übertragen. Cathérine Clément formuliert apodiktischer:

»Lacan hatte, beginnend schon in der Vorkriegszeit, eine schöpferische Periode: er führte bis dahin unveröffentlichte Beobachtungen ein, er baute ein System neuer Konzepte. Das war schon ziemlich früh. Liest man die Texte aus den dreißiger Jahren, entdeckt man in ihnen latent das Entscheidende der Theorie, die sich später in ihrer ganzen Breite entfaltet. Es kam der Moment, an dem Lacan nichts Neues mehr erfand, und, statt seine Konzepte zu erhärten, übertrug er sie in verschiedene Sprachen: Arbeit eines Rhetors. Der Signifikant ist kein Konzept Lacans, das Metaphorische und die Methonomie sind keine von Lacan erhärteten Konzepte, ebensowenig das 'Mathem', einer seiner letzten Funde, aus der mathematischen Logik entlehnt. Nein, Lacan war nicht der Begründer eines Systems, er war eher der geschickte Redner, der das Vokabular der Psychoanalyse in andere Sprachen übersetzte als in die Sprache Freuds.« (Clément 1983)

Wir wollen freilich den Theoretiker Lacan nicht verlassen, ohne uns aus einem etwas größeren Abstand deutlich zu machen, weshalb seine Konzepte als so fundamental neuartig empfunden wurden und anzudeuten, wo ihre schwachen Stellen liegen. Zur ersten Frage gibt Lacan deutliche Hinweise. Über lange Pe-

rioden hat er sich immer wieder mit zwei Grund-Sätzen des abendländischen Denkens auseinandergesetzt, mit Descartes »Cogito, ergo sum« und Freuds Programmsatz: »Wo Es war, soll Ich werden.« Descartes findet mit seinem »Ich denke, also bin ich« in der Reflexion den einzig zuverlässigen Grund der Selbstvergewisserung des Subjekts. Für Lacan ist das reflektierende Denken gerade der Mechanismus der imaginären Selbstverkennung. Und so schüttelt er denn vor versammeltem Publikum solange geschickt an Descartes Satz herum, bis er etwa lautet: »Ich denke, ich bin«, wobei das Denken auf einmal in Opposition zum Sein steht. Ich »denke« also nur, zu sein, so ähnlich wie im triumphierenden Ausruf »Denkste« oder »hast Du wohl gedacht« die deutsche Alltagssprache den Zusammenhang zwischen Denken und illusionärer Verkennung festhält. »Denkste« ist Lacans letztes Wort zum abendländischen Subjekt.

Mit Freuds »Wo Es war, soll Ich werden« verhält sich die Sache etwas komplizierter. Die Äußerung geht aus von Freuds zweiter Strukturhypothese, seiner Unterscheidung von Über-Ich, dem Ort der internalisierten Regeln und Gesetze, von Es als dem Ort elementarer Triebe und vom Ich als der vermittelnden Ebene des Denkens und der Realitätsbewältigung. Das Ich ist also bei Freud sozusagen auf der Ebene des Realen angesiedelt, wohnt Parterre zwischen dem Oberhaus der hehren Gebote und dem dunklen Keller des Es. Freud war weit entfernt von der Illusion, man könne durch die Psychoanalyse das Es völlig auf die Ebene des Ich holen. Das Ich wird niemals ganz Herr im Haus. Das Unbehagen, das aus der Unvereinbarkeit von menschlichem Glücksverlangen und gesellschaftlicher Ordnung entsteht, sieht Freud als Preis des Kulturfortschritts an. Dennoch kann die Psychoanalyse aufhellen, aufklären, ja heilen, indem der Patient in der Analyse verdrängte, aber krankmachende Erlebnisse seiner Entwicklungsgeschichte wieder erinnert, reflektiert, ausspricht und bewältigt.

Reflexion des Subjekts als Ort der Erkenntnis und des Begreifens — das ist unvereinbar mit Lacans Theorie. Andererseits kann Lacan sein Schibboleth »Zurück zu Freud« nicht aufgeben. Er hilft sich, indem er mit Hilfe der französischen Sprache zwei Ichs unterscheidet. Das Französische kennt zwei Formen der ersten Person Singular: »je« und »moi«. Das erste benutzt man, wenn das Ich wirklich Urheber einer Handlung ist, also etwa im Sinne des Satzes »Ich mache«, das andere u. a. in reflexiven Zusammenhängen. Man ahnt, wie es weitergeht. Es gibt also das Ich, das durch das Spiegelstadium hindurchgegangen ist und sich nie unverstellt sehen kann, es gibt aber auch jenes andere, auf der Ebene des Realen im Sinne Lacans angesiedelte Ich, von dem man nicht einmal sagen kann, daß es das Eigentliche sei, weil man überhaupt nichts darüber sagen kann. Wie das Reale macht dieses völlig unbewußte Ich sich in den Löchern und Brüchen des Diskurses bemerkbar. Nun sei die Aufgabe der Psychoanalyse natürlich gerade nicht, die Spuren des Unbewußten der täuschenden Reflexion auszuliefern, sondern das Subjekt an jenen geheimen und unsagbaren Ort des unverliegenden Ich zu führen. Es bedarf noch einiger kleiner sprachlicher Zauberkunststückchen und Lacan ist mit seinem doppelbödigen Ich am Ziel uns glaubhaft zu versichern, schon Freud habe gemeint, der eigentliche Ort des Ich sei das Unbewußte.

Daß es Psychoanalytiker gab, die Freuds »Wo Es war, soll Ich werden« anders verstehen wollten, kann man sich leicht denken. Kritik an Lacans Theorien gab es natürlich auch von der Seite der Psychologie, der Philosophie, der Linguistik. Sie betraf letztendlich in der jeweiligen Theoriesprache formuliert die einfachen Fragen.

Nehmen wir wieder unser Baby. Ist es nicht z.B. ein Zugewinn an Handlungsfähigkeit für das Baby, wenn es sagen kann, was es haben möchte? Könnte es nicht sein, daß es die Auslieferung an den Signifikanten gern verschmerzt, wenn es auf die Weise reichlich zu essen bekommt, gut temperiert und vom Feinsten? Denn die Aussage, das Kind habe ein Objekt besitzen, ein Bedürfnis stillen wollen, es habe aber statt dessen ein sprachliches Symbol bekommen, ist ja allenfalls die halbe Wahrheit, denn nachdem es sich des Symbols bedient hat, wird es ja im allgemeinen das Objekt bekommen. Theoretischer gesprochen: Lacans Theorie hat kein Auge und keine Begriffe für den Zuwachs an Handlungsfähigkeit, der sich durch die Sozialisierung und Vergesellschaftung für das Individuum ergibt, Vergesellschaftung wird allemal nur von ihren einschränkenden Seiten her gesehen.

Gewiß, so ließe sich antworten, aber Lacans Verdienst sei eben, besonders genau untersucht zu haben, wie sich die symbolische Ordnung durchsetzt. In der Tat dürfte hier vor allem Lacans dauerhaftes theoretisches Verdienst liegen. Das ist genau der Aspekt seines Werkes, der einen Marxisten wie Althusser interessierte.

Allerdings lassen sich bei Lacan viel leichter Belege für die These für die Allgegenwart der Ordnung finden als Begriffe, um diese Ordnung differenziert darzustellen. Ist sich alle symbolische Ordnung gleich, nur weil jede Ordnung Symbole braucht? Gleich die politische Ordnung, gleich der Vater, gleich die Erziehung? Läuft alles allzumal, immer schon und in alle Zukunft auf das Gleiche hinaus, bezeichnet das Spiegelstadium wirklich die ontologische Struktur des menschlichen Lebens? Wie kann ein Wesen, daß unablässig verkennt, überhaupt überleben?

Oder die Sprache: Auch wenn die Signifikantenkette nach dem Prinzip der Opposition gebaut ist, wenn auch die Sprache ein System ist, das das Individuum nicht gemacht hat, haben wir bei unseren Äußerungen nicht doch ein Wörtchen mitzureden? Machen wir nicht doch mehr, als die Lippen stumm zu bewegen, wenn es uns spricht?

Über solche Fragen zu diskutieren, war Lacans Sache eigentlich nicht. Als seine Theorie in ihren Grundzügen ausgearbeitet war, wurde er ihr Prophet. Und was für einer. Sein Seminar, das bis zu seinem endgültigen Ausschluß aus der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung 1964 noch in der Psychiatrischen Klinik St. Anne stattfand, hatte seine größte Zeit zwischen 1964 und 1968. Auf Vermittlung von Althusser, Lévi-Strauss und Braudel konnte Lacan fortan in der Pariser Elitehochschule »Ecole normale supérieure« lesen. Seine Vorlesungen wurden ein Muß für das intellektuelle Paris. Jeder hatte Zugang, aber man mußte stundenlang vorher dort sein, um noch einen Platz zu bekommen. Cathérine Clément beschreibt die Atmosphäre:

»Nach und nach, Woche für Woche, Stunde um Stunde entstand ein Sprachnetz, unbewußt, aber wirksam, das die Eigenschaft hatte, alle anderen Formen des Denkens unwirksam zu machen. Diese langsame, von Pausen durchsetzte Rede mit ihren flüchtigen Glanzlichtern, den scharfen, mit leiser Stimme vorgetragenen Behauptungen, ihren Wortspielen ... dieses suchende Denken, durchsetzt von Mythen, all das erzeugte eine zweifelhafte Besessenheit. Man dachte nach über das, was er gesagt hatte und noch mehr über die Rätsel, was er wohl hatte sagen wollen. Schließlich vergaß man das Denken selbst und dachte Lacan. Man gab seine Lehren weiter wie wohl die griechischen Rhetoren ihren Unterricht weitergaben: durch diskrete, aber unablässige Propaganda, durch dauernde Zitate. Und, das ist wahr, es gab keinen Platz mehr für etwas anderes. Wenn man sich nicht sofort ärgerte, wurde man ergriffen. So entstand ein Dogma. Sicher war etwas Monströses in diesem Effekt, aber so funktionierte das Seminar ... Lacan eroberte sein Publikum, aber er machte es stumm. Das Zeremoniell, mit dem er seine Angst umgab, war so stark, zu prophetisch sein Ausdruck. Versuchen Sie, mit Moses auf dem Berg Sinai zu diskutieren.« (Clément 1983)

1968 mußte er den Hörsaal in der Ecole Normale Supérieure verlassen. Es gab neue Propheten, neue Unruhestifter, von denen nicht wenige im Hörsaal des alten Propheten und ewigen Unruhestifters gesessen hatten. Man vermutete Zusammenhänge. Lacan setzte sein Seminar an einer neugegründeten Reformuniversität fort. Das waren lauter Mißverständnisse, von denen das veröffentlichte Protokoll einer Diskussion revoltierender Studenten mit dem Meister grotesk Zeugnis ablegt. Lacan interessierte sich nicht für Revolten und Revolutionen.

Die Zeiten änderten sich wieder, die Seminare wurden zur geschlossenen Gesellschaft, verlagerten sich immer mehr auf Topographie und Mathematik. Ein alter Mann, der sich mit leiser Stimme beinahe nur noch in Rätseln und Sprachspielen äußerte, bekam seine Schüler dazu, stundenlang mit Faden und Papierschnipseln Möbiusbänder zu basteln, ihm in den Bereich seiner Mathematik zu folgen. Gödel, Escher, Lacan. Die Tendenz zur Formalisierung, immer schon vorhanden, wird beim alten Lacan zur Manie. Seine längjährige These z.B., daß es keinen Geschlechtsverkehr gebe, begründete er schließlich damit, daß der Geschlechtsverkehr sich mathematisch nicht darstellen ließe. Natürlich ließen sich die mathematischen Zeichen, mit denen er operierte, nicht wirklich rechnen, seinen getreuesten Schülern erschien aber gerade das als Ausweis Lacanscher Genialität: War damit nicht bewiesen, daß nirgendwo Beziehungen gelingen konnten, nicht vor dem Spiegel, nicht im Bett und längst nicht in der Mathematik?

Kurzum: Das Seminar Lacans bekam endgültig obsessionelle und sektenhafte Züge, lächerlich und zugleich beängstigend in der Unterwerfung der Schüler wie im totalen Machtanspruch des Lehrers, in dessen Rechnung lebendige Menschen nicht mehr vorkamen. Ein akademischer Lehrer hätte solches nicht zu erzeugen vermocht. Lacan war aber nicht in erster Linie Hochschullehrer, sondern Haupt einer psychoanalytischen Gesellschaft. Diese Gesellschaft hatte er 1964 nach seinem Ausschluß mit den Worten gegründet: »Hiermit gründe ich, einsam wie ich immer war im Verhältnis zur Sache der Psychoanalyse, die Französische Schule der Psychoanalyse«, nicht ohne den prophetischen Gestus in praktische Machtpolitik münden zu lassen: »Die Französische Schule der Psychoanalyse ... deren Vorsitz ich in den nächsten vier Jahren einnehmen werde.« Lacan hatte fortan das Monopol der Lehre: »Mein Unter-

richt ist ohne Konkurrenz, weil er der einzige ist, der von Psychoanalyse spricht.«

Die Schule Lacans wurde eine Kirche: Einführung, gemeinsame Doktrin, der man bei Strafe des Ausschlusses und der Exkommunikation zustimmen mußte. Man kennt das Problem auch von den politischen Parteien, und es gibt nicht wenige, die Lacans Herrschaft in seiner Gesellschaft »stalinistisch« nannten. Natürlich ging es nicht blutig zu, aber in anderer Hinsicht war die Herrschaft noch totalitärer, weil sich hier ein Machttechniker auch noch auf Subjektivität verstand, weil der Schulzusammenhang sich nicht auf das Seminar oder auf öffentliche Äußerungen beschränkte, sondern über die Analyse in die entlegensten Winkel des Unbewußten hineinragte, weil auch die berufliche Zulassung und damit die materielle Unabhängigkeit vom Verhältnis zur Schule abhing. Die Zeitschrift der Lacan-Schule während der 70er Jahre wies die einzelnen Artikel nicht mehr aus, der Verfasser blieb ungenannt, mit Ausnahme der Artikel von Lacan selbst. Da symbolisiert sich ein Bestreben nach Ich-Auslöschung, das in den Theorien des Meisters immer schon mitschwang.

So recht Lacan hatte, sich darüber zu mokieren, daß die klassische Psychoanalyse dem Analysanden gezählte 45 Minuten für sein Geld garantierte, so zynisch war seine Praxis, außergewöhnlich hohe Preise dafür einzufordern, daß sich ein Analysand für einige Minuten auf seiner Couch ausbreitete, während er vielleicht sein Steak verzehrte und schwieg; denn schließlich, so sagte er, würden die Analysanden ja die Antwort auf das, was sie auf der Couch sagten, im Seminar finden.

Daß die Psychoanalyse einmal zum Ziel gehabt hatte, Leiden zu mildern, Krankheiten zu heilen, geriet aus dem Blick. Das Begehren nach theoretischer und organisatorischer Allmacht dominierte die Ethik dieser Psychoanalyse immer mehr, der Theoretiker der Dezentrierung wurde zum Zentrum, zum unbestrittenen Haupt einer Organisation, die straff von oben nach unten organisiert war. Der ewige Dissident machte Dissidenten, der Ausgeschlossene schloß aus, der Abweichter ertrug keine Abweichung. Das erzeugte immer mehr Spannungen im Innern der Schule, der 1977 immerhin noch mehr als 500 Analytiker angehörten. So ließ der achtzigjährige Lacan sie auflösen, um mit den allerengsten Getreuen ein letztes Mal eine neue Schule zu gründen. Sie hat das rechtliche Monopol auf den Nachlaß Lacans, das Monopol auf seine Lehren vermochte sie sich nach Lacans Tod nicht zu sichern, sondern sie ist heute eine der vielen psychoanalytischen Vereinigungen, die sich auf Lacan berufen. Eine neue Unübersichtlichkeit, eine neue Gelassenheit in theoretischen Fragen hat den scharfgezogenen alten Frontstellungen Platz gemacht. Werk und Schule Lacans sind der Dezentrierung nicht entgangen. Er wirkt fort um den Preis der Auflösung seiner Organisation und seines Werks.

Bei uns wird das Werk einer größeren Öffentlichkeit erst jetzt bekannt. Es findet Interesse, weil sich in ihm ganz verschiedene Strömungen unserer unübersichtlichen intellektuellen Landschaft kreuzen. Lacan ist antiinstitutionell und zugleich schulbildend, vermittelt die Symbole der Zugehörigkeit; sein Werk enthält die Hybris des Wissenschaftlers, alles zu erkennen und zu beschreiben, zugleich aber den Gestus des Schamanen; sein Werk hat die Erfah-

zung der Unveränderbarkeit der Welt, die die post-achtundsechziger und post-alternative Intelligenz durchdringt, schon immer zum Ausgangspunkt gehabt, es bietet Entlastung. Lacans Leben zeigt jene Überlebensfähigkeit, jenen Zynismus, jene triumphierende Stärke und List, die in schweren Zeiten gebraucht werden. Er war jene Art von Genie, von der wieder geredet wird. Was ist schon Sloterdijk gegen Lacan?

So ist Lacan unsterblich geworden, unsterblich wie die Erfahrung, von der er immer wieder spricht, die der Täuschung und des Mißlingens, unsterblich wie der Schamane, mit dem man ihn verglichen hat, weil er wie dieser unverwundbar war, wie dieser seine Zuhörer unterhielt, wie dieser in unbekanntem Sprachen zu sprechen verstand, wie dieser therapeutische Funktionen verwaltete, wie dieser zugleich Sachwalter der Sprache und Kultur seines Volkes war.

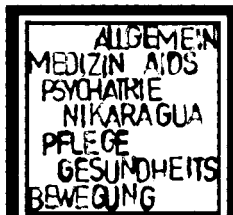
Jean Baudrillard hat Lacan hingegen anerkennend einen »Meistertaschenspieler« genannt. Das ist vielleicht der glücklichste Begriff, auf den man Lacan bringen kann. Er arbeitete vor dem Spiegel, er war ein Meister, er war ein Spieler nicht erst, als sein Seminar mit Papierschnipseln zu spielen begann, er arbeitete auf dem Gebiet der Schaustellung und Täuschung. Taschenspieler amüsieren, Taschenspieler verblüffen, Taschenspieler verschärfen die Wahrnehmung dafür, daß es in der Welt nicht immer mit rechten Dingen zugeht. Seit Thomas Manns »Mario und der Zauberer« wissen wir freilich auch um die Hybris der Macht und die totalitäre Anmaßung einer Zauberei, die vom Lachen und von Vernunft nichts mehr wissen will.

Literaturverzeichnis

Clément, Cathérine, 1983: Vie et légende de Jacques Lacan. Paris

Frank, Manfred, 1984: Was ist Neostukturalismus? Frankfurt/M.

Marini, Marcelle, 1986: Jacques Lacan. Paris



Jahrbuch für Kritische Medizin 11

Die Schwerpunkte der Diskussion in der Gesundheitsbewegung werden hier versammelt: E.Wulff kritisiert das gleichzeitig abgedruckte Papier der Grünen zur Psychiatrie, Mitglieder der Gesundheitsbrigaden berichten aus Nicaragua über eine mögliche Medizin ohne Medikalisierung. AIDS zwischen realer Gefahr und Hysterie: ein Appell und offene Fragen. Die Praxis der Gesundheitsbewegung und ihre politische Kultur. Als Fortsetzung der Diskussion um Pflege und Allgemeinmedizin: Patientenorientierte Pflege und ihre Durchsetzung. Das Besondere der Allgemeinmedizin. Argument-Sonderband AS 131, 160 S. 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Subjekt, Rationalität und soziale Ordnung

Die gängigen Vorstellungen über Persönlichkeit, Handlung, moralische Verantwortung und Gesellschaft sind von den Gedanken der Aufklärung, besser gesagt, von den Bruchstücken der zerfallenen aufklärerischen Ideale geprägt. In dieser Geburtsperiode der bürgerlichen Ideologie wurden zwei Thesen verknüpft: einerseits wurde vorausgesetzt, daß der Umbau der Gesellschaft nach den Maßstäben der Rationalität möglich sei, andererseits wurde es als selbstverständlich angenommen, daß eine Gesellschaftstheorie möglich sei, die das Bestehen der sozialen Ordnung¹ von der Annahme der Existenz rational handelnder Subjekte ableitet. Die beiden Thesen sind nicht identisch, die eine kann nicht auf die andere zurückgeführt werden, und doch besteht ein Zusammenhang zwischen beiden.

Die Idee der Möglichkeit des rationalen Umbaus der Gesellschaft ging als Grundüberzeugung in die sozialen Bewegungen ein, sie bildet noch immer die Grundlage eines jeden Sozialismus, während in der Ideologie des piecemeal engineering die bürgerliche Denkweise sie völlig aufgegeben hat. Ein anderes Schicksal erfuhr das Modell der sozialen Ordnung rational handelnder Subjekte. Die Unhaltbarkeit dieses Modells wurde eigentlich schon von den besten Köpfen der Aufklärung — offen oder implizit — zugegeben, aber es waren die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des beginnenden 19. Jahrhunderts, die alle Illusionen zertrümmerten. Die Eigengesetzlichkeit der sozialen Welt war die große Entdeckung dieser Periode und die Ausbildung der Soziologie, der Wirtschaftswissenschaft, der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung waren die Folgen dieser Entdeckung. Wir dürfen nicht vergessen, daß eben Marx derjenige war, der am heftigsten jene Ideen kritisierte, denen zufolge die rationalen Erwägungen und Entscheidungen der Individuen den historischen Prozeß erklären könnten.

Können wir uns aber der Idee des rational handelnden Subjektes entledigen? Ob wir es können oder nicht, lassen wir vorläufig beiseite. Daß die Idee faktisch nicht aufgegeben wurde, ist für jeden klar, der die alltägliche Vorstellungswelt und die Literatur des 20. Jahrhunderts beobachtet. Auch die Sozialwissenschaften haben die Idee nicht aufgegeben, und die Schwierigkeiten, die dadurch entstehen, möchte ich am Beispiel zweier soziologischer Theorien illustrieren.

Mancur Olson greift auf eine altbekannte These zurück. Nehmen wir an, sagt er, daß die Individuen rational handeln, d.h. ihre Gewinne mit den Kosten des Handelns vergleichen. Wenn bei einer bestimmten Handlung die Kosten größer sind als die Gewinne, werden rationale Akteure auf sie verzichten. Olson interessiert die Frage, ob rationale Akteure sich die sogenannten kollektiven Güter verschaffen können oder nicht. Kollektive Güter sind solche, die jedes Mitglied einer Gruppe genießen kann, wenn ein Mitglied der Gruppe in der Lage ist, sie zu genießen. Es gibt sehr viele solche Güter, von der öffentlichen

Sicherheit über die öffentliche Schule bis zum Lohnniveau einer Arbeitergruppe oder Profitniveau einer Unternehmergruppe. Die Beispiele machen klar, daß der Erwerb kollektiver Güter von den Mitgliedern der Gruppe eine Anstrengung verlangt: ein bestimmtes Lohnniveau kann nur durch gegebenenfalls kostspielige Aktionen erreicht oder gesichert werden. Andererseits ist es auch leicht einzusehen (und hier müssen wir Olsons Argument ein bißchen erweitern), daß jede soziale Ordnung eine Menge kollektiver Güter voraussetzt, besser gesagt, die Existenz einer sozialen Ordnung ist nichts anderes als das Vorhandensein bestimmter kollektiver Güter. Wenn wir nun annehmen, daß die Individuen rational entscheiden können, ob ein bestimmtes kollektives Gut der Anstrengung wert ist oder nicht, stellt sich heraus, daß bei größeren Gruppen der Verzicht auf die kollektiven Güter rational ist, was zugleich einem Verzicht auf die Gruppenexistenz gleichkommt. Es ist so, daß der Teil des Gewinns, der der eigenen Anstrengung zuzuschreiben ist, bei anwachsender Größe der Gruppe immer kleiner wird, während das Niveau der Anstrengung nicht in dem gleichen Maße abnimmt. Es gibt einen Punkt, wo die Kosten die Gewinne übersteigen, die Handlung wird also von den rational Handelnden unterlassen.

Hier nimmt Olsons Argumentation eine Richtung, die für uns weniger interessant ist. Er möchte beweisen, daß kollektive Aktionen, Bewegungen logisch unmöglich sind, da die Menschen rational handeln, folglich das, was wir als soziale Bewegungen bezeichnen, in Wahrheit verkappte Formen von Gewalt und Manipulation sind. Es ist hier nicht der Ort, das Problem der sozialen Bewegungen zu diskutieren, allerdings spricht vieles gegen die These Olsons. Wichtig ist aber, daß das Konzept der rational und souverän handelnden Akteure mit dem Konzept der sozialen Ordnung unvereinbar ist. Es gibt keine unsichtbare Hand, die die Aktionen der rationalen Individuen miteinander abstimmt.

An einem zweiten Beispiel möchte ich demonstrieren, daß die Rekonstruktion einer sozialen Ordnung die Hypothese der Existenz rationaler Subjekte nicht braucht. Wohl ist Parsons' begriffliches Instrumentarium dem von Olson sehr ähnlich — auch er spricht von Handelnden in Situationen mit bestimmten Zielvorstellungen und begrenzten Ressourcen, was die Optimierung der Aufwendungen verlangt — aber die ganze Diskussion nimmt eine andere Richtung. Für Parsons ist es klar, daß die utilitaristisch-rationale Handlungstheorie die Lösung des Problems der sozialen Ordnung unmöglich macht. Die Möglichkeit der sozialen Ordnung ist bei Parsons dadurch gesichert, daß die Wahlakte der Handelnden nicht nur von Überlegungen zur optimalen Mittelverwendung bestimmt sind, sondern daß der Handelnde auf bestimmte Normen Rücksicht nehmen muß. Diese Normen, Standards etc. wirken als Selektionsprinzipien: bestimmte Möglichkeiten werden bevorzugt, andere zurückgestellt. Parsons' Interesse gilt zwei Aspekten der normativen Steuerung: er betont einerseits, daß diese Normen, Standards ein zusammenhängendes System bilden, also die Vorschriften, die sich auf bestimmte Situationen beziehen, nicht beliebig variieren, sondern aufeinander abgestimmt sind, und so die unter Mitwirkung der Standards produzierten gegenseitigen Erwartungen nicht enttäuscht werden; andererseits — meint er — verknüpft der Prozeß der Sozia-

lisation die normativen Standards mit den Motivationen und dadurch wächst jene faktische Wirksamkeit, diesen Legitimität zu. Die normativen Standards sind also keine Mittel, mit denen man umgehen kann im sozialen Raum, im Gegenteil: diese bestimmen den Raum, innerhalb dessen soziales Handeln möglich ist. Die soziale Ordnung wird nicht dadurch gesichert, daß die Handelnden unter Zuhilfenahme der normativen Standards einen Konsensus aushandeln, sondern ist schon durch die Struktur der Standards vorbestimmt. Die soziale Ordnung ist nicht Produkt der Handelnden, sondern sie produziert die Individuen. Soweit spielt die rationale oder irrationale Mittelverwendung der Akteure in der ganzen Überlegung keine Rolle. Da rational und irrational handelnde Individuen der normativen sozialen Ordnung gleichermaßen unterworfen sind, ist der Ausgang des sozialen Geschehens unabhängig davon gesichert, wie die einzelnen sich verhalten. Für die Individuen kann es einen Unterschied machen, wie rational sie in den Situationen wählen — für das Ganze ist das gleichgültig. Zu diesem Ergebnis kommt Parsons, indem er — und das wird für uns noch wichtig sein — die Standards gleichsam über die Handelnden setzt, aus der Reichweite ihrer Aktivität herausnimmt. Hier können wir uns mit der Feststellung begnügen, daß es möglich ist, eine soziologische Handlungstheorie aufzubauen, die ohne die Vorstellung des rational handelnden Subjektes auskommt.

Wäre es nicht sinnvoll, das Konzept des rationalen Subjektes aus den Sozialwissenschaften auszumerzen? Stimmt es nicht, daß diese Idee bloß eine ideologische Chimäre ist? Hat nicht gerade Marx die Argumente für eine solche radikale Operation geliefert? Haben nicht die beispielhaft aufgegriffenen soziologischen Handlungstheorien bewiesen, daß »Subjektsprache« und »Ordnungssprache« inkompatibel sind?

Das Ergebnis der bisherigen Überlegungen ist nicht besonders neu und nicht besonders überraschend. Wichtiger sind die Bedenken gegen eine verfrühte Aufgabe des Subjektbegriffes und des damit verbundenen Rationalitätsanspruchs. Dies Bedenken sind methodologischer und moralisch-praktischer Natur, sie dürfen nicht als eine bloße Zurücknahme der vorangehenden Überlegungen mißverstanden werden.

Rationalität ist ein vielschichtiger Begriff. Der utilitaristische Rationalismus des Olsonschen Modells stellt sicherlich eine sehr begrenzte Form der Rationalität dar. Aber wie immer wir diesen Begriff erweitern würden, könnten wir von den rationalen Handlungen der Individuen als dessen Grundlage nicht loskommen. Sicherlich können wir von der Rationalität von Gedankengebilden, institutionellen Ordnungen usw. sprechen, aber damit meinen wir immer einen Rationalisierungsprozeß, dessen Ergebnis die nämlichen Gebilde sind. Rationalität verweist immer auf eine Handlungsreihe in dem Sinne, daß diese Reihe oder deren Ergebnis an einem Maßstab gemessen wird, der dieser Handlung nicht fremd ist. Den Maßstab müssen wir also dem Handlungsprozeß entnehmen und da gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder postulieren wir die Existenz überindividueller rationaler Akteure, was einen unangenehmen und altmodischen Idealismus, vielleicht in verkappter Form, nach sich zieht, oder aber wir müssen uns damit abfinden, daß als Ausgangspunkt der Bestimmung

des Rationalitätsbegriffes nur die Aktivität der realen menschlichen Individuen genommen werden kann. Rationalität ist eine Fähigkeit, die *sie* besitzen — sie sind also Subjekte. Der Subjekte können wir uns also nicht entledigen, solange wir an dem Begriff der Rationalität festhalten. Aber müssen wir das?

Jetzt muß es schon klar sein, wie die beiden aufklärerischen Ideen, die der Möglichkeit des rationalen Umbaus der Gesellschaft und die der Vereinbarkeit sozialer Ordnung und rational handelnder Subjekte zusammenhängen. Wollten wir jeden Maßstab und damit Begriff der Rationalität aufgeben, müßten wir auch die Idee aufgeben, daß der Umbau der Gesellschaft möglich ist. Ohne einen Maßstab für Rationalität können wir nicht sagen, welche Maßnahme rational ist aus der Sicht des gemeinsam akzeptierten Zieles. Sind die Maßnahmen rational nicht begründbar, können sie nur dekretiert werden, was wir auch erlebt haben. Die Idee des rationalen Umbaus der Gesellschaft leitete zur Zeit der großen französischen Revolution die Versuche, über die feudalistische Gesellschaftsordnung hinauszugehen. Die kapitalistische Gesellschaft produziert quasi spontan in den Unterdrückten und Benachteiligten die Bestrebungen, die Wirtschaftsprozesse unter bewußte Kontrolle zu bringen. Diese Bestrebungen bilden das Reservoir der sozialistischen Bewegungen, die die spontanen Reaktionen artikulieren. Der Sozialismus als soziale Bewegung und als Zielvorstellung ist also untrennbar verbunden mit der Idee der rationalen Kontrolle der gesellschaftlichen Prozesse. Ein Sozialist kann auf den Begriff der Rationalität nicht verzichten, folglich muß er auch die Existenz rational handelnder Individuen, Subjekte akzeptieren. Das ist ein normatives Argument für den Zusammenhang zweier Wertvorstellungen, von Sozialismus und Rationalität.

Nun möchte ich methodologisch argumentieren. Obwohl es klar ist, daß die Entwicklung der Wissenschaften nicht einem rationalen Muster folgt, ist es ebenso klar, daß die Wissenschaften den Begriff der Rationalität nicht entbehren können. Wenn sie aber einen unabhängigen, sozusagen innerwissenschaftlichen Rationalitätsbegriff entwickeln könnten, könnten sie auf das rational handelnde Subjekt als Quelle aller Rationalität verzichten. Dazu ist nur eines nötig: nämlich der Beweis, daß die Wissenschaften als solche nichts mit der umgebenden Gesellschaft gemein haben. In diesem Falle wären wissenschaftliche und soziale Handlungen eindeutig zu unterscheiden, und die Hypothese der Rationalität der wissenschaftlichen Handlungen wäre von der Nachweisbarkeit oder Nicht-Nachweisbarkeit der Rationalität sozialer Handlungen unberührt. Es ist aber so, daß diese Voraussetzung eben in dem Falle, worauf es am meisten ankommt, in dem der Sozialwissenschaften, unerfüllbar ist. Die heftigen Kontroversen in den letzten Jahrzehnten haben das bewiesen, was ohnehin klar sein sollte, daß der Sozialwissenschaftler und seine Wissenschaft selbst Teil des untersuchten Gegenstandsbereiches bilden, oder eleganter ausgedrückt: daß Gegenstandsbereich und Objektsprache in den Sozialwissenschaften nicht eindeutig getrennt werden können. Die Rationalitätsbegriffe des Soziologen und des einfachen Menschen können nicht grundverschieden sein. Und weil infolge der innerwissenschaftlichen Verflechtungen die sozialwissenschaftlichen und nicht-sozialwissenschaftlichen Rationalitätsbegriffe auch

nicht restlos getrennt werden können, gilt das zuvor Gesagte auch für die Wissenschaft als Ganze. Als Wissenschaftler können, als Sozialisten dürfen wir auf das Subjekt nicht verzichten.

Um nicht mißverstanden zu werden: indem ich die Unentbehrlichkeit des Subjektbegriffes plausibel machen möchte, will ich jene Auffassung, die das ideologische Potential des Subjektbegriffes behauptet, nicht widerlegen. Sicherlich ist die Auffassung, die die Welt als von souveränen Subjekten aus freien Stücken geschaffen betrachtet, Ideologie, wie die ganze Idee der Aufklärung zur Ideologie geworden ist. Aber diese Ideologie verdankt ihre außerordentlich große Durchschlagskraft dem Umstand, daß wir, obwohl wir wissen, daß irgendetwas dabei nicht stimmt, ohne den Subjektbegriff doch nicht auskommen. Der entscheidende Punkt ist die Inkompatibilität der Subjektsprache und der Ordnungssprache. Könnten wir nämlich eine Sprache finden, die gleichermaßen Subjekt- und Ordnungssprache wäre, wäre unser Problem der Lösung näher gebracht und wir könnten das Beste beider Welten haben: den subjektbezogenen Rationalitätsbegriff ohne die Exzesse der ideologischen Subjektauffassungen.

Wir beginnen die Suche nach einer reichhaltigeren Theorie bei Marx. Sein Praxisbegriff kann als ein Lösungsvorschlag des Problems betrachtet werden, weil er (a) die Tätigkeit der Individuen nicht utilitaristisch-instrumentalistisch verkürzt darstellt, und (b) den gesellschaftlichen Zusammenhang als von den Individuen selber produziert auffaßt. In diesem Sinne ist sein Theorieprogramm den Soziologien vom Typ Olsons oder Parsons' weit überlegen. Wollen wir dann dieses Programm explizieren, stoßen wir auf enorme Schwierigkeiten. Obwohl sein Praxisbegriff sehr breit gefaßt wird, expliziert er ihn an der meistzitierten Stelle im »Kapital« ziemlich eng als instrumentelle Tätigkeit und schreibt dem Menschen eine universale instrumentelle Rationalität zu. Obwohl er die gesellschaftlichen Strukturen nicht als von der praktischen Tätigkeit der Individuen losgelöste Mechanismen betrachtet, sind einige seiner Formulierungen (z.B. die ganze Basis-Überbau Metapher) ziemlich verwirrend und widersprüchlich. Die ganze Sache wird dann noch dadurch getrübt, daß im Prozeß der Weiterverarbeitung seines Gedankengutes im Marxismus die originelle Idee von den verschiedenen Interpretationen verdeckt wurde. Aus der Sicht unseres Problems sind zwei Entwicklungen von großer Bedeutung: Schon im 19. Jahrhundert entstand ein marxistischer Naturalismus, der eine der lebensfähigsten marxistischen Strömungen wurde: die Lösung, die er für das Subjekt- und Ordnungsproblem bietet, ist der Parsonsen sehr ähnlich — mit denselben Paradoxien. Die gesetzmäßige und von der subjektiven Tätigkeit unabhängige Entwicklung der Gesellschaft reduziert die Bedeutung der menschlichen Rationalität, sie wird als ein zufälliger Faktor behandelt, und so bleibt die Idee des rationalen Umbaus der Gesellschaft unbegründet oder sie wird, folgerichtig, als eine Naturnotwendigkeit aufgefaßt. Auf der anderen Seite, in der junghegelianischen, vor allem mit dem Werk des jungen Lukács verbundenen Variante des Marxismus wird der Gedanke der Praxis überspannt, ein einheitliches Subjekt-Objekt der Geschichte gedacht und so ein übertriebener Rationalitätsbegriff entwickelt, der sozialwissenschaftlich nicht einlösbar ist.

Angesichts dieser Lage bieten sich zwei Wege der Analyse: Einerseits sollte man den Marxschen Gedanken von den Interpretationen befreien (wie das viele versucht haben) und seine Leistungsfähigkeit untersuchen. Darauf werde ich verzichten, weil eine solche Arbeit den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde. Andererseits können wir untersuchen, zu welchen Ergebnissen es führt, wenn die Implikationen des Praxisbegriffes durchgedacht werden.

Die Überzeugung, daß der gesellschaftliche Zusammenhang den handelnden Individuen nicht äußerlich ist, daß sie ihr Leben selber produzieren, bildet den Kern der Praxistheorie von Bourdieu. Diese ständige Produktion und Reproduktion des Lebens ist nicht normativistisch vorausbestimmt wie bei Parsons und nicht auf utilitaristisch-kalkulative Akte reduziert wie bei Olson. Den Normativismus kritisiert Bourdieu methodologisch als »Illusion der Regel«. Die Regeln und Normen werden von den Ethnologen (und Soziologen) in die soziale Wirklichkeit hineinprojiziert. Da der Forscher die praktische Kompetenz des »Eingeborenen« nicht besitzt, ist er auf ihre Informationen angewiesen. Die Eingeborenen stützen sich bei der Beantwortung der Fragen des Ethnologen auf ihre praktische Kompetenz, die aber den von rationalistischen Vorurteilen geprägten Vorstellungen des Forschers nicht entspricht. Bourdieus Eingeborene handeln kreativ, d.h. sie manipulieren die Vorstellungen über Rechtmäßigkeit, Offizialität, Edelmütigkeit, Vornehmheit usw., um die bestmögliche Interpretation ihrer Aktionen zu erzielen. Die einzelnen Handlungen werden nicht den allgemeinen Wertvorstellungen subsumiert, im Gegenteil: die Wertvorstellungen werden in der Aushandlung der Interaktionen als Ressourcen angewendet. Die Eingeborenen gehen mit den symbolischen Mitteln um, wie sie es mit den materiellen Produktionsmitteln tun. Die Frage des Ethnologen nach der Regel, die die Interaktion steuert, ist so schlicht unverständlich. Der Eingeborene gibt ein Beispiel, wie man die fragliche Interaktion relativ günstig interpretieren könnte, und das Beispiel wird von dem Ethnologen als Regel mißverstanden.

Diese Kritik des Normativismus eröffnet das Feld der realen Praxis. Wäre nämlich die Interaktion nichts anderes als eine Regelanwendung, so müßten wir den gesellschaftlichen Zusammenhang als einen über den Köpfen der Individuen existierenden Zusammenhang, Zusammenhang der Regeln, interpretieren. Dieser Zusammenhang wird bei Bourdieu von den Handelnden, von ihren realen Aktionen und Interpretationsleistungen geschaffen. Da aber die Individuen die Bewertungskriterien selber als Mittel verwenden, wird die Interaktion von einer allgemeinen Perfidie beherrscht. Das ist nicht eine Frage der Moral: es ist erforderlich, daß die Individuen ihre Handlungen regelmäßig verkennen, denn hätten sie ein klares Bewußtsein davon, worum es geht, würden sie alle ihre Vorteile, ihre ausgehandelten symbolischen Gewinne verlieren.

Bourdieses Gesellschaft ist eine praktische, aber keine rationale Angelegenheit. Die Mitspieler des gesellschaftlichen Verkehrs sind keine Subjekte im klassischen Sinne, sie haben keine ursprüngliche Begabung für Selbsterkenntnis, Selbstbewußtsein und Rationalität, und dennoch sind sie keine Marionetten überindividueller Kräfte. Die Ökonomie, Geburtsort der bürgerlichen Subjektivität ist eine späte Entwicklung, die Eindeutigkeit und Rationalität des

ökonomischen Handelns stehen im Gegensatz zu dem reicheren Begriff der Praxis.

Aber worum geht es in diesem Zwielficht der gesellschaftlichen Praxis? Die Individuen handeln nicht zufällig und wahllos, ihre Aktionen werden von einer »Logik« beherrscht. Der gesellschaftliche Verkehr wird von der Zirkulation und Anhäufung des Kapitals reguliert. Bourdieu verwendet einen universalen Kapitalbegriff: Kapital ist alles, was man anhäufen und später verwerten kann; nicht nur materielle Güter, sondern auch »symbolische« Güter wie Prestige, Wissen, soziale Beziehungen usw. Dieser Begriff ist sicher anfechtbar und einer Kritik bedürftig; uns interessieren aber nur die handlungstheoretische Konsequenzen. Die perfide Praxis der Individuen wird von der Bestrebung beherrscht, das Gesamtkapital zu vermehren. Dabei ist die Konversion zwischen den beiden Kapitalformen besonders wichtig. Diese Konversionen sind sehr riskant und profitbringend. Eine Familie, die nur auf die Anhäufung der materiellen Güter bedacht ist und ruhig zusieht, wie ihr symbolisches Kapital dahinschwindet, wird in einer Krisensituation eine drastische Reduktion ihres Gesamtkapitals erfahren, da ihr die notwendigen symbolischen Ressourcen wie Prestige, Beziehungen usw. fehlen. Die Entwicklung einer konsequenten Handlungstheorie verlangt deshalb eine allgemeine Theorie der Ökonomie der Handlungen, wie Bourdieu sagt. Diese Theorie fehlt noch, aber eine ihrer Voraussetzungen müßte schon klar sein: die einzelnen Akteure müssen mit der Fähigkeit der Kalkulation der Kapitalzirkulation ausgestattet sein. Sie müssen ein klassisches Optimierungsproblem lösen — wie die hypothetischen Akteure von Olson. Sie müssen irgendwie rational sein, um eine Strategie der Kapitalanhäufung entwickeln zu können.

Bourdieu's Theorie ist der erfolgreichste Versuch einer Auflösung der Dualität von Struktur und handelnden Individuen. Ihre soziologische Fruchtbarkeit ist diesem Umstand zuzuschreiben. In diesem Sinne liegt sie in der Richtung, die Marx gezeichnet hat. Wenn wir diese Theorie akzeptieren, müssen wir den Versuch aufgeben, einen allgemeinen Maßstab der Rationalität zu finden. Das ist an sich schon ein Einwand, denn — wie ich zu zeigen versuchte — der Verzicht auf einen solchen Maßstab zieht sehr unangenehme Folgen für Ethik, Politik und Wissenschaft nach sich. Es gibt noch ein anderes Problem: die positive Theorie der Praxis und die postulierte Theorie der Ökonomie der Handlungen sind unvereinbar, denn was die letztere annimmt, die Fähigkeit der rationalen Kalkulation, wird von der ersten verneint. Ist das Zwielficht eine Voraussetzung des Handelns, können die Alternativen der Kapitalinvestitionen klar und rational nicht erwogen werden. Wiederum sehen wir die Inkompatibilität zweier Sprachen, diesmal die der Praxissprache, die die Stelle der Ordnungssprache erfolgreich erobert hat, und der kalkulativen Subjektsprache. Das Interessante ist, daß in diesem Falle beide Sprachen unentbehrlich sind: eine allgemeine Theorie der Ökonomie der Handlungen allein könnte die komplizierte soziale Welt nicht erklären, der alleinstehenden Theorie der Praxis wäre die Zirkulation des Kapitals unverständlich.

Die Arbeit von Habermas weist in eine andere Richtung. Von Anfang an war er bestrebt, über die normativen Grundlagen der eigenen Theorie Rechen-

schaft zu geben, und auch seine kommunikative Handlungstheorie dient diesem Zweck. Seine größte Leistung ist die Ausarbeitung eines differenzierten Rationalitätsbegriffes. Es ist ihm gelungen, die soziale Einbettung der subjektbezogenen Rationalität zu zeigen. Rational ist nicht nur die stumme Kalkulation des utilitaristischen Subjektes, sondern auch die Sprache hat eine rationale Grundstruktur; mehr noch: die kommunikative Rationalität der Sprache ist die ursprüngliche Form und die utilitaristische Rationalität nur deren verstümmelte Version. Diese ursprünglich soziale Auffassung verbindet ihn mit der Marxschen Intention, die menschliche Rationalität nicht als eine von der sinnlichen Tätigkeit losgelöste Begabung des Geistes zu denken.

Ist es Habermas gelungen, die Subjekt- und Ordnungssprache zu vereinen? Er hat die Fragen umgeformt. Er hat den klassischen Subjektbegriff aufgegeben. Es wird von Kommunikationsteilnehmern gesprochen, die die Präntention auf Selbstgenügsamkeit nicht haben. Eben das ist das wichtigste: ausgehend von der Rationalität der Sprache kann nun eine soziale Welt, die Welt der Kommunikation, aufgebaut werden. Diese Welt ist nicht die ganze Welt, die wichtigsten Strukturen können nicht als kommunikative aufgefaßt werden.

Die Inkompatibilität der rationalen (oder mindestens rationalisierbaren) Welt der kommunikativen Strukturen und der sprachunfähigen (im Grunde: wirtschaftlichen und politischen) Zusammenhänge ist auch für Habermas klar: er konzipiert sie als den Gegensatz von Lebenswelt und System. Die theoretische Inkohärenz ist in den Ansatz eingebaut: gilt das Interesse dem Nachweis eines ursprünglichen menschlichen Rationalitätspotentials, so bleiben die a-rationalen Zusammenhänge außerhalb dieses theoretischen Rahmens. Die schwachen Versuche Habermas', die theoretische Einheit irgendwie evolutionistisch herzustellen, bleiben unüberzeugend, als würde er selber glauben, daß sie nicht gelingen können.

Die Bestrebungen von Bourdieu und Habermas scheinen beide akzeptabel zu sein, aber aus verschiedenen Gründen. Die Bourdieusche Praxistheorie bietet eine plausible und erklärungskräftige Darstellung der menschlichen Tätigkeit, die eine objektive, strukturierte und durch einfaches Wünschen nicht veränderbare Ordnung schafft. Habermas sieht ein Problem dort, wo Bourdieu keines hat: Bei Bourdieu würden wir vergeblich nach einer Erklärung der menschlichen Fähigkeit zu Rationalität und Einsicht suchen. Und wie beide Theorien in sich brüchig sind, so sind sie auch miteinander inkompatibel. Ich möchte nur darauf hinweisen, welche unterschiedliche Beurteilung die sprachliche Kompetenz erfährt. Bei Habermas ist sie gleichbedeutend mit der Fähigkeit des Verstehens und so trägt sie in sich die Möglichkeit der »Versöhnung«, in ihr ist ein schwacher Schimmer einer Lebensordnung ohne Unterdrückung verborgen. Bourdieu betrachtet die sprachliche Kompetenz als symbolische Kapitalform, die erworben und zur Eroberung privilegierter Positionen benutzt werden kann. Damit hängt zusammen, daß die lebensweltliche Kommunikation bei Habermas immer offen ist, d.h. die prinzipielle Möglichkeit der Klärung der Absichten besteht immer, weil sie die Voraussetzung des Verstehens ist. Diese Möglichkeit wird von der Bourdieuschen Praxistheorie explizit

verneint, und zwar mit guten Gründen, denn nur diese kommunikative Sperre macht die Anhäufung des symbolischen Kapitals möglich.

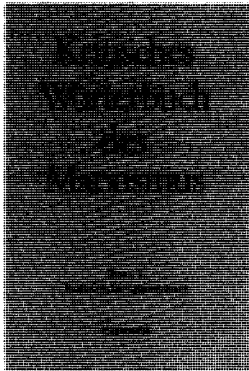
Wir sind über die Inkompatibilität und Unentbehrlichkeit der sogenannten »Subjekt« und »Ordnungs« oder »Systemsprachen« nicht hinausge­langt. Woran liegt es? Haben wir den Theoretiker nicht gefunden, der das Problem lösen kann? Liegt es in der Natur der Sozialwissenschaften, daß sie solche Pa­radoxien produzieren?

Anmerkung

- 1 Es ist gefährlich, über Ordnung ohne Anführungszeichen zu sprechen. Was hier mit dem Wort gemeint ist, ist bloß eine verhältnismäßig stabile Struktur der sozialen Beziehungen.

Literaturverzeichnis

- Olson Jr., Mancur, 1963: *The Logic of Collective Action*, Cambridge, Mass. (bes. die Kapitel I und II)
- Parsons, Talcott, und Edward Shils (Hrsg.), 1962: *Toward a General Theory of Action*, Cambridge, Mass.
- Parsons, Talcott, 1968: *The Structure of Social Action*, New York
- Bourdieu, Pierre, 1979: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt/M.
- Habermas, Jürgen, 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt/M. (bes. die Kapitel III und VI)



Kritisches Wörterbuch des Marxismus
Hrsg. von G. Labica und G. Bensussan
Band 4: Kadetten bis Lyssenkoismus

Kapital; Keynesianismus; Koalition; Kolonisation; Kolonialismus; Kontrolle; Kooperation; Krisen des Marxismus; Kulturrevolution; Leninismus; Linksradikalismus; Literatur; Lumpenproletariat; Luxemburgismus

Bereits erschienen:

Band 1: Abhängigkeit bis Bund

Band 2: Cäsarismus bis Funktionär

Band 3: Gattung bis Judenfrage

Das KWM wird 8 Bände umfassen.

Jeder Band ca. 200 S., br. 24/Ln. 34 DM

Diskussion

Bob Connell

Frauenkörper — Männerkörper*

Anmerkungen zu Frigga Haug (Hrsg.): »Sexualisierung der Körper«

Friggas Zugriff auf das Thema Sexualität deutet bereits der Titel des Buches an.¹ Der individuelle Körper *enthält* keine (bestimmte) Sexualität, die darauf wartet, ausgelebt oder unterdrückt zu werden, sondern Sexualität ist ein Resultat der sozialen Zusammenhänge, in denen ein Mensch lebt und an denen er teilhat. Frigga verschiebt die Untersuchungsanordnungen der radikalen Gesellschaftstheorien, in denen Sexualität als natürlicher Trieb konstruiert war, der durch die soziale Ordnung unterdrückt wird (vgl. Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft; Reimut Reiche, Sexualität und Klassenkampf; und Wilhelm Reich). Für Marcuse war der Sexualtrieb sogar eine »biologische Basis« des Sozialismus (in: Versuch über die Befreiung). Im radikalen Feminismus sind gegenwärtig ähnliche Konzepte einflußreich, z.B. Susan Griffin's »Women and Nature«. Weiblichkeit und weibliche Sexualität werden als etwas Natürliches angesehen, das durch männliche Macht an der Entwicklung gehindert oder sogar zerstört wird.

Friggas Konzept lehnt sich, wie sie selbst bemerkt, an die Forschungen von M. Foucault an (hier besonders: Sexualität und Wahrheit, Bd.1, 1977). Foucault behauptet die *Produktion* sexueller Diskurse und ihre normalisierende und kontrollierende Funktion. Frigga erweitert diese Studien in zweifacher Weise. Sie benennt zum einen die Machtstrukturen *zwischen* den Geschlechtern: die Unterordnung der Frauen unter die Männer. Erstaunlicherweise war dies kein Thema von Foucault. Zum zweiten geht sie über die Ebene des Sprechens (der Diskurse) hinaus, indem sie die allgemeinere Ebene des Handelns (der Praxis) hinzunimmt. Sie hat sowohl die Produktion der Diskurse im Blick als auch die konkreten Handlungen der einzelnen.

Die Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit² und die Methode des Transkribierens³ scheinen mir fruchtbare Bausteine für die Sozialwissenschaften zu sein. Das Wechseln zwischen theoretischer Analyse, persönlichen Erfahrungen und kollektiver Gruppenarbeit ermöglicht psychologische Untersuchungen, in denen Menschen wie Menschen auftauchen: als interessierte, kooperative und einsichtige Forschungspartner und nicht als sprechende Ratten oder Objekte. Der Erfindungsreichtum ist beeindruckend. So haben schon eine Menge Leute Ovid studiert, aber wer hat schon daran gedacht, die »Metamorphosen« zu einem Forschungswerkzeug moderner Kultur zu machen? Wie einleuchtend kann die Methode des Transkribierens sein, ist sie erst einmal erschlossen, und welche immensen Forschungsquellen tun sich auf!

Dennoch habe ich einen schwerwiegenden Vorbehalt gegenüber der kollektiven Erinnerungsarbeit. Frigga spricht von Erinnerung als einer Konstruktion. Das stimmt, wenn die Konstruktion ein bestimmbares Material hat. Die Annahme aber, daß die individuelle Konstruktion durch den Vorgang der Widerspruchseliminierung zustande kommt, riskiert, daß wir unser Verständnis von Lebensgeschichten zu stark durch diese theoretische Annahme strukturieren.

Meine bisherige Arbeit mit solchen Geschichten (in: Teacher's Work) belegt vielmehr, daß viele Menschen mit Widersprüchen leben. Tatsächlich müssen sie das auch, denn die

* Comments on »Sexualisation of the Body«. Unveröffentlichtes Manuskript. — Übertragung aus dem Englischen: Barbara Ketelhut und Kornelia Hauser.

sozialen Beziehungen, an denen sie teilhaben, bilden keineswegs ein harmonisches Ganzes. Widersprüche im Leben der einzelnen *können* oft gar nicht eliminiert werden. Dieser Tatbestand (wie Freud ihn verstand) könnte der Schlüssel für das Verständnis der psychischen Dimensionen und des sozialen Verhaltens einzelner sein.

Frigga greift mit ihren Arbeiten über die Konstruktion von Weiblichkeit und über die Arbeiten mit dem eigenen Körper einige Themen der frühen Frauenbewegung auf und stellt sie klar und überzeugend dar. Sie gibt auch eine beeindruckende Darstellung der sozialen Mächte, die daran beteiligt sind, so etwas wie durchschnittliche Weiblichkeit als soziales Konstrukt zu formieren. Ich bin sicher, daß es richtig ist, als Opposition von Weiblichkeit »das Männliche« anzunehmen, statt von einem konkreten Mann auszugehen. Ich denke, daß diese Art von Weiblichkeit in Relation zu der generellen Unterordnung von Frauen und Überordnung von Männern konstruiert ist. Diese Behauptung bedarf der Erläuterung. Frigga spricht vom Normalfall und läßt keinen Raum für andere Fälle. Sie behauptet, Sexualisierung sei ein Prozeß der Vereindeutigung und Vereinsseitigung von zuvor vielzähligen Möglichkeiten. Dieser Prozeß scheint mir sehr wichtig, aber zugleich komplexer zu sein. Gestern saß ich im Wartezimmer eines Zahnarztes und sah mir die verschiedenen Frauenzeitschriften an. In »Vogue« konnte ich viele Typen von Weiblichkeit erkennen: verspielte, weltgewandte, professionelle und reife. Schlägt man »Women's Weekly« auf, sieht man andere Typen: häusliche z.B. Dies ist nicht nur ein Unterschied, der der Verschiedenartigkeit der beiden Zeitschriften geschuldet ist. Unterschiedliche Typen von Weiblichkeit können auch in Erinnerungsgeschichten gefunden werden. Sexualpolitik ist eingebunden in die *Beziehungen* zwischen den verschiedenen Weiblichkeitstypen (das gleiche gilt für die Beziehungen verschiedener Männlichkeitstypen). Ich denke, daß der Prozeß der Sexualisierung sehr unterschiedlich verläuft, z.B. in der Konstruktion des weiblichen Körpers als mütterlichem oder eben nicht-mütterlichem.

Der Text legt einige interessante Ähnlichkeiten und Unterschiede zu den sozialen Konstruktionen des männlichen Körpers nahe. Ein wichtiger Punkt dabei ist, daß die Herstellung des männlichen Körpers mit seiner *Sexualisierung* zusammenfällt. Es stimmt also nicht, daß nur Frauen zu Sexobjekten gemacht werden und Männer nicht. Sexualisierung drückt sich nicht notwendigerweise in offenkundigen »sexuellen Akten« oder im Sexappeal aus, sondern sie kann eingebunden sein in andere Aktionsformen: in Sport, im schnellen und risikoreichen Autofahren.

Betroffen machte mich der Zusammenhang zwischen Friggas Diskussion um den Begriff »Kompetenz« und einigen Formulierungen, die ich in einem Aufsatz zum männlichen Körper wählte. Die physische Artikulation von Männlichkeit beinhaltet spezifische Kombinationen von Kraft und Können (z.B. im Sport) und ist definiert im Gegensatz zum behaupteten Fehlen dieser Qualitäten bei Frauen. (Das schlägt sich z.B. im Verbot für Frauen nieder, an bestimmten Arbeitsplätzen und in bestimmten Branchen tätig zu sein.) Frigga zeigt die doppelte Illusion, die hier am Werk ist. Zum einen wird die physische Kompetenz von Männlichkeit nicht durch den Kontrast zur weiblichen Inkompetenz definiert. Männer ignorieren vielmehr weibliche Kompetenz. Zum anderen ist die männliche Kompetenz in eine generelle Inkompetenz eingebunden, nämlich die Unfähigkeit, für sich selbst zu sorgen oder auch nur die sozialen Umstände ihres Lebens zu verstehen. Wir können sagen, daß Männer (besonders diejenigen, deren Männlichkeit dem vorherrschenden Muster folgt) ihre Kompetenz als Entfremdung leben. Wenn dies zutrifft, könnte das ein wichtiges Bestimmungselement für ihre sexuellen Beziehungen zu Frauen sein. Mit dieser Behauptung gerate ich in Widerspruch zu Frigga, die die weibliche Kompetenz als Einsamkeit bzw. Vereinzelung bestimmt, wenn ich sie richtig verstanden habe. Aber sie paßt genau zu ihrer These, daß die Kompetenz, sich als Ware zu präsentieren, mit *Lust* einhergeht. Jeden Tag fahre ich mit einigem Risiko zur Arbeit:

Männer in Sportwagen mit breiten Reifen und knarrendem Auspuff, die sich im Verkehr wie Starfighterpiloten benehmen, verunsichern die Straßen. Der Punkt ist nur, daß diese Darstellung einer extrem entfremdeten Sexualität lustvoll ist. Kapitalisten, die diese gefährlichen und zerstörerischen Fahrzeuge herstellen und vermarkten, regen mit Sicherheit dieses Spektakel an, um ihren Profit zu erhöhen, aber sie würden nicht weit kommen, wären ihre Verkaufsstrategien nicht mit der Lust der Käufer zu verbinden. Dieses Beispiel zeigt nicht nur die Bedeutung sozialer Beziehungen für die Sexualisierung der Körper; soziale Beziehungen stellen auch einen klar definierten Kontext bereit, in dem diese Sexualität gelebt werden kann. Ich möchte insofern die Bearbeitung einer Geschichte von Frigga (»Glück gehabt«, S. 96f.) modifizieren.

Die Autorin schreibt über ihre Arbeit in einem Nachtclub. Die Grundstruktur ihrer »ideologischen sozialen Kompetenz« ist sicher nicht die Freiheit von anderen, sondern die Art der Beziehung zu anderen. Diese Beziehung ist in der Tat reguliert (man denke nur an das Buch über die Regeln für Playboy »Bunnies«), kann aber nicht im Detail vorgeschrieben werden. Die Kompetenz besteht in dem Wissen, wie sie auf die wechselnden Anforderungen in ihrer Arbeit improvisiert antworten kann. Es paßt daher gut, daß die Geschichte über »Grenzüberschreitungen« davon handelt, wie die Autorin diese Zusammenhänge ignoriert und aufhört, sie kompetent einzuhalten. Allein zu sein (in der Phantasie) heißt, nicht verpflichtet und nicht kompetent zu sein. Das, was Frigga zutreffend »ideologische soziale Kompetenz« nennt, übt Macht aus, weil genau diese Kompetenz die Menschen zueinander ins Verhältnis setzt; ideologisch ist sie, weil sie dies in verzerrter und unterdrückerischer Weise tut.

Abschließend möchte ich feststellen, daß in diesem Band ein unerläßlicher Schritt getan wird, indem nicht die Körperteile im Zentrum der Überlegungen stehen, sondern der Umgang der einzelnen mit dem Körper. Frauen werden aufgefordert, ihren Bauch nicht zu zeigen, ihn einzuziehen, gerade zu stehen usw. Das gleiche gilt für Männer, angefangen beim militärischen Drill bis zu den endlosen Regeln korrekter Körperbeherrschung im Sport (»Den linken Ellbogen hoch, dreh die Schultern nicht in Richtung Kugel, mit dem Handgelenk richtig durchstoßen« usw.). Gut entwickelte männliche Körper, die nicht kompetent genutzt werden, sind so nützlich wie verstimmte Klaviere. Der Penis scheint eine Ausnahme zu bilden — »gut bestückt zu sein« ist eine Quelle des Stolzes und der Bewunderung an sich — aber es stellt sich selbst hier heraus, daß die Leistung entscheidend ist. »Ihn nicht hochzukriegen« ist die klassische Ursache für Spott und Schande und die sind für den Mann um so schändlicher, wenn das widerspenstige Teil relativ groß ist. Der Körper ist nicht nur eine Leinwand, auf die die Gesellschaft ihre Vorstellungen projiziert. Sein Platz im sozialen Leben muß untersucht werden als vielfache Einbindung in Praxen.

Anmerkungen

- 1 Bob Connell bezieht sich auf einen Vortrag von Frigga Haug, den sie im April 1985 als Gastprofessorin an der Macquarie University in Sidney gehalten hat. Der Vortrag faßt die Arbeiten zusammen, die in dem von F. Haug geleiteten Projekt der Argument-Frauenredaktion entstanden sind. Sie sind veröffentlicht unter dem Titel »Frauenformen 2. Sexualisierung der Körper« (Frigga Haug [Hrsg.], Argument-Sonderband 90, West-Berlin 1983). Der Band erscheint im Herbst 1986 als »Female Sexualisation« in englischer Sprache (Verso, London).
- 2 Zur Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit vgl. »Frauenformen 2. Sexualisierung der Körper«, 8-41.
- 3 Zur Methode des Transkribierens vgl. ebd., 148-160.

Jan Rehmann

Befreiung der Lüste in der Nebelwelt Lacans?

Nachdenken über Gerhard Herrgotts »Das Innerste ist das Äußerste«*

Gerhard Herrgotts »einfaches und direktes« Reden über Männlichkeit sei ein Beispiel für männliches »Sich-Ausstellen-Müssen, -Wollen«, d.h. ein als Aufrichtigkeit getarntes künstliches Hegeln des Innersten. Dies suggeriert, in Frageform angedeutet, Jo Rodejohanns Editorial zum Männerschwerpunkt des *Argument* 157 (320). Ein solcher Vorwurf ist auf Nicht-Erwidernbarkeit hin angelegt, denn er schafft eine Anordnung, die den Kritisierten gefangensetzt, was immer er im einzelnen entgegen mag. Sobald dieser in seiner Antwort seine Erfahrung wieder ins Spiel brächte, würde Jo Rodejohann seinen Verdacht des »Sich-Ausstellen-Müssens« erneut in Anschlag bringen können. Die Spirale der Nicht-Kommunikation wird sich weiterdrehen (und damit die spalterische Polarisierung von »Psychos« und »Politischen«), solange Gerhards Versuch der öffentlichen Durcharbeitung seines Inneren im Ansatz abgewehrt wird.

Rekonstruktion des Inneren

Jo Rodejohann schlägt vor, die »Verschiebungen des Innersten in äußere Macht und vor allem Herrschaft« zu untersuchen (321). Damit meint er offenbar, ihrer »politischen Bedeutung« auf die Spur zu kommen (ebd.). Ich halte hier Gerhards Ansatz für nicht weniger »politisch«: Die Rekonstruktion des »Innersten«, seines »Innersten«, als gesellschaftlich determinierte, in spezifischen Konstellationen des Geschlechterkampfs produzierte Anordnung. Die Imagination eines nicht-determinierten Subjektkerns ist eine Form, in der sich Gemeinschaften und Individuen selbsttätig unbegriffenen Mächten unterstellen. Gerhard zerstört diese ideologische Anordnung an seiner spezifischen Lebensgeschichte. Dort, wo er nach dem ganz individuellen Urgrund seiner Eifersuchtsszenarien und seines leidvollen »Leerwerdens« des Unterleibs sucht, stößt er auf ein »Äußeres«, das ihn das Patriarchat aktiv reproduzieren läßt. Wo er unverwechselbares Problemschicksal erwartete, offenbart sich eine »Leere«, angefüllt mit Repräsentanten jahrtausendalter Männerherrschaft, desillusionierend »normal«, bar jeder Originalität: das unhinterfragbare »Gesetz«, die Geliebte habe ihre Vagina für ihn und seine »Liebe« reinzuhalten. Man mag die Begriffe, in denen Gerhard die Repräsentation von Männerherrschaft im Innersten zu theorisieren versucht (»die pure Macht«, »Gesetz«, »symbolische Ordnung«) und die damit verbundenen Anleihen bei Lacan für problematisch halten (dazu später), unbegreiflich ist mir jedoch, wie man eine solche Analyse als »Sich-Ausstellen-Müssen« qualifizieren kann, geht es doch beim Sich-Ausstellen im Konkurrenzkampf der Liebesverhältnisse gerade um den Nachweis der eigenen, unverwechselbaren *Originalität*. Die eigenen »Fühlformen« in ihren vielfältigen Determinationen zu begreifen, ist ein gerade für uns Männer ungeheuer schwieriger Prozeß der eigenen Vergesellschaftung in solidarischer Perspektive.¹

Fruchtbar erscheint mir auch Gerhards Vorschlag der Wiederaneignung der in die polarisierende Spaltung rein/unrein, Mutter/Hure etc. entfremdeten (und sie nährenden) männlichen Gefühle. Der Frontalangriff des fortschrittlichen Kopfes auf die »reaktionären« Gefühle verbleibt im Dualismus einer polaren Anordnung und produziert allenfalls Phyrussiege auf Kosten vitaler Glücksfähigkeit. In bestimmten Phasen des Sich-Heraus-

* veröffentlicht in *Argument* 157/1986

arbeitens aus entwicklungshemmenden Abhängigkeiten mag er transitorisch notwendig sein, indem er z.B. die Konfliktlinien im widersprüchlich zusammengesetzten Individuum erstmals offenlegt oder die Konzentration auf eine Seite der Entwicklung ermöglicht. Aber in der Perspektive einer klassenlosen und herrschaftsfreien Gesellschaft ist eine solche Entgegensetzung weder theoriefähig noch praktisch geeignet zur Erweiterung der gesellschaftlichen Handlungsfähigkeit. Zudem scheint mir eine Portion Gelassenheit gegenüber den »reaktionären« Gefühlen notwendige Voraussetzung dafür zu sein, daß Kopf und Bauch miteinander reagieren können, Polaritäten sich verwandeln in widersprüchliche, aber aushaltbare und veränderungsfähige Vernetzungen.

Bedürftiges Individuum versus versagende Gesellschaft

Karg und starr erscheinen mir jedoch die zentralen Metaphern und Theoreme, in denen Gerhard die Besetzung seines Innersten durch das »Äußerste« zu denken versucht. Wir stoßen hier auf die »pure Macht« (349), das »Gesetz«, das das Innerste »ist« (ebd.), die »Anrufung von außen, vom Vater, letzten Endes von der symbolischen Ordnung« (357, Anm. 2). Worin besteht dieses Gesetz? In der Spaltung des Inneren in rein/unrein, Aktivität/Passivität, Eindringen/Öffnen etc. (350). Wie wirkt das Gesetz? Die Kern-Spaltung (rein/unrein) regiert die anderen Symbole, indem sie sie »als Metaphern« unterwirft (ebd.), treibt damit die Spaltung in alle Bereiche der Lebenstätigkeit.

Gerhard übernimmt hier zentrale Begriffe der Lacanschen Psychoanalyse, ohne die m.E. fragwürdige Bauweise dieser Theorie zu hinterfragen. Lacan beansprucht eine Verwissenschaftlichung der Freudschen Psychoanalyse durch einen Zusammenschluß mit der strukturalistischen Linguistik. Postuliert wird eine »Sprache«, die in ihrer Struktur bestimmend ist sowohl für das Gesellschaftliche als auch für das Unbewußte. Im Zentrum dieser »symbolischen Ordnung« steht — Lacan übernimmt hier die Freudsche Konzeption der Kultur — die Versagung, nämlich das Inzestverbot und der daraus entspringende Ödipuskomplex. In Freuds Konzeption des »Urvatermords« verfestigt sich das Inzestverbot und mit ihm die kulturkonstituierende ödipale Versagung in einem hereditären Schema und wird über die Vererbung zum Besitzstand der nachgeborenen Individuen. Bei Lacan tritt an die Stelle des Rückgriffs auf Vererbungslehren das »Symbolische«, das Inzestverbot verfestigt sich nicht zum Vererbungsschema, sondern zu einer symbolischen Ordnung, die die gesamte zwischenmenschliche Realität strukturiert. Entsprechend ist das Unbewußte bei Lacan von allem biologischen Substrat gereinigt, es ist »Sprache«, d.h. (über die gesprochene und geschriebene Sprache hinaus) eine Struktur von Bedeutungsträgern (Signifikanten), die aus der symbolischen Ordnung ins Innere »eingeschrieben« wurden. Als Bindeglied zwischen Kulturgebot und individueller Psyche fungiert nun die formale Identität der Struktur. In Gerhards Aufsatz können wir dies in der Entsprechung zwischen der symbolischen Spaltung in der Maria-Goretti-Geschichte und dem Reinheitsgesetz seines »Innersten« beobachten.

Lacans Begriffe der »symbolischen Ordnung« und der sie als »Gesetz« regierenden ödipalen Versagung sind so allgemein, daß historische Verschiebungen im Sexuellen nicht mehr wahrgenommen werden können. Alle mir bekannten konkreten Untersuchungen in diesem Bereich arbeiten nicht ohne Grund mit elastischeren Begriffen, dem Material ungleich näher (z.B. Foucault 1977; Theweleit 1980a, b; Haug F. 1983; Haug W.F. 1986). Die Spaltungen im katholischen Diskurs der Maria-Goretti-Geschichte z.B. sind im liberalen »american-way-of-life-Sex« von heute weitgehend zurückgedrängt. Unter der Dominanz der Warenästhetik haben sich andere Sexualisierungsformen des männlichen und weiblichen Körpers in den Vordergrund gedrängt: der jugendlich gestraffte, braungebrannte Frauenkörper zum Beispiel, »rein« auch er, aber in einer anderen Formation als im katholischen Diskurs der »reinen Jungfräulichkeit«, gereinigt von

Körperhaar, Schweiß, Falten des Alltags und des Alters, ästhetisiert in verführerische Kindchenschemata. Solche Verschiebungen in der sexuellen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft haben mit dazu beigetragen, daß die »sexuelle Revolution« der Studentenbewegung flexibel aufgefangen werden konnte, umgebaut in Material warenästhetischer Durchdringung. Wir leben in verschiedenen, historisch ungleichzeitigen »Dispositiven« der Sexualität und sie in uns. Viele »Sprachen« sprechen, so vermute ich, in unserem Unterbewußten, sich wechselseitig ins Wort fallend. Ein »Gesetz« mag dominant werden, aber dies nicht ohne Streit mit anderen Kräften und Logiken.

Daß Lacans Begrifflichkeit sich gegen historische Rekonstruktionen unserer Sexualität sperrt, hängt zusammen mit einem Dualismus, auf den seine Theorie aufbaut. Lacan setzt den von der Kritischen Psychologie zurecht kritisierten psychoanalytischen Grundirrtum fort und verschärft ihn sogar, nämlich die Annahme eines omnihistorischen Gegensatzes von versagender Gesellschaft und (im Ursprung) ungesellschaftlichem, bedürftigem Individuum. Die Freudsche Triebkonzeption faßt Triebbefriedigung auf als Reduzierung innerorganismischer Spannungszustände. Spannung wird mit Unlust, Entspannung mit Lust gleichgesetzt. Die Möglichkeit einer primär motivierten Umweltzuwendung ist damit ausgeschlossen, jede Realitätsverarbeitung ist ein durch die Außenwelt erzwungener Umweg. Diese als »Lustprinzip« bezeichnete Tendenz führt Freud folgerichtig zu seiner Konzeption des Todestribs: Energiereduzierung tendiert letztlich zum Tod (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1976, 196-258). Lacan knüpft an dieser Todestriebkonzeption an und radikalisiert sie. Das Lacansche Menschenkind begehrt im Grunde lediglich, die als »Seinsverfehlung« gefaßte Geburt wieder rückgängig zu machen und in den Mutterleib zurückzukehren. Die Libido ist eine dem Tode entgegendrängende Auflösungstendenz, einer Masse vergleichbar, die zerfließen will, durch die Körpergrenzen aber daran gehindert wird.

Die von Gerhard angestrebte Wiederaneignung der gespaltenen und entfremdeten Gefühle ist in dieser dualistischen Anordnung nicht denkbar. Sein Projekt einer therapeutischen und politischen Gruppe setzt die Existenz von Vergesellschaftungskräften, elementaren Bedürfnissen zur Selbstverwirklichung und Gesellschaftsveränderung voraus, die in der Lacanschen Theorie nicht existieren. Woher nimmt der von *einem* Spaltungsgesetz determinierte Gerhard z.B. die »Liebes-Macht« (351), um sie den Spaltungen entgegenzusetzen?

Psychoanalytischer Reduktionismus

Während wir bei Freud ein heterogenes Ensemble miteinander ringender Instanzen finden (*Es, Ich, Über-Ich*), suggeriert die aus der Lacanschen Psychoanalyse entlehene Begrifflichkeit eine monokausale, gleichsam totalitaristische Determination: Vom »Gesetz« der symbolischen Ordnung schnurstracks und ohne Widerstände ins »Innerste«, von dort aus die Gesamtperson in Dualismen spaltend. Paradoxerweise kehrt hier eine altehrwürdige Gedankenform wieder, gegen die die strukturalistisch orientierte Ideologieforschung in Frankreich angetreten war, die Denkform der »expressiven Totalität«: ein Prinzip (oder eine Substanz, ein Wesen oder ein »Gesetz«) durchherrscht alle anderen Bereiche, »drückt sich in ihnen aus«, indem es sie als bloße »Erscheinungsformen« oder (moderner ausgedrückt) »Metaphern« konstituiert. Die Existenz entgegengesetzter oder zumindest anderer Logiken und Gesetzmäßigkeiten wird getilgt, ihre Kämpfe, Kompromißbildungen oder Überlagerungen werden unsichtbar.

Gerhard könnte nun mit Recht einwenden, daß diese Kritik am psychoanalytischen Reduktionismus ihn nicht treffe, da er an keiner Stelle die Theorie Lacans als solche behandle, geschweige denn übernehme. Tatsächlich bleibt in seinem Text offen, inwieweit er Kategorien Lacans selektiv benutzt, um eine reale »Kern-Spaltung« zu beschreiben,

oder inwieweit umgekehrt der in der theoretischen Begrifflichkeit angelegte psychoanalytische Reduktionismus den Gang seiner Selbstbeobachtung steuert und auf *ein* »Gesetz« focussiert.² Das Hineinschwappen der Maria-Goretti-Geschichte ins Innere des kleinen Gerhard zum Beispiel scheint mir zu geradlinig dargestellt. Hier werde ich den Eindruck einer reduktionistischen Konstruktion nicht los. Um sich »an einer Schlüsselstelle« des Lebens ansiedeln und sich »lebensgeschichtlich sättigen« zu können (350), müssen die Bilder von Vergewaltigung, Mord und vaginaler »Reinheit« sich mit gelebten Konflikten und ihren Erlebnisbildern verzahnen können. Bei den vergewaltigten Frauen im Krieg und den heimkehrenden Männern ist mir diese Verzahnung nachvollziehbar, nicht aber bei Gerhard, denn es fehlen in der Darstellung die eigenen Konflikte, die sich der Goretti-Geschichte entgegenstrecken. Wie wurde die Spaltung der Gefühle praktisch in seinem Inneren verankert? Althusser hat hier m.E. eine materialistische Wendung in der Ideologie-Forschung herbeigeführt, indem er auf die Priorität materieller Vergesellschaftungspraxen hingewiesen hat. Die ideologischen Apparate (unter ihnen die Familie) setzen ein abgestuftes System obligatorischer Verhaltensweisen (vom Ritual bis zur Geste) ins Werk, das nach und nach, von außen nach innen das Individuum ergreift: »Knie nieder, bewege die Lippen zum Gebet und Du wirst glauben.« (Pascal, z.N. Althusser 1977, 138) Der Zusammenschluß von »Äußerstem« und »Innerstem« ist als bloßer Ebenenwechsel einer »symbolischen Spaltung« nicht begreifbar. Ich vermute hier eine Vielzahl versagender Praxen (Liebesentzug, Aggressionsverbote u.v.m.), die vitale Lebens- und Liebesbedürfnisse in bedrohliche und abzuwehrende »Triebe« verkehrten, die sexuelle Lust in einen »inneren Feind«, aufgeladen zu einem Brennpunkt dunkler Bedeutungen. Nur auf diesem lebensgeschichtlichen Hintergrund kann ich mir erklären, warum und mit welcher Intensität die Bilder der Goretti-Geschichte sich in Gerhard hineinsaugen sowie er sich in sie. Das katholische Reinheitsgebot mit seiner unheilvollen Dialektik von Frauenhaß und Frauenerhöhung bietet unter diesen Bedingungen eine Vereinheitlichung des in sich zerrissenen Subjekts, wenn auch eine entfremdete, die den Konflikt »löst«, indem sie ihn auf höherer Stufe verewigt. Die in der Lacanschen Psychoanalyse angelegte Suche nach Strukturanalogien zwischen »Außen« und »Innen« macht die Dynamik und die Geschichte der blockierenden Polarisierung unsichtbar. Erst wenn man von Lacans Nebelwelt des »Symbolischen« herabsteigt in die Niederungen der praktischen Konflikte um die Vergesellschaftung, kann man mit der genetischen Reproduktion des Leidens beginnen.

Deutungsmuster, die die in bestimmten ideologischen Konstellationen erzeugten Psycho-Spaltungen auf theoretischer Ebene festzuschreiben versuchen, verfestigen und naturalisieren sie. Gerade weil ich — im Gegensatz zu Kornelia Hauser — von ihrer materiellen Existenzweise im männlichen Inneren überzeugt bin, halte ich ihre Bearbeitung im Rahmen eines psychoanalytischen Reduktionismus für problematisch. Um die Real-Reduktionismen entmachten zu können, brauchen wir nicht-reduktionistische Herangehensweisen: z.B. eine genauere Wahrnehmung der widerständigen und auf Befreiung gerichteten Elemente in unseren Denk- und Gefühlformen; einen schärferen Blick für die Unterschiede in uns, damit wir überhaupt Bündnisse gegen Spaltungen und Blockierungen schließen können; psychologische Theorien schließlich, die sich für die Widersprüche unserer gesellschaftlichen Determination interessieren und in der Lage sind, Bestandteile entfremdeter Vergesellschaftung und »horizontaler« Selbstvergesellschaftung analytisch voneinander zu trennen (vgl. hierzu PIT 1979, 180ff.). In dieser Perspektive wäre es auch möglich, die Unterwerfung unter ein »Gesetz« in ihrer spezifischen Formbestimmtheit und Besonderung zu rekonstruieren und zu negieren.

Dezentrierung der Sexualität

Mit den Kameraden »hat sie nicht das Höchste geteilt«, spricht es aus Gerhards Obsession (348), und später in der Analyse: »sein Blick auf Frauen zentralisiert sich ... Er wird Nähe messen ... im Abstand der Geschlechtsteile.« (356) Gerhard äußert dies im Kontext seiner Suche nach dem Reinheitsgesetz in ihm, mich interessiert hier vor allem der Prozeß der Zentralisierung und Hierarchisierung (das »Höchste«) selbst. Ich vermute, auch in seiner moderneren, vom unmittelbaren Reinheitsgebot abgelösten Form bleibt das Sexualitätsdispositiv um ein Zentrum herum angeordnet, nämlich um das tiefe und erfüllende »Höchste« des Orgasmus, sowie hierarchisch gebaut. Mannigfaltige lustvolle Praxen werden nicht in ihrer Heterogenität belassen und genossen, sondern entweder abgespalten (z.B. Homosexualität, aber auch revolutionäre Leidenschaften der Gesellschafts- und Selbstveränderung) oder als bloße Vorstufen des »Höchsten« gelebt. Die Zentralisierung produziert eine geradezu religionsförmige Heiligung des Orgasmus, die sich den Subjekten in ihren vorehelichen und ehelichen Liebespraxen vornehmlich als Orgasmuszwang auferlegt. Es ist, als würde in unserer vielfach gespaltenen und von Konkurrenzen durchzogenen Gesellschaft ein Nadelöhr offengelassen. »Jeder Mensch soll nämlich durch den vom Sexualitätsdispositiv fixierten imaginären Punkt Zugang zu seiner Selbsterkennung haben« (Foucault 1977, 185). Die Leistung dieser Zentralisierung ist eine doppelte: Zum einen orientiert sie die Aufmerksamkeit des Sich-Selbst-Verwirklichen-Wollenden so, daß sie den Herrschaftsverhältnissen den Rücken kehren und sich in der Jagd nach dem »Höchsten« verbrauchen, und dies um so angestrenzter, als dieses »Höchste« so eben schwerlich zu haben ist. »Kaum krallt er sich sein Glück, schon hat er es erwürgt, Verlust ist sein Gewinn — glückliche Liebe, die gibt's nie«, singt Wolf Biermann in einem aus dem Französischen übertragenen Chanson. Zum anderen wird das Sexuelle aus seinen Vermischungen mit anderen Bereichen der Lebenstätigkeit herausgehoben, von Arbeit, Wissenschaft, Politik, Freundschaft, Solidarität etc. abgeschottet.

Sollte Gerhard seine Okkupation vornehmlich mit dem Ziel durchforschen, seine Orgasmusfähigkeit wiederherzustellen, so bliebe er vielleicht doch im Gefängnis eines zentralisierten Sexualitäts-Dispositivs stecken. Vielleicht ist das Durcharbeiten seiner Obsessionen aber auch notwendige Voraussetzung zur Aufhebung dieses Zentralismus. Michel Foucault versucht mit seinem Begriff der »Körper und der Lust« (Foucault 1977, 187), die Perspektive einer Dezentrierung des Sexualitätsdispositivs anzudeuten. In einem Volksuni-Vortrag 1985 entwickelte Dorothee Sölle den Begriff der »Ekstase«, der unter dem Aspekt des Herausragens aus dem Reich der Notwendigkeit die voneinander gespaltenen Lebensbereiche der Arbeit, der Liebe, der Politik etc. neu miteinander verbindet. In dieser Perspektive wünsche ich, daß ich, daß wir (Männer und Frauen) uns ein Stück weit verwirklichen. Gerhards mutiger Aufsatz hat mich darin bestärkt.

Anmerkungen

- 1 In Kornelia Hausers »feministischen Anmerkungen zu Herrgott« (*Argument* 158, 555-559) sieht es so aus, als habe Gerhard seine Obsessionen und Spaltungen schlichtweg erfunden: Er »konstruiert« sich seinen Sex als Unvermögen (555), er »konstruiert« sich Frauen und »imaginert« sich Weiblichkeit (ebd.), zudem versucht er »uns weiszumachen, daß er Probleme mit sich hat, weil er Probleme mit einer Frau hat« (und vice versa; 556). Vielleicht sei dies alles gar keine Spaltung, sondern »das 'ungleiche' Ganze ..., das allein ein Ganzes ausmacht [?; Anm.d.Verf.]« (ebd.). — Offensichtlich kann sich Kornelia Hauser nicht vorstellen, daß die von Gerhard geschilderten inneren Spaltungen real wirken und das Werk wirklicher Mächte sind. In Hausers Kritik ist es wieder aufstanden, das »Subjekt«, das aus sich heraus Bilder, Wahrnehmungen und Theorien konstruiert, und zwar in der Ausprä-

gung des »mauvais sujet«, das in Theorie und Praxis die Frauen gewalttätig auf ihre Geschlechtsorgane reduziert. — Hausers Entlarvungsversuch eliminiert — und das halte ich für ein aggressives Mißverständnis — die Ebenendifferenz in Gerhards Text: In der Tat sind die dargestellten Obsessionen frauenfeindlich, destruktiv, gewalttätig. Und dies ist genau sein Thema. Er schildert die beobachtete Frauenfeindlichkeit, um sie begreifen und entmachten zu können. Die Beschreibung einer Krankheit ist etwas anderes als ihre Erzeugung! Hausers Vorwurf, er stelle sich nicht die »naheliegende Frage, was das für eine 'Macht' ist, die ihn als Liebenden ausschaltet« (556), ist frei erfunden, denn der ganze Artikel beschäftigt sich mit dieser Frage (wie immer er sie beantwortet). Unverständlich ist mir auch die Kritik, Herrgott schreibe nicht über wirkliche Frauen und seine realen Auseinandersetzungen mit ihnen, sondern über reduzierte Frauenbilder (556 u. 558). Nein, er schreibt tatsächlich nicht über Frauen, sondern über die Mechanismen, die in ihm die Wahrnehmung der wirklichen Frauen verunmöglichen! — Diese und andere Verschiebungen in Hausers Lektüre deuten darauf hin, daß das Thema selbst abgelehnt wird, nicht nur Methode und Theorie seiner Verarbeitung. Überdauert hier ein in theoretische Terminologie verkleideter Moralismus?

- 2 Dabei ist im übrigen nicht ausschlaggebend, ob Gerhard die Schriften Lacans vor oder nach seiner »Exhaustion« gelesen hat (357, Anm. 2). Psychoanalytische Deutungsmuster gehören in den intellektuellen Kreisen unserer Generation zum täglichen Brot der Selbstverständigung. Auch das Hineinhorchen ins eigene Innere, um dort Wahrheit über sich zu finden, ist alles andere als ein geschütztes Reservat unmittelbarer, gesellschaftlicher Determination entzogener Spontanität (vgl. hierzu z.B. Foucault 1977).

Literaturverzeichnis

- Althusser, L., 1977: Ideologie und Ideologische Staatsapparate. Hamburg, West-Berlin
- Foucault, M., 1977: Sexualität und Wahrheit. Bd 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.
- Haug, F. (Hrsg.), 1983: Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2, Argument-Sonderband 90. West-Berlin
- Haug, W.F., 1986: Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitik im deutschen Faschismus. Argument-Sonderband 80, West-Berlin
- Holz kamp-Osterkamp, U., 1976: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 2. Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse — Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse. West-Berlin
- Lacan, J., 1973: Schriften Bd. I. Freiburg
- ders., 1975: Schriften Bd. II. Freiburg
- Leclaire, S., 1975: Der psychoanalytische Prozeß. Versuch über das Unbewußte und den Aufbau einer buchstäblichen Ordnung. Frankfurt/M.
- PIT (= Projekt Ideologietheorie), 1979: Theorien über Ideologie. Argument-Sonderband 40, West-Berlin
- Theweleit, K., 1980a: Männerphantasien, Bd. 1.: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. Reinbek
- ders., 1980b: Männerphantasien Bd. 2: Männerkörper — zur Psychoanalyse des weißen Terrors. Reinbek

Eurodiskussion

Michael Jäger

Muß man »das Thema Europa besetzen«?

Die Rezension des »Manifests für eine Neue Europäische Linke« von Peter Glotz durch Detlev Albers (*Argument* 155) erschien der Redaktion wichtig genug, um sie als »Aktuelle Analyse« herauszuheben — mit Recht. Die sozialdemokratische Europapolitik ist ein Vorgang, der unbedingt breit diskutiert werden muß. Um so bedauerlicher, daß sie so unkritisch ausgefallen ist. Ich möchte auf drei Punkte aufmerksam machen, zu denen Detlev Albers im Interesse seines marxistischen Gewissens noch etwas nachtragen müßte, wenn er denn meint, daß es gut sei, in Glotzens Neuer Linken selbst noch einmal eine Neue Linke zu bilden.

(1) Ein Aspekt hegemonialer Prozesse, denke ich, besteht darin, daß jemand eine Frage aufwirft und dann alle nach der besten Antwort suchen, ohne das Recht der Frage selbst in Zweifel zu ziehen. Am schlauesten sind die Hegemone, die selbst gleich eine Antwort in die Arena werfen, ohne die zugrundeliegende Frage überhaupt zu nennen. Dann kommen die anderen und sagen: »So auf gar keinen Fall!« — und merken überhaupt nicht, daß sie ohne Not eine neue Frage übernommen haben. So etwas scheint mir im Fall von Albers abzulaufen. Peter Glotz wirft die Forderung nach einem »linken Europa«, das technologisch mit Japan und den USA mithalten kann und sich dabei z.B. zu einer »ökologischen Buchhaltung« verpflichtet, in die Arena. Darauf reagiert Albers, indem er sagt: Also, *aus technologischen Gründen* muß man »Europa« nicht stärken, das ist nur »ein Stück Chuzpe« von Glotz. *Aus welchen anderen Gründen könnte man es stärken müssen?* Nun hat Glotz darin recht, daß wenn Europa nötig ist, es sicherlich eines mit ökologischer Buchführung sein müßte. Auch sollte in ihm das »Patriarchat abgebaut« werden (104). Und über Glotz hinaus: um das zu erreichen, muß man »Europa« der »Schirmherrschaft der internationalen Konzerne und Banken« entwinden (105). Jedenfalls, »Europa« muß sein. Denn sonst würde »Europa« zwischen den USA und der Sowjetunion »zerrieben« werden (103).¹ Das Witzige ist, daß Glotz schon selbst auf dieselbe Weise der Hegemonie der Rechten unterliegt, die auch ohne die SPD und früher als sie für »Europa« und für den »technologischen Wettbewerb« der Konzerne ist. Wir haben es mit einer impliziten dreigliedrigen Befehlskette zu tun: 1. die Rechte fordert eine kapitalistische europäische Supermacht; 2. Glotz fordert eine kapitalistische europäische Supermacht, die mit einer inneren »linken« Gegenmacht versehen ist; 3. Albers fordert, daß diese »linke« Gegenmacht gegen den Kapitalismus und das Patriarchat kämpfen soll. (Ich lasse es dahingestellt sein, bei welchem Glied dieser Kette der Wirklichkeits-sinn aufhört.) Das ist es, was ich so unkritisch finde: das Thema »Europa« einfach »besetzen« (ebd.), also in ihm Platz nehmen oder ihm einen Platz anweisen im größeren Raum des Sozialismus, der leider nicht existiert (der »Zukunft Europas«), aber es jedenfalls *akzeptieren*, und das mit der sehr elementaren Begründung, daß es ja sonst »zerrieben« werden könnte.

(2) Ist es wahr, daß das beste Mittel, nicht zwischen den beiden Supermächten »zerrieben« zu werden, in der Gründung einer dritten besteht? Wahrscheinlich schon — nur, *wer spricht* in dieser Frage und in dieser Antwort? Wenn ich mich selbst nehme oder einen deutschen Stahlarbeiter oder einen baskischen Bauern, dann möchte ich sagen, *unsere* Frage ist das nicht. Wir werden nicht nur durch andere Staaten und Kapitale »zerrieben«, sondern *schon durch unsere eigenen*, und wenn sich unsere Staaten gar noch zu

einem Superstaat zusammenschließen, dann gnade uns Gott. Die Maschinenlesbarkeit möchte ich nicht erleben. Ein Marxist sollte sich an dieser Stelle fragen, ob die Aufblähung eines Superstaates und die Ergänzung zweier Superstaaten durch einen dritten wirklich das beste Mittel zur Herbeiführung unseres Endziels ist: den Staat absterben zu lassen. Er sollte sich auch an einen alten Spruch erinnern: Proletarier aller Länder ... Damit sind *auch die Proletarier der USA* gemeint. Ich sehe überhaupt keinen Grund, mich gegenüber den fortschrittlichen Kräften der USA als »Europäer« zu »behaupten«. Noam Chomsky steht mir näher als Peter Glotz. Ich lasse mir ebensowenig einreden, daß mir Reagan ferner steht als Kohl, oder Carter (amerikanische Ausgabe eines Sozialdemokraten) als Helmut Schmidt. Kurz, ich *bin* kein »Europäer«, will auch keiner werden. Sondern Internationalist.

(3) Es gibt eine kleine Arbeit mit dem Titel »Über die Losung der Vereinigten Staaten von Europa«, verfaßt von einem gewissen W.I. Lenin. Ich finde hier folgenden Grundgedanken: »Unter dem Kapitalismus ist ein gleichmäßiges Wachstum in der ökonomischen Entwicklung einzelner Wirtschaften und einzelner Staaten unmöglich. Unter dem Kapitalismus gibt es kein anderes Mittel, das gestörte Gleichgewicht von Zeit zu Zeit wiederherzustellen, als Krisen in der Industrie und Kriege in der Politik.« (Werke 21, 344f.) Die Schlußfolgerungen des Verfassers für die damalige »Europa«-Politik sind hier weniger wichtig als das *marxistische Herangehen* an die Frage, warum überhaupt so etwas wie eine »Europa«-Losung aufkommt. Das sind Einsichten, die man nicht vergeuden sollte: 1. Der *ökonomische Ausgangspunkt* der Frage nach »Europa« dürfte heute wie damals in einer Verschiebung der internationalen ökonomischen Kräfteverhältnisse liegen. 2. Infolgedessen wird heute wie damals nach einem *neuen »Gleichgewicht«* gesucht, das aber nicht selbst auf ökonomischen, sondern nur auf politischem Wege gefunden werden kann. 3. Diese Suche nach einer »politischen Lösung« ist in jedem Fall eine aggressive und gefährliche Angelegenheit. Warum? Weil es für das »Gleichgewicht« keinen Maßstab gibt; man kann die ökonomischen Verschiebungen nicht an eine Federwaage hängen; man kann nur zu *kämpfen* beginnen. Wenn Lenin nun sagt, daß *nur der Krieg* die tatsächliche Macht eines kapitalistischen Staates prüfen könne (344), so möchte man das heute zwar nicht mehr glauben. Man fragt sich, ob die USA und Westeuropa nicht bis in alle Ewigkeit auf das Mittel des Krieges verzichten müssen, angesichts der Existenz der Sowjetunion. Aber es ist doch auch klar, daß dieser Krieg schon allein wegen der erdrückenden militärischen Übermacht der USA nicht geführt werden würde.

Und an diesem Punkt frage ich mich: Was würde denn passieren, wenn aus »Europa« im Lauf der nächsten Jahrzehnte eine auch militärisch starke Supermacht hervorginge und sich gleichzeitig die ökonomische Krise verschlimmerte? Ich will nicht das Schlimmste annehmen, nämlich daß dieses »Europa« einem Faschisierungsprozeß ausgesetzt sein könnte, so daß schließlich die Situation dreier Machtgruppen wie zu Beginn des Zweiten Weltkriegs bestünde, nur auf höherer Stufenleiter; wir wissen alle, daß »der Schoß noch fruchtbar ist«. Es reicht festzustellen, daß die Existenz »Europas« die Welt nicht nur um einen neuen Superstaat, sondern auch um einen neuen kriegsfähigen Faktor bereichern würde. Und da niemand festlegen kann, was die »Zukunft Europas« wirklich sein würde, kann auch niemand ausschließen, daß aus dem kriegsfähigen ein kriegsführender Faktor wird. Sollen wir uns darauf verlassen, daß die Sozialdemokraten in »Europa« das Kommando übernehmen und dauernd behaupten werden? Aber ist es da nicht sicherer, ein Kommando gar nicht erst entstehen zu lassen? Vielleicht würde die »europäische Linke« eine ganz andere Rolle in dieser neuen kapitalistischen Megamaschine spielen. In den Rahmen »Europas« gestellt, würde sie sich mehr und mehr von den amerikanischen fortschrittlichen Kräften entfernen, die bei internationalistischer Betrachtungsweise ihre natürlichen Verbündeten sind. Ob mit oder ohne Willen würde sie an der Abschottung einer »europäischen Kultur« mitarbeiten, in deren Innern man bald »die

Amerikaner« so wenig mehr begreifen würde wie schon heute »die Russen«. Es gibt im übrigen bereits Spuren einer schädlichen Entwicklung dieser Art.

Noch einmal, auf drei Fragen ist Detlev Albers die Antwort schuldig geblieben: Warum sollen wir auf die Krise der kapitalistischen Ökonomie genauso reagieren wie die Kapitalisten und ihre Staaten selbst, nämlich mit einer Verschärfung der Machtverteilungskämpfe? Warum sollen wir die Entstehung eines Superstaates fördern, obwohl wir gleichzeitig für das Absterben des Staates kämpfen; warum fördern wir nicht statt dessen einen neuen Internationalismus, der nicht am Atlantik haltmacht? Und überhaupt, warum sollen wir die Fragen der Kapitalisten mit »linken« Arabesken beantworten, statt sie zurückzuweisen?

Anmerkung

- 1 Dieses Argument wird durch die noch allgemeinere Behauptung gestützt, daß »die Politik ... kein Davonlaufen vor den Problemen (duldet), keinen 'Rückzug in die Wagenburg' subalternen Minderheitspositionen, wie Glotz es vielleicht nennen würde; sie verlangt ... einen umfassenden Krisenausweg« (103). Eine schneidige Alternative; wer keinen *umfassenden Ausweg zeigt*, flieht vor *den* Problemen. So gestellt, kann die Frage natürlich nicht unter einem ganzen »Europa«-Programm beantwortet werden. Wir kennen die Argumentationsweise seit anderthalb Jahrzehnten durch den Versuch von Sozialdemokraten, sogenannte »Ein-Punkt-Bewegungen« zu zerreden; Albers sollte da nicht mitschwimmen. Wer ist denn beim Kampf gegen die Pershing-Stationierung »davongelaufen«: die bedingungslos einseitigen Stationierungsgegner oder diejenigen, die die Pershing-Frage in einen »umfassenden« Rahmen gestellt haben, wie Helmut Schmidt? Ich plädiere dafür, die »umfassenden« Auswege den Ideologen und Neurotikern zu überlassen; die Marxisten, ob innerhalb oder außerhalb der SPD, sollten sich statt dessen auf die Suche nach den schwächsten Gliedern der imperialistischen Kette begeben und dort intervenieren.

Detlev Albers

Das Thema Europa besetzen!

Der Dissens zu den Auffassungen Michael Jägers ist tatsächlich elementar. Moderat im Ton, ja geradezu fürsorglich in der Geste, konstruiert er Unvereinbarkeiten, die in der Konsequenz nur auf Bruch abzielen können. Ich wünschte mir offenere Formen der Polemik. — Im Kern ist der Streit, ob wir es als Linke, erst recht als Marxisten, nötig haben, »das Thema Europa zu besetzen«, eine Frage nach dem »Wirklichkeitssinn«, wie Jäger selbst anmerkt. Ich plädiere dafür, weil sich heute, am Ausgang des 20. Jahrhunderts, die alte »soziale Frage« der Arbeiterbewegung nicht mehr kleiner wird lösen lassen, bei uns genausowenig wie in irgendeinem der westeuropäischen Länder. Und weil die »neuen« Schicksalsfragen der Gegenwart, von der Sicherung des Weltfriedens im Nuklearzeitalter über globale ökologische Krisen bis zur Überwindung der Nord-Süd-Ausbeutung, nicht minder gebieterisch nach entsprechend großräumigen Einheiten der internationalen Politik verlangen, ja vielfach selbst darüber längst hinausweisen.

»Ich bin kein 'Europäer«, antwortet Jäger darauf, »und will auch keiner werden. Sondern Internationalist.« So einfach ist das. »Ich bin kein Deutscher«, hieß es nach 1945, »ich bin nur noch Europäer.« In kurioser Umkehrung dieser kollektiven Verdrängungsparole aus den 50er Jahren belehrt uns Jäger heute, daß er weder das eine noch das andere zu sein wünscht — d.h. zum »Deutscher sein« sagt er nichts; aber ich vermute, dieser Rock ist unserem selbstgewissen »Internationalisten« derart antiquiert, daß er ihn nicht einmal für der Erwähnung wert ansieht. Doch bleiben wir ruhig noch einen Augenblick bei den simplen Etiketten, entgegenen wir doch keinem von beiden. Ich bin Berliner — so gut wie Bremer oder Hamburger; zugleich bin ich Deutscher oder meinetwegen Bundesdeutscher (lassen wir die »deutsche Frage« hier einmal außer Acht) und Europäer oder meinetwegen »Westeuropäer«, wenn's beliebt. Jede dieser Zugehörigkeiten prägt, ob ich es will oder nicht, ein Stück meiner kulturellen und politischen Identität. Sie zu leugnen, sie nicht als Anknüpfungspunkt im sozialistischen »Ringens um die Köpfe« (Bauer) zu nutzen, scheint mir in der Tat unmarxistisch.

Aber darin erschöpft sich der Dissens mit Michael Jäger nicht. Denn jede dieser Zugehörigkeiten galt ja schon — sehen wir noch einmal von der deutschen Spaltung nach 1945 ab — vor ein, zwei oder drei Generationen, bis hin zu jenem »Kommunistischen Manifest«, dessen berühmten Schlußsatz Jäger so gründlich mißversteht. Dennoch verlangt heute das »Thema Europa« viel größere Aufmerksamkeit als damals (für die »Bildung der Vereinigten Staaten von Europa« setzte sich die SPD übrigens erstmals in ihrem »Heidelberger Programm« von 1925 ein). Offenkundig existiert begleitend zur allgemeinen Produktivkraftentwicklung eine Dynamik, eine Gewichtsverlagerung zwischen den jeweils benötigten, von der gesellschaftlichen Realität in den Vordergrund geschobenen Bezugsebenen staatlichen und politischen Handelns. Das Interesse daran braucht für die verschiedenen Klassen, die Bourgeoisie oder die Arbeiterklasse, keineswegs zu jedem Zeitpunkt zusammenzufallen. Die Lösung der »deutschen nationalen Frage« im 19. Jahrhundert ist vermutlich in den verschiedenen Perioden der damaligen Klassenkämpfe von den einzelnen Klassen und Schichten durchaus verschieden dringlich empfunden worden. Aber sie kam schließlich unter der konservativ-kleindeutschen Hegemonie Bismarcks, allen Deformationen zum Trotz, zustande, weil der nationale Einheitsgedanke nicht nur im Interesse des »herrschenden Blocks an der Macht« lag, sondern auch auf massive Zustimmung der anderen Klassen bis hin zu den angeblich »vaterlandslosen Gesellen« der damaligen Sozialdemokratie rechnen konnte. Und diese Zustimmung fand ihren rationalen Kern darin, daß der politische Kampf um die Macht, der Aufbau sozialistischer Produktionsverhältnisse unzweifelhaft mit dem neugeschaffenen Nationalstaat seinen entscheidenden Schauplatz erhalten hatte.

Heute beobachten wir wiederum einen seit Jahrzehnten andauernden, dennoch längst nicht ans Ziel gelangten Prozeß der Herausbildung größerer staatlicher Vereinheitlichung, und zwar diesmal in (West-)Europa. Als Marxisten haben wir uns dabei jederzeit zu fragen, ob dieser Vorgang lediglich einer Erfindung der herrschenden Kapitalistenklasse entspringt — oder ob er nicht vielmehr dramatisch veränderte ökonomische, soziale und politische Realitäten ausdrückt, die zu ignorieren keiner der im Streit liegenden Klassen, also auch nicht der westdeutschen Arbeiterbewegung oder »Eurolinken« gestattet ist. Ein Blick auf die Umwälzungen in den nach wie vor kapitalistisch geprägten Produktivkräften seit 1945, die absehbare Dynamik ihres weiteren Ausgreifens, aber auch das unaufhaltsame Schrumpfen aller kommunikativen, kulturellen und politischen Entfernungen auf dem westlichen Halbkontinent der »alten Welt« sollte es uns nicht schwer machen, den zunehmenden Wirklichkeitsgehalt des »Themas Europa« zu erkennen.

Allerdings: Wer nicht gerade wie Michael Jäger bei diesem Thema ganz aussteigen will, kann sich hier noch lange nicht zufrieden geben. Die Kontroverse mit dem »Europa-Manifest« von Peter Glotz findet doch ihren Angelpunkt erst in der Frage, ob es genügt, die Herausbildung einer »europäischen Identität« auf der Basis der vorhandenen »marktwirtschaftlichen« Antriebskräfte zu betreiben, diese von links her allenfalls um bestimmte ökologische oder soziale Aspekte zu »modernisieren«. Oder ob sich die Transformationsstrategie der westeuropäischen Linken angesichts von wachsender Krisenbetroffenheit im Inneren und aufgestauten globalen Herausforderungen nicht sehr viel radikalere Ziele aufsetzen muß. Deren Inhalte zu bestimmen, dabei Spaltungen in der Linken, wie jene zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten nach 1917, genauso zu überwinden wie das Gegeneinander von »alten« und »neuen« sozialen Bewegungen, jahrhundertealte Barrieren zwischen den nationalen Kulturen abzubauen, ohne ihre Autonomie einzuebrennen, die Umrisse eines gemeinsamen »sozialistischen Projekts« zu erarbeiten, das europäische mit regionalen und nationalen Identitäten verknüpft, »um damit zur Interessensolidarität der Völker aller Kontinente zu gelangen« (Heidelberger Programm) — das benennt nur in äußerst vorläufiger Weise die wichtigsten Aufgaben einer mit »Wirklichkeitssinn« geführten »Europa-Debatte« der westlichen Linken.

Kongreßbericht

Zweite Internationale Feministische Buchmesse

Oslo, 21. bis 27. Juni 1986

I

Ungefähr 200 Verlage feministischer Bücher aus Europa, Nordamerika, Lateinamerika, Asien, Afrika und dem Mittleren Osten waren repräsentiert. Neben der kommerziellen Buchausstellung gab es auch Podiumsdiskussionen mit schwarzen und »Dritte-Welt«-Autorinnen, nordischen Autorinnen zu Feministischer Theorie, Science Fiction und Fantasy, Sexismus in Kinderbüchern, mit lesbischen Autorinnen zu ihren Schreiberfahrungen in einer heterosexuellen Gesellschaft. Ich konnte nicht alle Veranstaltungen besuchen. Eines der wenigen Zeichen politischen Interesses erlebte ich in einer aggressiven Auseinandersetzung mit zwei Frauen aus der UdSSR. Svetlana Michaelova, eine Russin, sprach Englisch und gab einen Überblick über die Arbeit von sechs Gegenwartsautorinnen der UdSSR. Aimée Beekman stellte ihr eigenes Werk vor. Sie sprach estnisch und wurde von Michaelova übersetzt. Sei es aufgrund des Stils oder von Übersetzungsfehlern: Die Einführung Beekmans klang ziemlich steif und bürokratisch. Das Auditorium reagierte ungeduldig und einige Frauen unterbrachen sie: »Wir wollen etwas über Dich hören.« Beekman fuhr fort und sagte, ihre Bücher seien realistisch, nicht sentimental und die Reaktionen darauf kämen meist von Männern, nicht von Frauen. An dieser Stelle schrie eine Norwegerin: »Haben sowjetische Frauen keine intellektuellen Interessen?« Die sowjetischen Frauen waren sichtlich erschrocken: wahrscheinlich sowohl wegen des feindlichen Tons als auch wegen der Frage selbst. Beekman verließ darauf das Podium, ohne ihren Vortrag zu beenden.

In auffallendem Gegensatz zu dieser Rezeption stand das wohlwollende Verständnis, mit dem die emotionsgeladenen Reden der schwarzen Frauen und der Frauen aus der »Dritten Welt« aufgenommen wurden, die sich über die Anzeichen von Rassismus einerseits und von Wohltätigkeit andererseits, die sie in den Frauenbewegungen und Grundlagen der feministischen Theorien fanden, betroffen zeigten. In der Veranstaltungsreihe »Anti-Rassismus und Feminismus« beschuldigte die in Norwegen lebende indische Schriftstellerin Fakhra Salimi die norwegischen Feministinnen, den rassistischen Stereotypen aufzusitzen, daß alle schwarzen Frauen arm, unwissend und dem Einfluß ihrer Ehemänner unterworfen seien. Nawal El Saadawi forderte: »Rassismus muß eine größere Priorität auf der Rangskala feministischer Themen bekommen, denn Rassismus ist ein politisches Instrument, keine zufällige Haltung.«

Auch Sonia Sanchez, schwarze Dichterin und Professorin aus den USA, kritisierte die Werteskala innerhalb der weißen feministischen Bewegungen: »Weiße Frauen sind privilegiert. Es ist an der Zeit, daß sie diese Privilegien aufgeben.« Sie machte diese Kritik an einem Beispiel deutlich: Als ihre Stelle an der Universität in eine Dauerstelle umgewandelt wurde, wurde einer weißen Kollegin die Festanstellung verweigert. Sie schlug dieser vor, gemeinsam mit Kolleginnen und Studentinnen eine Kampagne dagegen zu machen. Aber diese Kollegin, eine Feministin, zog es vor, sich bei den männlichen Direktoren der Universität darüber zu beschweren, daß sie einer Schwarzen die Stelle gegeben hatten statt ihr. Einige weiße Frauen aus dem Publikum hoben die Notwendigkeit hervor, trotz der Unterschiede zusammenzuarbeiten, was niemand bestritt. Andere bestanden darauf, in gleicher Weise unterdrückt zu sein wie schwarze Frauen. Vielleicht liegt die Schwierigkeit, Verständigung zu erzielen zwischen weißen und farbigen Frauen, gerade darin begründet, daß feministische Theorien bislang überwiegend darauf abzielten, das Unterdrücktsein von Frauen hervorzuheben. Insofern könnte es lohnend sein zu analysieren,

ob und wie auch Frauen an Herrschaft beteiligt sind. — Die Buchmesse machte deutlich, daß die Theorie der Überlegenheit westlichen Denkens mit den dazugehörigen Privilegien für weiße Frauen nicht mehr akzeptiert wird. Jetzt wird von westlichen weißen Frauen gefordert, daß sie sich ändern. Diese Veränderung kann Resultat solcher Zeit und Energie kostenden Konfrontationen sein und/oder Ergebnis einer kritischen Prüfung der Grundlagen, auf denen sich die westlichen Frauenbewegungen entwickelt haben.

Paulette R. Anderson (West-Berlin)

II

Dieser Bericht ist sehr subjektiv. Ich schreibe als nicht (mehr) organisierte Sozialistin, die sich ziemlich spät (vor sechs Jahren) in der Frauenbewegung engagierte. In feministischen Kreisen habe ich oft das Gefühl, nicht dazuzugehören. So auch in Oslo. Ungefähr 1000 Frauen aus aller Welt trafen sich dort, um, wie es im Katalog hieß, das Wachsen der feministischen Buchpresse und des feministischen Schreibens zu feiern. Die Podiumsdiskussionen und die kulturellen Abende hatten vorwiegend Literatur, Science Fiction und Fantasy zum Thema. Die literarischen Texte der europäischen Frauen erschienen mir allzu beschaulich. Ich habe nichts gegen Literatur, auch war das Vorgetragene nicht schlecht, aber reicht es aus, nur zu besingen, wie schön der Himmel und die Liebe sind? Mir nicht. Lediglich in den Gedichten und Prosatexten der schwarzen und »Dritte-Welt«-Frauen war etwas von Auseinandersetzungen und Kämpfen, von Bewegung zu spüren. Mit einigen dieser Frauen knüpfte ich Kontakte für eine zukünftige Zusammenarbeit im *Argument*.

Vier Tage saß ich am Bücherstand und versuchte, ein Gefühl der Gemeinsamkeit mit all' den Frauen zu entwickeln, die da vorbeigingen. Wieviele waren es, die unser Flugblatt erschrocken zurücklegten, nachdem sie beim dritten Satz angelangt waren, der uns als autonome Frauenredaktion in einer *marxistischen* Zeitschrift vorstellte? Aber auch meine englischen Nachbarinnen von Methuen und Tavistock und die Frauen der sozialistisch-feministischen Zeitschrift *Feminist Review* blieben auf ihren theoretischen Texten sitzen.

Ich studierte die Kataloge aus aller Welt. Bei den Ankündigungen zu den theoretischen Büchern überwog die Klage über Nicht-Beachtung und Unterdrückung: »In ihrem herausragenden, faszinierenden Werk stellt die Autorin XY fest, daß Frauen ausgeschlossen waren / sind aus: Sprache, Kunst, Geschichte, Philosophie, Psychologie, Religion ...« Du meine Göttin! Vor 15 Jahren mag es noch interessant gewesen sein, festzustellen, wo wir überall nicht vorkommen, aber können wir nicht inzwischen eine neue These wagen? Ist es nicht so, daß Frauen überall vorkommen, so daß zu untersuchen wäre, wie wir vorkommen, welcher Ort uns in den jeweiligen Bereichen zugewiesen wird? Wie kommt es, daß Mary Daly immer noch Beifallsstürme verursachen kann, wenn sie irgendwelche Männer zitiert, die Frauen unintelligent, irrational ... finden? Haben wir solche einfachen Siege noch nötig? Definieren wir uns immer noch über den Mann, nur eben negativ? Wo bleibt der Anspruch, die Theorien neu zu denken, uns selbst und die Verhältnisse zu verändern? Geben wir uns mit contemplation oder complaining zufrieden? Wird aus Frauenpower Frauenteahour?

Aber es gab auch einige Lichtblicke: Die schon erwähnten schwarzen und »Dritte-Welt«-Frauen, die sich durchweg weigerten, die Opferrolle hinzunehmen, die auch westliche Feministinnen ihnen zugehacht haben. Sie lehrten mich auch, daß Liebesgedicht nicht gleich Liebesgedicht ist. Eine Pakistanerin erzählte, ihre Liebesgedichte seien in Pakistan verboten, weil es ein Unding für eine Frau sei, sich als Liebende zu äußern.

Germaine Greer stellte Dichterinnen des 17. Jahrhunderts vor, wie sie gelebt und unter welchen Schwierigkeiten sie dennoch geschrieben haben. Ein weiterer Lichtblick war die Diskussion mit Hilary Rose, Sandra Harding und Sara Ruddick über eine neue femi-

nistische Erkenntnistheorie. Am interessantesten fand ich den Beitrag von Sara Ruddick über »maternal thinking«, was sich nur schlecht mit »mütterlichem Denken« übersetzen läßt. Es ging darum, welche Anforderungen sich aus den Aufgaben einer Mutter ergeben, die für jemanden sorgen muß, der noch nicht selbständig ist; unabhängig davon, ob die einzelnen Mütter konkret so denken und handeln. Als ein Anforderungselement stellte sie z.B. die Notwendigkeit heraus, den »Gegenstand« der Fürsorge als ein sich veränderndes System zu begreifen, dessen Entwicklung und Eigenständigkeit gefördert werden müsse, ohne es beherrschen zu wollen. Sie entwickelte eine Reihe solcher Anforderungen und stellte die Frage, ob sie nicht, verallgemeinert, eine produktivere Haltung zur Welt erlaubten, als die bisher vorherrschende Sichtweise, in der die Welt als zu beherrschende, tote Materie vorkomme. Diese Veranstaltungen zeigten, daß Frauen durchaus Neues und Eigenständiges entwickeln können. Nora Rätzkel (Hamburg)

Kongreßankündigungen

Ökopolis-Kongreß

vom 24. bis 25. Oktober 1986 in Stuttgart

Autoverkehr, Wohnsilos, Energieverschwendung, Umweltzerstörung — zur ökologischen Umgestaltung der Kommunen wird der Kongreß Gegenvorschläge machen, Denkanstöße geben und versuchen, eine breite Diskussion zu entfachen.

Veranstalter: Die Fraktion der Grünen im Landtag Baden-Württemberg, kommunalpolitische Vereinigung »Grüne in den Räten«, Stuttgarter Verkehrs-Forum, grüne Stadträtinnen und Stadträte. Information und Anmeldung: Joachim Schütz (MdL), Otto-Hahn-Straße 8, 7250 Leonberg 6.

Friedensforschung »von unten«

am 15. November 1986 in Essen-Kray

Die Gustav-Heinemann-Initiative richtet eine Fachtagung über Chancen, Risiken und Initiativen der Friedensforschung aus. Information und Anmeldung: Dieter Kinkelbur, Wolbecker Straße 24, 4400 Münster.



**FRAUENFORMEN 2
SEXUALISIERUNG**

Frigga Haug (Hrsg.) Sexualisierung der Körper Frauenformen 2

»... ein ungemein kluger und nachdenklicher Bericht einer Gruppe sozialistischer Frauen über ihren kollektiven Versuch, die weibliche Sexualität historisch und gesellschaftlich zu definieren.« Ernest Borneman in: Psychologie heute. — In diesem Band geht es um die alltägliche Geschichte, in der die weiblichen Körper in die herrschende Ordnung sich einfügen, um die Konstituierung des Geschlechtswesens Frau.

Argument-Sonderband AS 90, 204 S.
17,60 DM/f.Stud. 14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Besprechungen

Philosophie

Ferry, Luc, und Alain Renaut: La pensée 68. Essai sur l'anti-humanisme contemporain. Gallimard, Paris 1985 (293 S., br, 98 FF)

Titel und Untertitel enthalten zugleich die zentrale These: Es gibt in der neueren französischen Philosophie eine isolierbare Formation, die als »das 68er-Denken« gefaßt werden kann. Ihre Einheit wird konstituiert durch den »Antihumanismus«. Das Interesse an diesem Thema entspringt der Überzeugung, daß die »Frage des Humanismus ... zweifellos die zentrale Frage der heutigen Philosophie« sei (22). Heute müsse es darum gehen, »ein Denken des Menschen als solchem wieder in seine Rechte einzusetzen« (24). Wem die Humanismus-Debatte aus den 60er Jahren in Frankreich, auf die übrigens jeder Hinweis fehlt, noch in Erinnerung ist, der könnte an dieser Stelle das Buch schon wieder zuklappen. Tatsächlich sind alle Elemente, die im folgenden für eine humanistische Position reklamiert werden, alte Bekannte. Da wird wieder einmal ein ökonomistisch zurechtgestutzter Marxismus vorgeführt, der das Schöpferische des Menschen, seine Offenheit auf Neues hin nicht begreifen könne. Wieder tauchen die Begriffe der Autonomie, des freien Willens und der Verantwortung auf, die »das 68er-Denken« dem »Subjekt« streitig mache, indem es auf einen Kreuzungspunkt unbeherrschbarer Strukturen und Verhältnisse — seien das nun die Produktionsverhältnisse, die Sprache oder die Libido — reduziert werde. Und wieder einmal wird Poppers Wissenschaftsbegriff gegen den Marxismus angeführt, der sich gegen Kritik immun mache. — Neu sind nicht diese einzelnen Elemente, sondern ihre Bündelung und die Grenzziehung, auf die sie aus ist. Ihre Attraktivität liegt in dem Angebot, Ordnung zu schaffen. Was hier als Humanismus auftritt, will eine Generalabrechnung mit einigen bestimmenden Gestalten der neueren französischen Philosophie überhaupt. Althusser, Foucault, Derrida, Lacan, Bourdieu u.a. — für alle ein Stichwort: Antihumanismus. Wie sieht die Konstruktion aus, die nur diesen Zugang offenläßt?

Ferry und Renaut schütten alles Trennende zwischen diesen Autoren zu und lassen nur noch ein alle verbindendes Projekt gelten: »Man vereinigt sich ..., um *den Tod des Menschen als Subjekt* zu proklamieren.« (41) Diesem Projekt entspreche eine methodische Eigentümlichkeit des »68er-Denkens«, das als »genealogisches Paradigma« bezeichnet wird (30). Nicht mehr der Inhalt eines Diskurses werde befragt, sondern das Interesse richte sich ausschließlich auf dessen »äußere Produktionsbedingungen« (ebd.). Dies aber laufe auf eine Infragestellung des »Subjekts« als verantwortlichem Autor seiner Äußerungen hinaus. Denn es handle sich ja nicht mehr darum, zu wissen, *was* einer sagt, »sondern von wo er spricht« (42). Dieses Desinteresse am »Was« münde in eine »furchterregende Destruktion der Idee der Menschheit/Menschlichkeit (humanité) als *Intersubjektivität* selbst« (44). Der Fluchtpunkt der Kritik von Ferry und Renaut wird hier deutlich: Gegen »die 68er« denken sie Vergesellschaftung mit Habermas — dessen Name erst hundert Seiten später positiv erwähnt wird (163f.) — als Kommunikationsproblem einzelner Bewußtseine. Daher liegt den Autoren die Herrschaft universell gültiger Normen auch so sehr am Herzen.

Ihr besonderes Interesse am »Subjekt« gilt dem *subjektionsfähigen* Individuum. Das zeigt sich besonders an ihrer Auffassung der Mai-Ereignisse 1968, für die Raymond Aron als Gewährsmann fungiert. Sie fragen, ob es nicht paradox sei, den Antihumanismus ausgerechnet mit einer Bewegung in Zusammenhang zu bringen, der es doch gerade um die Verteidigung des Subjekts gegen das Räderwerk des Systems gegangen sei. Dieser Widerspruch sei indes nur scheinbar. Es handle sich zwar um eine »Revolte von Sub-

jekten« (98); sie erschöpfe sich jedoch in einer »übertriebenen Affirmation der Individualität«, die in ihr Gegenteil umschlage, die »Auflösung des Ich als autonomer Wille« (99). Das »68er-Denken« legitimierte diese Auflösung philosophisch, indem es »das Projekt, sein Selbst zu beherrschen und zu durchschauen, das ein integraler Bestandteil des traditionellen Subjektivitäts-Begriffs ist« (101), als ideologisch denunziere. — Das Subjekt von Ferry und Renaut entstammt einer dualistischen Welt. Sie kennen entweder nur »pulverisierte Ichs« (ebd.) oder aber »Personen«, die fähig sind, widersprüchliche Impulse zu »hierarchisieren« und einem »autonomen Willen« untertan zu machen (99). Ihr Subjekt ist so konstruiert, daß das Ineinander von Selbstveränderung und Ändern der Umstände, von Befreiung und Unterwerfung, als Problem gar nicht auftauchen kann. Und damit wird auch die Marxsche Frage nach der Vergesellschaftung, die dieses Ineinander — das Handeln *in* bestimmten Formen — im Zentrum hat, abgespalten.

Kein Wunder daher, wenn im Kapitel über den französischen Marxismus ein Gebilde präsentiert wird, das gerade im Umgang mit der Vergesellschaftungsfrage große Schwierigkeiten hat. Wenn Bourdieu etwa unterstreicht, daß die spezifischen Interessen der Intellektuellen »keinesfalls auf Klasseninteressen reduzierbar« seien, dann sehen Ferry und Renaut hierin nur eine »subtilere Variante« des Klassenreduktionismus (211). Denn umgekehrt spreche Bourdieu von Kräfteverhältnissen, die das Feld der intellektuellen Produktion strukturieren, und infolgedessen existiere »nicht die geringste Autonomie der wissenschaftlichen Praxis« (212). Marxismus ist für sie das, was Althusser (und viele andere) längst als expressive Totalität kritisiert hat. Die wirkliche Kritik am Klassenreduktionismus verlangt konkrete Forschungsarbeit, das Aufspüren der feinen Verknüpfungen und vielfältigen Verästelungen, welche die gesellschaftlichen Praxisfelder zusammenhalten und den in sie eingeschriebenen Herrschaftscode reproduzieren. Wer die »Autonomie des Denkens« nicht nur abstrakt behaupten, sondern konkret herstellen will, wird sich für diese »Details« interessieren.

Die Wirkungslosigkeit des Klassendiskurses liegt ja darin, daß die Individuen widersprüchlich — zugleich rassenmäßig, geschlechtermäßig, klassenmäßig usw. — »zusammengesetzt« sind. Die Einheit des Individuums ist nichts Gegebenes, sondern eine Aufgabe; seine Handlungsfähigkeit ist nichts Fertiges, sondern ein Anzueignendes. Wie der Weg genau aussieht, auf dem es zu seiner Autonomie, seinem freien Willen, seiner Verantwortung und seiner Fähigkeit zu rationaler Diskussion gelangt — darüber erfahren wir nichts.

Das Erscheinen dieses Buches hat in Frankreich Aufsehen erregt. Die Abwanderung vieler Intellektueller aus der Kommunistischen Partei und das Scheitern einer sozialistischen Alternative gehören zu seinem Resonanzboden. Folgt man dem *Magazine Littéraire* (Nr. 225), dann gelten Ferry und Renaut als erfolgversprechende Nachwuchsphilosophen (34 und 38 Jahre alt, beide sind Germanisten, haben u.a. Fichte übersetzt und sind als Universitätslehrer tätig). Es ist, als wollten sie sich, unbelastet von der Vergangenheit, freie Hand schaffen. Der Singular — das »68er-Denken« — bedeutet '68 als abgeschlossene, klassifizierbare Epoche, die abgehakt werden kann. Es kommt dagegen darauf an, hier einen Anfang in seiner widersprüchlichen Vielfalt sichtbar zu machen, und zu unterscheiden zwischen den mit '68 verbundenen abstrakten Utopien, die in die Lähmung und Enttäuschung führten, und den konkreten Hoffnungen, deren Einlösung erst noch bevorsteht.

Peter Jehle (West-Berlin)

Kammler, Clemens: Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werkes. Bouvier-Verlag, Bonn 1986 (273 S., br., 68,- DM)

Mit der Arbeit Kammlers liegt die erste umfassende Darstellung der Schriften Foucaults zwei Jahre nach dessen Tod vor. »Es geht ihr darum, Übersicht in die aus Begriffen, Metaphern und materialhistorischen Analysen, Selbstkritiken und -kommentaren,

Interviews und tagespolitischen Pamphleten bestehende 'Werkzeugkiste' zu bringen und die Werkzeuge auf ihre Brauchbarkeit hin zu untersuchen.« (15) Kammler unterscheidet im Schaffen Foucaults drei Phasen: »Einer im ersten Teil dargestellten Phase materieller Analysen zur diskursiven Konfiguration der Genesis der Humanwissenschaften (1961-67) folgt eine in Teil II dargestellte zweite Phase der primär theoretisch-methodologischen Reflexion (1968-70), schließlich eine Phase der Konstituierung und Anwendung einer neuen Theorie der Macht.« (17) Im Gegensatz zu den Arbeiten, die in den letzten Jahren etwa von Frank, Habermas und Honneth zu Foucault veröffentlicht worden sind, beläßt es Kammler nicht beim philosophischen Blick auf den Werkzeugkasten und den Fragen, wo denn hier noch »Sinn« und »Subjekt« ihren Ort haben könnten, er scheut sich nicht, auch einmal einen solchen Hammer wie den Diskurs-Begriff auf seine Schlagkraft hin zu testen. Immanente Widersprüche (der latente Logozentrismus, der das Frühwerk Foucaults durchzieht; die Ontologisierung der Sprache) treten dabei ebenso zutage wie unerledigt gebliebene Projekte, Lücken in der Kiste (Diskursanalyse als »Gegengedächtnis«).

Ein zentrales Richtmaß für die Durchsicht der »Werkzeugkiste« ist für Kammler der paradoxe Begriff »diskursive Praxis«, der seit Ende der 60er Jahre ein Problemfeld für jeden Foucault-Benutzer eröffnet. Versucht Foucault damit einerseits traditionellen, hierarchisch strukturierten Oppositionen wie Theorie/Praxis, Oberfläche/Tiefe, Innen/Außen zu entgehen, so vermag er andererseits nicht mehr anzugeben, welchen Status das »Nichtdiskursive«, das »Außen« (metaphorisch gesprochen) einer »diskursiven Praxis« hat. Überhaupt wird man von Kammler darauf aufmerksam gemacht, daß eine philosophische Lektüre Foucaults solchen Selbstdefinitionen wie »Ethnologe der eigenen Kultur«, »Ontologe der Aktualität«, »Historiker der Gegenwart« keinen Ort, keine Schublade mehr zuweisen kann, da sich Foucault ja auch Derridas Projekt einer philosophischen »Dekonstruktion« verweigert hat.

Ähnliche Schwierigkeiten wie mit Foucault als »Philosoph« hat man mit Foucault als »Politiker«: sein nicht-hierarchisches, nicht-juristisches Machtmodell läßt eine einfache Legitimierung und Verortung von Widerstand, alternativen Praktiken nicht zu und dennoch insistiert er auf der Notwendigkeit von Dissidenz und Subversion. Die Gefahr, dabei in einen »Gegenmythos« des freien Dissidentensubjekts zurückzufallen, ist, wie Kammler umfassend ausführt, groß.

Einigen Schwierigkeiten gerade im Umfeld der Stichworte »Subjekt« und »Widerstand« ist Foucault in seinen letzten Publikationen nachgegangen: in den Bänden 2 und 3 zur »Geschichte der Sexualität«. Hier versucht er komplementär zu den »Techniken der Beherrschung« (durch Wissen und Macht) die »Techniken des Selbst«, die »Wahrheitsverpflichtungen« des Subjekts zu analysieren. Die »Techniken des Selbst«, die nach Foucault für die vorchristliche Antike verbindlich gewesen sind, werden gegenwärtig gegenüber den im Verschwinden begriffenen »Techniken der Beherrschung« wieder aktuell und notwendig als Voraussetzungen für eine »Ästhetik der Existenz«. Kammler sieht diesen Lösungsvorschlag für eine Krise der Lebensformen jedoch kritisch: »Foucaults Vorschläge zur Entwicklung einer individuellen 'Lebenskunst', die er den Subjekten selbst überlassen möchte, ohne ihnen 'Programme' oder 'Gesetze' vorzuschreiben, sind das Credo eines neuen — und doch altbekannten — Privatismus, dessen soziale Auswirkungen allenfalls in der Bildung von 'In-Groups' bestehen könnten, die sich gegenüber dem Außen einer herrschenden Ordnung abschotten.« (203) Unabhängig von der schon für Subkulturen typischen Stilisierung des Selbst verdient die neue Forschungsperspektive Foucaults mehr Aufmerksamkeit als sie Kammler hier zugestehen will. So bemühen sich etwa Mitarbeiter der englischen kultursoziologischen Schule in Birmingham (dem CCCS) um Analysen zur diskursiven Selbstproduktion des Subjekts, gerade auch am Beispiel von Subkulturen, und wie Foucault um eine Reformulierung

des Begriffs des Politischen, der die einfache Opposition von privat/öffentlich (wie Kammler sie benutzt) hinter sich läßt. Vielleicht ließe sich dann die Frage nach dem kulturevolutionären Potential einer »Ästhetik der Existenz« bei Foucault auf dem Hintergrund der ansonsten akribischen Prüfung seiner Werkzeuge durch Kammler genauer stellen.

Stefan Hesper (Essen)

Castoriadis, Cornelius: Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Übersetzt von Horst Brühmann. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1984 (780 S., br., 84,- DM)

Castoriadis ist bemüht, die Gesellschaftstheorie von der theoretischen Vormachtstellung des Strukturalismus und seinen, wie er meint, rigiden Strukturtheorien zu befreien und durch die Auffassung der »Gesellschaft als imaginärer Institution« die Bewegung in die Gesellschaftstheorie zu bringen, die er als ihrem Gegenstand wesentlich ansieht. Unter dem »Imaginären« begreift er daher so etwas wie den Motor der Geschichte, das Movens, das sich, stets unruhig, zeitweise zu festen Formen »instituiert« und somit eine Gesellschaftsformation bildet; Imaginäres, das ist ein Gedanke, eine Idee, eine neue Kreation, die den historischen und gesellschaftlichen Zusammenhang neu definiert und seine Änderung erzwingt. Dieses Imaginäre ist, wie er ausdrücklich sagt, *creatio ex nihilo*, voraussetzungslose Schöpfung.

Das Problem dieser Konzeption ist weniger, daß Castoriadis damit dem »Überbau« einen logischen Primat einräumt, denn in der Tat fällt es schwer, das Symbolische eindeutig als abgeleiteten Überbau oder als produzierende Basis festzulegen, zumal die Konzeption des Symbolischen wohl eher diese rigide Dichotomie aufheben soll. Das Problem ist, daß diese *creatio* schwer begreiflich ist als eine *ex nihilo*, da nicht einsichtig ist, wie sie sich ohne Funktionsbezug erhalten soll, d.h. »Anwendung«, gesellschaftliche Akzeptanz finden, ja überhaupt entstehen kann. Wenn er den Zusammenhang umgekehrt deutet: daß diese zentrale imaginäre Bedeutung die Form der Gesellschaft ermöglicht, so fällt er hinter Hegel zurück, erst recht hinter Marx; wenn er die Beziehung als Funktionszusammenhang deuten würde, müßte er das »*ex nihilo*« aufgeben, also seine gesamte Konstruktion des Imaginären, da Funktionalität *ex nihilo* nicht vorstellbar ist. Castoriadis will im Rahmen der »Diktatur« des Symbolischen, der Struktur das Subjekt retten, er will — um es mit einem von ihm angeführten Heideggerzitat zu sagen — »‘das Ende der Philosophie’ und ihre ‘Auflösung in die technisierten Wissenschaften’« verhindern. Da er natürlich nicht zu einer idealistischen Geschichtstheorie — »Männer machen Geschichte« — zurückkehren will, andererseits aber auch die von Althusser gezogene marxistische Konsequenz aus Hegels Geschichtsphilosophie — »Prozeß ohne Subjekt« — widerlegen möchte, konstruiert Castoriadis Geschichte als die Aufeinanderfolge des gesellschaftlich instituierten Imaginären. Schwankend zwischen, wie er meint, völliger Subjektlosigkeit und unzulässiger Personalisierung von Geschichte und Gesellschaft, entscheidet er sich für ein anonymes Subjekt, das er als menschliches Vermögen anthropologisch in der Einbildungskraft verankert: eben das Imaginäre. Durch Reduzierung des Marxismus auf Technikgeschichte drängt sich das Imaginäre als jeweilige *creatio ex nihilo* der Geschichte geradezu auf; Geschichte selbst wird »imaginär« — sie verläuft quasi genialisch, nahezu unabhängig von Produktionsweisen. Hier zeigt sich das grundlegende methodische Problem von Castoriadis: will er den Theorien der subjektlosen Rekonstruktion der Gesellschaft etwas entgegensetzen, ohne grundlegend Intersubjektivität als gesellschaftliches Konstituens in Rechnung stellen zu wollen, dann muß er das traditionelle Subjekt in wie auch immer verzerrter oder »gesellschaftlicher« Form reinstituieren und zum Zentrum der Geschichte machen.

J. Habermas und A. Honneth haben schon darauf hingewiesen, daß hier eine Aufwärmung des lebensphilosophischen *élan vital* stattfindet; hier ist der theoretische Ort in

Castoriadis' Gesellschaftstheorie, wo sie von einer möglicherweise fruchtbaren methodischen Kritik am Strukturalismus umschlägt in eine lebensphilosophische Konstruktion des Sozialen. Statt einer Hinwendung zur Organisation der Lebenswelt der Gesellschaft erfolgt die unerschwellige Rückbesinnung auf einen dionysischen Nietzsche, die Castoriadis in merkwürdige Nähe zum Poststrukturalismus Marke Deleuze/Guattari bringt: Magma, Ströme, Pulsieren, Gesellschaftstrieb, gesellschaftlicher Wille des Imaginären zur Macht. Auf die Dauer verliert dabei der Begriff Gesellschaft jede Bedeutung, wird zu der von »Leben« überhaupt, ein Wort, das Castoriadis, wie im obigen Zitat, des öfteren verwendet. Seine Gesellschaftstheorie setzt sich so — gegen jede Intention seinerseits — der Gefahr aus, integrierbar zu werden ins fröhlich imaginäre post-histoire.

Friedhelm Lövenich (Köln)

Herkommer, Sebastian: Einführung Ideologie. VSA Verlag, Hamburg 1985
(147 S., br., 16,80 DM)

Das Anliegen des Autors besteht nicht so sehr in der Vermittlung eines Einblicks in den aktuellen Stand der Diskussion um eine marxistische Ideologietheorie, sondern vielmehr in der Darlegung eines theoretischen Entwurfs, der weiterer Ausführung und Begründung bedarf. Über den Versuch einer systematischen Ableitung einer Ideologietheorie aus dem Marxschen Werk hinaus befaßt sich Herkommer insbesondere mit der Kunst und der Alltagskultur. Er stellt sich dabei die Aufgabe, veränderte Bedingungen des Arbeitslebens sowie die spezifische Ausprägung der Sozialstruktur zu berücksichtigen und in die Analyse des Ideologischen im »modernen Kapitalismus« einzubeziehen.

Ein Drittel des Textes nimmt die Entfaltung der begrifflich-logischen »Grundausstattung« einer Ideologietheorie ein. Der Leser sieht sich konfrontiert mit einem Ansatz, der — trotz aller von Herkommer selbst formulierten Einschränkungen — Ideologie oder Bewußtsein (in ihrer »Grundstruktur«) unmittelbar aus den ökonomischen Verhältnissen *ableitet*. Zentralen Stellenwert erhalten dabei Marx' Ausführungen im »Kapital« über die Ware, den Waren- bzw. Geldfetisch, die Versachlichung der sozialen Beziehungen und die damit einhergehende Verkehrung von Subjekt und Objekt, die Form des Arbeitslohns, die Trinität der Revenueformen (Zins, Rente, Lohn) etc. — kurz: auf dem Wege der Marx-Exegese werden aus den ökonomischen Erscheinungsformen an der »Oberfläche« der kapitalistischen Gesellschaft, welche die wirklichen Verhältnisse mystifizieren, die Bewußtseinsformen als deren Ausdruck (»Reflexe und Echos«) abgeleitet. »Ideologisches Bewußtsein« ist dann »gleichbedeutend mit verkehrtem, verdrehtem, verrücktem Bewußtsein« (23), das dem Oberflächenschein aufsitzt. Ideologie selbst wird verstanden als die theoretisch-konzeptionelle Ausarbeitung solch illusorischer Vorstellungen (24). Hier deutet sich bereits die später explizit formulierte These an, daß die »Grundstruktur« des Alltagsbewußtseins (da sie ökonomisch bestimmt ist) nicht als Effekt der Ideologie verstanden werden darf.

Die Ausführungen zum Bereich der Kunst haben eher exkursartigen Charakter; der Autor beschränkt sich im wesentlichen darauf, zwei Entwürfe einer marxistischen Kunsttheorie (Lukács und Raphael) zu referieren. Gramsci wird auf 13 Seiten abgehandelt; Herkommer greift dabei die Frage nach der Massenkultur auf, bemängelt aber, daß Gramsci keine formspezifische Bestimmung des Bewußtseins leistet (wie er selbst es für sich in Anspruch nimmt) und somit zu Fehleinschätzungen hinsichtlich der Rolle des Ökonomischen und der Eigenwirksamkeit der ideologischen Instanzen gelangt.

Durchgängig sichtbar ist, daß im Mittelpunkt des Interesses weniger die Frage nach der Ideologie und ihrer materiellen Existenz in den Apparaten, sondern die nach den Alltagsvorstellungen steht. Durch die zentrale Annahme, daß »die Entstehung bestimmter Ideologien ... wie ihre Wirksamkeit zurückzuführen (ist) auf das Alltagsbewußtsein, dieses auf die Form und Organisation der gesellschaftlichen Naturaneignung und den

Differenzierungsgrad der sozialen Klassen und der Lebensverhältnisse« (121), verschiebt sich der Gegenstand der Untersuchung hin zu allgemeinen »Einstellungen« oder Wertvorstellungen, zu einer »Wertestruktur« (ebd.), der sich Herkommer etwa durch die Heranziehung von Meinungsforschung anzunähern versucht (117). Bei der Suche nach den Bestimmungsgründen der »Wertestruktur« und ihres Wandels stößt er auf die Bedeutung des Nichtarbeitsbereichs, bei dem — so wird betont — eine unmittelbare ökonomische Ableitung allein unzureichend bliebe; gemeint ist hier im einzelnen das Fortleben vorkapitalistischer Überbaustrukturen einerseits und der durch die Ausdehnung des »Freizeitbereichs« wachsende private Spielraum für individuelle Aneignungsformen andererseits (125f.).

Wer von dem Buch einen Überblick über den aktuellen Problemstand oder eine Diskussion elementarer Fragestellungen einer marxistischen Ideologietheorie erwartet, wird enttäuscht sein. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit konkurrierenden Ansätzen etwa von Althusser, Gramsci oder den Vertretern der »Kritischen Theorie« findet nicht statt. Wichtige Aspekte wie das Problem der ideologischen (Staats-)Apparate, die relative Autonomie des Ideologischen, seine diffizile Wirkungsweise, das Verhältnis zwischen Ideologie, Kultur und Wissenschaft etc. werden — wenn überhaupt — bloß oberflächlich angerissen. Man kann dies nur zum Teil mit dem einführenden (»programmatischen«) Charakter des Buches erklären; es handelt sich zumindest *auch* um die Konsequenz eines Ansatzes, der das in Frage kommende theoretische Feld von vornherein weitgehend auf das Ausdrucksverhältnis zwischen ökonomischer Struktur und Alltagsbewußtsein reduziert.

Klaus Wingenfeld (Münster)

Hübner, Kurt: Die Wahrheit des Mythos. Ch. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1985 (465 S., Ln., 48,- DM)

Zusammen mit der von den »neuen sozialen Bewegungen« artikulierten Wissenschaftskritik ist auch eine verstärkte Zuwendung zu solchen Wissensformen festzustellen, die sich dem neuzeitlichen, durch Descartes, Galilei und Newton geprägten Naturverständnis entziehen. Wenn dann einer der bekanntesten Wissenschaftstheoretiker der Bundesrepublik eine Untersuchung mit dem Titel »Die *Wahrheit* des Mythos« vorlegt, darf der Leser gespannt sein.

Auch Hübner selbst sieht die Relevanz seiner Arbeit in der zunehmenden Technik- und Wissenschaftskritik, die er allerdings gleich unter dem Stichwort »Kulturpessimismus« (15) zusammenfaßt. »Der heute aufkommende Kulturpessimismus und die Revolte gegen Wissenschaft und Technik erweisen sich hier nur als ein letztes Glied in einer langen Kette. Nicht, daß diese Revolte sich auf der geistigen Höhe ihrer Vorgänger befände, aber auf eine mehr oder weniger verworrene Weise dringt hier ähnliches aus der Tiefe zum Ausbruch: Nämlich eine unbestimmte Sehnsucht nach Weltbeseelung, nach einem ganzheitlichen, nicht in lauter Teilfunktionen zerfallenden Dasein und Leben, und vielleicht sogar nach einem letzten göttlichen Sinn.« (49) Dieses Fortwirken von Mythen trotz oder wegen der unbestreitbaren Erfolge der Naturwissenschaften sei ein kennzeichnender Zwiespalt unserer Kultur. Hübner verdeutlicht diesen Zwiespalt am Beispiel von Hölderlins Naturauffassung, in der die Mannigfaltigkeit des Seienden aufgehoben sei in einem allumfassenden göttlichen Einem, und der den Naturwissenschaften zugrunde liegenden Ontologie, die von der Existenz isolierter kleinster Bausteine des Weltganzen ausgeht. Ergänzt wird dieser erste Hauptteil durch eine knappe kritische Analyse der Geschichte der Mythos-Deutungen von der Aufklärung bis hin zu strukturalistischen Erklärungsansätzen.

Die Kerngedanken werden von Hübner dargestellt in den Teilen II (Das Denk- und Erfahrungssystem des griechischen Mythos) und III (Rationalität des Mythischen). In Detailstudien versucht er zu zeigen, daß dem griechischen Mythos eine in sich geschlos-

sene, erklärende Theorie der Welt zugrunde liegt, mit der im Prinzip alle dem Menschen zustoßenden »Erfahrungen« stimmig erklärt werden können. Dies umfasse sowohl den Bereich der lebenspraktischen Orientierungen als auch die Geschichte der jeweiligen Stadtstaaten (Abkunft von bestimmten Göttern). Und eben weil der Mythos für solche Bereiche Gründe und Erklärungen anbietet — wenn man nur seine ontologischen Prämissen anerkennt —, kann dann nach Hübner auch nicht mehr behauptet werden, daß die Mythen durch die schon bei den Griechen sich herausbildende Naturwissenschaft widerlegt worden seien. Vielmehr handele es sich um zwei in sich völlig stimmige und widerspruchsfreie Modelle von Welt: erklärt z.B. der Mythos ein Ereignis in der Natur als Ausdruck eines göttlichen Einwirkens, wodurch es zu einem einmaligen, unwiederholbaren Ereignis wird, so versucht die Naturwissenschaft, ein solches Ereignis zurückzuführen auf ein universelles Naturgesetz, das, wenn nicht in der Natur selbst, dann doch im experimentellen Handeln des Naturwissenschaftlers jederzeit wiederholbar wird. Und eben weil im Mythos jedes Ereignis erklärbar ist, kann er für sich ebenso Rationalität beanspruchen wie die Naturwissenschaft, wenn auch die Bestimmungsgrundlage für »Rationalität« jeweils anders ausfällt.

Im letzten Teil versucht Hübner noch einmal die »Gegenwart des Mythischen« zu verdeutlichen an Beispielen aus Kunst, Theologie (Bultmann) und Politik. Im Unterschied zur griechischen Kultur aber ist der Mythos heute eher verdeckt bzw. überlagert durch den letztlich naturwissenschaftlich geprägten Rationalitätsanspruch. Für Hübner zeigt sich dies am Beispiel des Grundgesetzes, in dem einerseits in mythischer Form die »Nation« angerufen wird, was dann aber andererseits unverträglich ist mit der Würde bzw. inneren Freiheit des Menschen, die ja ebenfalls im Grundgesetz verankert ist (354ff.). Wenn aber Wissenschaft und Mythos mit gleichem Recht »Rationalität« für sich beanspruchen können, was sind dann die Ursachen für die Ablösung des griechischen Mythos durch die moderne wissenschaftliche Kultur bzw. wie kann das untergründige Fortwirken von Mythen erklärt werden? Hübner faßt zusammen: »Alle diese vorangegangenen Überlegungen weisen darauf hin, daß Ereignisse wie die Verdrängung des Mythos durch die Wissenschaft in ihren letzten Voraussetzungen wissenschaftlich grundsätzlich nicht zu erklären sind.« (371) Statt dessen schlägt er vor, den Vorgang der Verdrängung selbst mythisch zu deuten: »Ihre [Hölderlins und Wagners; Anm.d.Verf.] Mythen kann man freilich nicht verbindlich machen, man kann sie auch durch theoretische Argumente weder bekräftigen noch widerlegen. *Ihre Verbindlichkeit wie ihre Unverbindlichkeit erfahren wir vielmehr gleicherweise als ein geschichtliches Schicksal, als das Wirken einer mythischen Macht, und dasselbe gilt für die wissenschaftliche Ontologie, die ihnen entgegensteht.*« (408)

Die berechtigte Relativierung und Historisierung des von den Wissenschaften erhobenen Geltungsanspruches schlägt hier m.E. um in einen problematischen Relativismus und Historizismus. Der Grund für dieses Umschlagen ist wohl darin zu suchen, daß sich die Gegenstandsbereiche von Mythos und Wissenschaft doch nicht in der Form decken, wie es Hübner in seinen Vergleichen unterstellt. Gewiß enthält der griechische Mythos auch eine Ontologie der Natur, aber im wesentlichen war er doch eine »Theorie« über die griechischen Stadtstaaten. Um also den Vergleich aufrecht erhalten zu können, müßte zumindest auch das Verhältnis von Naturwissenschaft und Gesellschaft in Betracht gezogen werden. Hübner klammert diese Fragestellung aber von vornherein aus, indem er Wissenschaft nur in ihrem Abbildungsverhältnis zur Natur untersucht.

Michael Weingarten (Bodenheim)

Holenstein, Elmar: Menschliches Selbstverständnis. Ichbewußtsein, Intersubjektive Verantwortung, Interkulturelle Verständigung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985 (219 S., br., 14,- DM)

Der Band enthält eine Reihe von überarbeiteten Aufsätzen aus den Jahren 1975 bis 1984, die vom Thema des vermeintlich ichbeherrschten Bewußtseins zu demjenigen der interkulturellen Verhältnisse führen. Diese Sammlung ist von Interesse, weil Holenstein darin einen erneuerten phänomenologischen Ansatz vorstellt. Dieser Standpunkt läßt sich kurz mit dem Untertitel der Einleitung charakterisieren: »Von der reinen Logik zur Menschlichkeit.« (9) Damit ist gemeint, daß die phänomenologische Perspektive nicht (mehr) versucht, die Probleme global zu lösen, sondern ihre Fragestellungen »dezentriert«. Holenstein spricht der Phänomenologie den Rang einer »Alternative« (13) in den unterschiedlichsten, fachspezifisch verengten wissenschaftlichen Bereichen zu.

Holenstein beginnt damit, daß er die tradierte phänomenologische Auffassung, nämlich daß der »eigene Leib des Wahrnehmenden als Nullpunkt der Orientierung« (14) anzunehmen sei, widerlegt. Als wesentlichstes Gegenargument nennt er, daß wir »unseren Standort« von der Welt »zugewiesen« bekämen, daß wir also »objektgeleitet« seien, noch bevor wir in der Lage seien, »uns und unsere psychischen Fähigkeiten in den Griff zu bekommen« (27). Die »Mächtigkeit« (28), also das jeweilige »Gewicht« (48), das in Orientierungsphasen Phänomenen zugemessen werde, sei hingegen entscheidend. Gleichzeitig enthalte sich die Phänomenologie aber einer Stellungnahme gegenüber der »möglichen bewußtseinsunabhängigen Existenz von Dingen« (57). Trotzdem oder deshalb, nämlich weil im Prinzip das Subjekt im Raum und für die Wahrnehmung nicht anders erscheint als jedes andere Objekt, führt von der genannten Problematisierung aus der Weg zur »intersubjektiven Verantwortung« und nicht etwa zur »Selbstverantwortung« (84).

Im umfangreichsten Aufsatz »Interkulturelle Beziehungen — multikulturelle Verhältnisse«, beschäftigt sich Holenstein vordergründig mit »Japan-Berichten in der westdeutschen Presse« (104). Er geht zunächst auf die Ursprünge des »intellektuellen Ethnozentrismus« (109) ein, in dem die fatale Maxime der Reduzierung und Angleichung des Fremden an Vertrautes enthalten sei. »Fremde Kulturen sind interessant, weil sie sich als geschichtliche Vorstufen der eigenen Kultur interpretieren lassen«, schreibt Holenstein. Dieser von ihm kritisierte opportunistisch exotische Ansatz und Vorgang käme erst ins Wanken, wenn die fremde Kultur Tendenzen habe, Phasen der eigenen vorwegzunehmen und damit fortschrittlicher erscheine (121f.). Dann formuliert Holenstein »zur Probe« zehn Thesen (124ff.): 1) Es gebe mehr kulturelle Invarianten, als gewöhnlich zugestanden werde. 2) Diese Universalien seien selbst materiell und ideell universal zu verstehen. 3) Dominante Strukturen in der einen Kultur ließen sich auch in allen anderen finden, wengleich oft hierarchisch verschoben. 4) Der Unterschied zwischen verschiedenen Kulturen liege also in der unterschiedlichen Wertung von Eigenschaften u.a. 5) In jeder Kultur gebe es Subkulturen. 6) Interkulturelle Variationen seien intrakulturellen vergleichbar. 7) Kulturen beeinflussen sich, Holenstein spricht von der Gegenwart als einer »Möglichkeit einer universalen Diffusion«. 8) Kultureller Isolationismus lasse sich demnach nicht durchhalten. 9) Zudem bestehe die Möglichkeit einer universalen Sprache (allerdings neben der Erstsprache). 10) Alle Hochkulturen seien Mischkulturen. Die Belege, die Holenstein zu den genannten Thesen zusammenstellt und kommentiert, sind beeindruckend — er entblößt einige Klischees und bietet damit auch ein konkretes Beispiel der veränderten phänomenologischen Analyse. Manchmal wirken die Thesen allerdings banal (z.B. Nr. 5/10), andererseits läßt sich ein im Vergleich zur phänomenologischen Grundlage merkwürdiger Generalismus feststellen (z.B. Nr. 2/9). Bei letzterem fehlt meiner Ansicht nach eine gesellschaftstheoretische Herangehensweise.

Christian Mürner (Hamburg)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Die ersten feministischen literaturwissenschaftlichen und linguistischen Arbeiten setzten sich mit dem Frauenbild in Sprache und Literatur auseinander und für eine Reform des literarischen Kanons bzw. von sprachlichen Formen und Gesprächsverhalten ein (empiristische bzw. reformistische Strömung). Mit der Erkenntnis, daß dies nicht ausreicht, wandten sich viele Feministinnen der Rezeptionstheorie, der ideologiekritischen Semiotik und der Psychoanalyse zu — letztere rezipiert über französische Theorien von Barthes, Derrida, Pêcheux, Cixous, Irigaray und Kristeva. Für einen Überblick stellt unser Rezensionsschwerpunkt verschiedene Ansätze im Bereich psychoanalytischer Literatur- und Spracharbeit vor, die unterschiedlich kritisch sind und nicht alle einen explizit feministischen Standpunkt vertreten. Frauenredaktion

Stephan, Inge, und Carl Pietzger (Hrsg.): Frauensprache — Frauenliteratur? Für und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke. Akten des VII. internationalen Germanisten Kongresses, Göttingen 1985. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1986 (252 S., br., 26,80 DM)

Die Herausgeber begründen die gemeinsame Edition der Referate aus verschiedenen Foren des Germanisten-Kongresses mit thematischer Zusammengehörigkeit. Das trifft hier in der Weise zu: Fast alle Beiträge zum Thema »Frauensprache — Frauenliteratur?« setzen Aspekte der psychoanalytischen Theorie als verwendbar für die Analyse literarischer Werke voraus. Anderes ist nicht zu erwarten, die aktuelle Thematisierung von Frauensprache und Frauenliteratur lebt von dieser Voraussetzung.

Elemente der Kritik an dem in der bürgerlichen Ideologie postulierten identischen Ich von Freud bis Lacan und der weitergehenden der französischen Lacan-Kritikerinnen sind auch in den Beiträgen zu diesem Forum Bedingung für deren Sicht der Mystikerinnen (Eva Meyer, 11-17; anders im Beitrag von Gertrud Jaron Lewis, 3-10), für die Kritik an der Konstituierung des Weiblichen im 18. Jahrhundert (Helga Meise, 18-23) im Zusammenwirken von »männlicher« Normierung und »weiblich«-schweigender Zuträgerfähigkeit. Diese Kritik wühlt auch in der Vorstellung einer »anderen Realität der Frauen« (Magdalena Heuser, 42; auch Livia Z. Wittmann, 73-77), die sich bei Bettina von Arnim (Elke Frederiksen u. Monika Shafi, 54-61), bei Christa Wolf (Anna K. Kuhn, 87-91) und bei Irmtraud Morgner (Synnöve Clason, 104-107) als Utopie darstellen läßt.

Diese Utopie »der Toleranz und Vorurteilslosigkeit ... und eine ökonomische Lebensorganisation, die sich gegen Privateigentum und Erwerbsehrgreiz wendet« (60), liegt freilich den spezifisch leidvollen Erfahrungen der Frauen und dem, was für sie wünschbar ist, näher als den Männern. Aber sie hat hier ihren Ort im literarischen Text, und dieser ist — das entspräche auch dem Stand psychoanalytischer Literaturtheorie — nicht bruchlos identisch mit der Geschlechtsidentität des Autors. Das übersehen einige Autorinnen. Die Totalisierung der Geschlechtsidentität wirkt wie ein Ersatz für die mißlungene Totalisierung des identischen Ich und — vorzeitig — als Sieg über diese. Sie hält nicht der Realitätsprüfung, der Prüfung in den realen Machtverhältnissen, stand. Die zufällige Gegenüberstellung etwa von Morgner und Grass (104-107) oder von Wolf und Frisch (87-91) zeigt nicht, was sie evozieren will: die Ausweglosigkeit bei den Männern und die gesicherte Perspektive der Frauen. Daß die »Interpretation des Schweigens von Frauen als Ausdruck von Macht« (134) in der Diskussion möglich war, zeigt nur, wie sehr sich eine voreilige Apologie des »Weiblichen« zur Übernahme männlicher Sehweisen versteigen kann. Kritik daran übt vor allem Sigrid Weigel in ihrem Referat »Das Weibliche als Metapher des Metonymischen« (108-118). Aber auch die meisten anderen Autorinnen äußern sich in ihren Beiträgen differenzierter (Roswitha Burwick, 62-67; Margret Brüggemann, 92-96; Gerlinde Geiger, 97-103; Inge Stephan, 119-126). Allerdings thematisieren auch sie nicht die Frage, die im Titel des Forums liegt.

Habe ich an einzelnen Beiträgen zu diesem Forum voreilige Harmonisierungen kritisiert, die allerdings die Ebene von Kommunikation und Intersubjektivität erreichen, so scheint bei einigen Autoren des Forums »Für und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke« die Psychoanalyse geradezu ein neues Vokabular zu liefern, die Literatur (klassische und moderne) vor allem als Harmonisierungsmittel für die private Triebökonomie des Lesers zu verstehen. Am Beispiel des »Don Karlos« wird etwa dargestellt, daß die Form des Dramas die Ödipussituation auch des Lesers entlastet (Helmut Schmiedt, 154-157), es wird behauptet, Literatur werde liebenswert, weil sie das Verdrängte ins Spiel bringe, ohne die Verdrängung selbst anzutasten (Peter Henninger, 183-188), und auch eine avanciertere Interpretation sieht den dargestellten Strukturzerfall in der Struktur der dichterischen Form aufgehoben (Joachim Pfeiffer, 196-202). Darüber hinaus geht einzig Joachim von der Thüsen (166-176).

Den vorher genannten privaten Harmoniebestrebungen gegenüber steht der Aufbau und die gewünschte Aufhebung von Kontroversen im Bereich etablierter Wissenschaft. So sollen einander die Rezeptionstheorie (als Theorie sekundärprozeßhafter Aspekte literarischer Wirkung) und die Psychoanalyse (primärprozeßhafte Aspekte) ergänzen (Walter Schönau, 158-165); Freud wäre durch Wittgenstein zu ergänzen (Hendrik Birus, 137-146); Lacan durch Deleuze/Guattari zu ersetzen (Elizabeth Wright, 213-219); psychoanalytische und historische Kategorien sollen einander ergänzen (Renate Böschstein, 220-230). Die Autoren bleiben in ihren Forderungen auf einem Abstraktionsniveau, das die Vermutung zuläßt, ihnen sei die Diskussion, die diese Kontroversen bereits auszutragen versucht hat, unbekannt geblieben. Eine Ausnahme macht hier Helga Gallas (203-212).

Marlies Tropp (West-Berlin)

Cameron, Deborah: *Feminism and Linguistic Theory*. Macmillan, London, Basingstoke 1985 (195 S., br., 7.95 £)

Deborah Cameron setzt sich mit Ansätzen auseinander, welche die Unterdrückung von Frauen in einen Bezug setzen zu sprachlichen Strukturen und zu den sozialen Funktionen von Sprache. Sie liefert einen kurzen Überblick über moderne sprachwissenschaftliche Richtungen und zeigt, an welchen Stücken aus dem sprachwissenschaftlichen Kuchen Feministinnen besonderes Interesse gefunden haben: an der Soziolinguistik (vorwiegend amerikanischer Prägung) und an der Semiotik (vorwiegend französischer Prägung). Und so reicht also das Feld der Auseinandersetzung von Saussure über Lacan bis zu Kristeva und Irigaray auf der einen Seite und von Whorf über Labov bis zu Lakoff und Kramaræ auf der anderen Seite.

Cameron äußert bereits auf Seite 2, daß sie in der bisherigen feministischen Literatur ihren eigenen Standpunkt nicht wiedergefunden hat. Sie verspricht, sowohl mit der herkömmlichen Sprachwissenschaft als auch mit einer feministischen Orthodoxie ins Gericht zu gehen. Ihre Kritik an Saussure, Lacan, Jespersen und modernen Soziolinguisten ist zwar nicht neu, aber keineswegs überflüssig. Der Soziolinguistik Labovscher Provenienz, die Sprachdaten mit anderen Variablen wie Schicht, Alter, Geschlecht usw. korreliert, wirft sie vor, daß sie sich mit einem eher Stereotypen über weibliche Sprachverhaltensweisen wiedergibt (»Hyperkorrektur«) als Einsichten zu verschaffen und daß sie zum anderen der sexistischen »Mann = Norm und Frau = Deviation«-Haltung nur förderlich war. Der Vorwurf wird später auf den gesamten Markiertheitsansatz ausgedehnt, dem das Reden der weißen Mittelstandsmänner immer als unmarkiert galt. Während die Labovsche Gruppe zur Erfassung des Sprachregisters schwarzer männlicher Jugendlicher z.B. einen schwarzen männlichen Forscher in deren Cliquen Gesprächsaufnahmen machen ließ, um möglichst unverfälschtes Material zu erhalten, verwandte man eine ähnliche Sensibilität auf die Erforschung schwarzer weiblicher Jugendlicher nicht. Es ist also nur zu plausibel, wenn Cameron davon ausgeht, daß für die Frauen mit dem männli-

chen Forscher Situationen definiert wurden, in denen die Frauen dann grammatisch »korrekter« sprachen.

Cameron warnt nachdrücklich vor dem schlichten Weiterstricken vorhandener Stereotypen (z.B. »Frauen drücken mehr Unsicherheit aus«) über weibliches Sprechen. Diesen Vorwurf muß sich auf feministischer Seite vor allem Robin Lakoff gefallen lassen.

Innerhalb der Soziolinguistik wurden verschiedene Untersuchungen angestellt, die je nach Kultur für Männer und Frauen unterschiedliche sprachliche Verhaltensweisen belegten. Interessant ist, daß das weibliche Register immer die prestigeärmere Varietät darstellt. Im Zentrum feministischer Interessen sollte darum die gesellschaftliche Bewertung einer Sprachverhaltensweise stehen. Die Bewertung, so Camerons These, hängt nicht primär ab von linguistischen Eigenschaften, sondern von der gesellschaftlichen Macht der Sprecher/innen. Ein Stil hat nicht deshalb weniger Prestige, weil er z.B. indirekter ist als ein anderer, sondern deshalb, weil er von einer machtlosen Gruppe gesprochen wird (z.B. von Frauen).

Schon in der Auseinandersetzung mit der soziolinguistischen Frauen- und Männerforschung macht Cameron einen Sprachbegriff deutlich, der sozioökonomische und politische Verknüpftheiten integriert. Nicht die Sprache als abgelöstes System unterdrückt Frauen, sondern Sprecher, die die Macht besitzen, in ihrem Diskurs, Frauen zu marginalisieren oder auszuschließen. Diese Betonung der »Gemachtheit« der Sprache bringt natürlich andere Handlungspotenzen für Frauen mit sich als ein Ansatz, der im wesentlichen die Fixiertheit auf das Männliche beklagt. In sprachtheoretischer Hinsicht wirft Cameron sowohl der »amerikanisch-pragmatischen« Richtung (Miller, Swift, Kramarae, Borker ...) als auch der »französisch-antiempiristischen« (Kristeva, Irigaray ...) vor, den Zusammenhang von Sprache und außersprachlicher Realität zu schematisch zu sehen. Wo Letztgenannte sich total gefangen sehen im phallischen Diskurs, glauben Erstgenannte zu optimistisch an die Möglichkeiten einer neutralen Sprache, die über die Veröffentlichung zahlreicher »guidelines« herstellbar zu sein scheint. In beiden Ansätzen ist Sprache als nicht hintergehbare gekennzeichnet. Beide Ansätze werden den multilektischen Verflochtenheiten zwischen Sprache und nichtsprachlicher Erfahrung nicht gerecht. Beide Ansätze verlieren gesellschaftliche Machtstrukturen zu weit aus den Augen.

Gerade die plausible Kritik an den derzeitigen herkömmlichen und feministischen Sprachbegriffen macht Camerons Buch sehr wichtig und empfehlenswert. Das Buch hinterläßt allerdings auch Gefühle von Unzufriedenheit. So kritisiert Cameron z.B. die amerikanischen Soziolinguistinnen dafür, daß sie in ihren Untersuchungen sich zeigende Unterschiede im Sprachverhalten von Frauen und Männern auf den Unterschied »cooperation versus confrontation« reduzieren. Diese Kritik wird unzureichend begründet. Außerdem simplifiziert sie die kritisierten Positionen zu stark. Cheri Kramarae z.B. hat ihren »subcultural view« immer in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Machtstrukturen gebracht. Trotz dieser Mängel ist das Buch ein Gewinn, sowohl für das Selbststudium als auch für linguistische und kulturwissenschaftliche Veranstaltungen. Es ist verständlich und lebendig geschrieben. Es setzt weder ein Linguistikstudium noch ausge dehnte Privatstudien in feministischer Theoriebildung voraus.

Helga Kotthoff (Konstanz)

Moi, Toril: Sexual/Textual Politics: Feminist Literary Theory. Methuen, London, New York 1985 (193 S., br., 20,- DM)

»Its main concern is to discuss the methods, principles and politics at work within feminist critical practice«, beschreibt Toril Moi die Aufgabe, die sie sich stellt. Ein erster Blick auf die Gliederung — nach der Einleitung zwei Teile: »Anglo-American Feminist Criticism« and »French Feminist Theory« — läßt nicht viel mehr erwarten als ein Nach-

einander-Abhandeln nebeneinander existierender Schulen. Der Eindruck trägt: Moi gelingt es, sie in einen Dialog miteinander zu verwickeln.

Als Orientierung dient ihre Einleitung »Who's afraid of Virginia Woolf? Feminist readings of Woolf«. Darin setzt sie sich mit der Beurteilung auseinander, die Woolf in der feministischen Literaturkritik erfahren hat, und zwar am Beispiel von Elaine Showalter. Deren Ungeduld wendet sich gegen Woolfs Mangel an Zorn, Schärfe und Eindeutigkeit. Showalters Ideal sind — und hierin ist sie repräsentativ für anglo-amerikanisches feministisches Denken (die geographische Bezeichnung will Moi nicht als pauschale Zuordnung mißverstanden wissen) — starke, aufbegehrende Frauen und ebensolche Texte; Frauen und Texte, die wissen und sagen, was sie meinen. Woolf mit ihrer Ironie, ihrer Perspektivenvielfalt, ihrer Verweigerung eines klar und präzise dingfest zu machenden Standpunkts ist ihr unheimlich, eine Verräterin am authentisch feministischen Anliegen.

Dem setzt Moi eine andere Vorstellung von Authentizität entgegen. Mit Kristeva geht sie davon aus, »that a theory that demands the deconstruction of sexual identity is indeed authentically feminist« (14). Moi bezieht ihre Position aus einer Aneignung unterschiedlicher theoretischer Konzepte: aus der Trennung von Zeichen und Referent bei Saussure und dessen Theorie der Differenz als Grund von Bedeutung; aus Derridas radikaler Weiterführung und Ausweitung von Saussures Zeichentheorie auf das abendländische Denken und seiner konsequenten Ablehnung transzendentaler »signifiers« wie Phallus und Logos; aus Lacans Freudrezeption und seiner These, daß das sprechende Subjekt sich aus der Unterdrückung des primären Begehrens (Einheit mit dem mütterlichen Körper als der Welt) konstituiere und von daher uneins mit sich sei und daß dessen Sprache sich wie das Unbewußte verhalte: begehend, auf der Suche, aber einer finalen Bedeutung jenseits von Differenz auf immer beraubt.

Moi verwirft konsequent die Vorstellung von »sexual identity« als phallogozentrisches Konstrukt. Das Geschlechterverhältnis ist für sie relational und prozessual, nicht essentiell. Daraus ergeben sich die zentralen Fragen, die sie an feministische Kritik und Theorie stellt: In welchem Verhältnis zum Essentialismus befinden sie sich? Wo werden nur ganzheitliche, rationale, motiviert handelnde Menschen zugelassen? Wo wird im Gegenteil an der Erschütterung eines geschlossenen und mit sich selbst identischen Menschenbildes gearbeitet? Wo wird der Autorität von Autor/inn/en das Wort geredet, wo diese untergraben und das Zelebrieren sogenannter repräsentativer Erfahrung aufgegeben?

Ihren theoretischen Prämissen entsprechend sieht Moi die anglo-amerikanische feministische Forschung in einer Sackgasse. So wird beispielsweise in einer ihrer produktivsten Strömungen der 70er Jahre, dem »'Images of women' criticism«, ein »falsches« Frauenbild nach dem anderen entlarvt, und damit die Möglichkeit eines »richtigen« eingeräumt. Die Forderung nach wirklichkeitstreuere Wiedergabe von Lebenserfahrung; die Überzeugung, daß Erfahrung ohne Umschweife zugänglich und vermittelbar sei; das Bestreben, positive, d.h. selbstbewußte, unabhängige Frauen als Identifizierungsvorlage aufzuspüren; all dies bewegt sich nicht nur in bedenklicher Nähe von Zensur und Vorschrift, sondern ist zudem »excessively naive about the relationship between literature and reality and between author and text« (48f.). Auch in der Suche nach einer spezifisch weiblichen literarischen Tradition und in den relativ spärlichen theoretischen Äußerungen deckt Moi Ungereimtheiten auf, so etwa Myra Jehlens Unterscheidung zwischen »critical appreciation« und »political reading«. Mit solchen aus den »ph/fallacies« des New Criticism vertrauten Dichotomien fällt die neuere anglo-amerikanische Diskussion hinter den Stand einer ihrer Klassikerinnen, Mary Ellmann, zurück. »The central paradox of Anglo-American feminist criticism is thus that despite its often strong, explicit political engagement, it is *in the end* not quite political enough; not in the sense that it fails to go far enough along the political spectrum, but in the sense that its radical analysis of sexual politics still remains entangled with depoliticizing theoretical paradigms.« (87f.)

Die französische feministische Diskussion ist in *Sexual/Textual Politics* durch Cixous, Irigaray und Kristeva vertreten, alle drei Lacans Verständnis von Freud verpflichtet. Widersprüchlich bei den ersten beiden ist, daß sie ihre anti-essentialistische, dekonstruktive Position verlassen, wenn es um weibliches Schreiben geht. Der Mutterleib, zu dem Frauen unverstellten Bezug hätten, erscheint als dessen metaphysischer Ursprung. Diese Rückkehr zur ganzheitlichen Weiblichkeit als Quelle künstlerischen Schaffens beeinträchtigt den vielversprechenden Ansatz, Text und Sexualität in Verbindung zu setzen und damit einen vernachlässigten Bereich zu eröffnen: den der Artikulation von Begehren in Texten von Frauen und Männern.

Daß Moi sich von der Arbeit Julia Kristevas am meisten verspricht, ist unverkennbar. Kristevas Semiotik betont das Marginale, Heterogene als das, was die zentralen Machtstrukturen aus dem trügerischen und repressiven Gleichgewicht bringen könne. Marginalität repräsentieren nach Kristeva nicht nur Frauen in der symbolischen Ordnung, sondern auch andere Randgruppen. Ihre Grenzposition impliziert eine doppelte Zugehörigkeit: die zur zentralen symbolischen Ordnung, als deren Hüterinnen sie erscheinen, und die zum äußeren »imaginary chaos« (167), dessen subversive Bedrohlichkeit sie verkörpern. Moï Sympathie für Kristevas Ansatz macht sie nicht blind gegenüber den Fragen, für die er keine Lösung bietet. Kristeva sieht das Subjekt als eigentlichen Austragungsort von Revolutionen an. Sie ist unfähig, den Zusammenhang zwischen Subjekt und Gesellschaft weiter zu analysieren. »She seems essentially to argue that the disruption of the subject, the *sujet en procès* displayed in [avantgarde] texts, prefigures or parallels revolutionary disruptions of society. But her only argument in support of this contention is the rather lame one of comparison or homology.« (171)

Sexual/Textual Politics beschreibt nicht nur die wichtigsten gegenwärtigen Diskussionen, sondern zeigt auch zentrale Widersprüche auf, mit denen sich auseinanderzusetzen dringend ansteht. Die Warnung vor der essentialistischen Falle kann nicht oft genug ausgesprochen werden. Im Verein etwa mit Catherine Belseys *Critical Practice*, Jonathan Cullers *On Deconstruction* und Terry Eagletons *Literary Theory* eröffnet dieses ausgezeichnete geschriebene Buch einen differenzierten Zugang zum Poststrukturalismus und seiner Funktion nicht nur für die literaturwissenschaftliche unter den feministischen Disziplinen.

Helene Decke-Cornill (West-Berlin)

Wright, Elizabeth: Psychoanalytic Criticism. Methuen, London 1984 (195 S., br., 7.95 £)

In den letzten Jahren hat es eine ganze Reihe von Publikationen gegeben, die den Versuch unternehmen, psychoanalytische Textinterpretationen vorzustellen, ohne daß dabei der Vielzahl der Ansätze systematisch Rechnung getragen würde. Statt der notwendigen kritischen Auseinandersetzung wird so der Anschein eines friedlichen Methodenpluralismus erweckt, der im Rekurs auf die Polysemantizität der literarischen Texte allemal begründet werden kann.

Eben für jene Polysemantizität aber hatte Freud einen Begriff entwickelt, der der Psychoanalyse eine genuine Perspektive auf den literarischen Text erlaubt: die Überdeterminierung, die sich der Kompromißbildung von unbewußtem Wunsch und sozialem Code verdankt. Die von Freud am Beispiel des Traums analysierten Verdichtungen und Verschiebungen sind semantische Operationen, die das Subjekt, das träumt/spricht/schreibt, in seinem Selbstverständnis subvertieren. Das Skandalon der Psychoanalyse bleibt, daß sie diese Operationen nicht nur in Träumen oder in der Rede des Neurotikers, sondern auch in Alltagssprachlicher Kommunikation, auch in literarischen Texten zu beschreiben vermag.

Die implizite Respektlosigkeit gegenüber dem sprachlichen Kunstwerk findet ihr Anderes in Freuds Anrufung der Dichter als seine »wertvollen Bundesgenossen«, denen er ein unbewußtes Wissen von jener »Seelenkunde« zuschrieb, das der Begründer der

Psychoanalyse zu systematisieren versuchte. *Elizabeth Wright* zeichnet in ihrem Buch die *theoretischen* Prämissen nach, die Freud zu einer Geste gegenüber literarischen Texten bewegt hat, die man als »Wiederfinden des bereits Bekannten« bezeichnen könnte. Ausgehend von der anfänglich engen Verknüpfung von Literatur und psychoanalytischer Theoriebildung gibt sie eine Übersicht über das Spektrum gegenwärtiger psychoanalytischer Literaturtheorie, und es gelingt ihr, den Wandel des Interesses von einer Produktionstheorie hin zu einer Wirkungstheorie nicht bloß als historisches Faktum zu konstatieren, sondern im Hinblick auf Verschiebungen innerhalb der psychoanalytischen Theoriebildung selbst zu explizieren.

Während Freud in seinen Schriften zur Literatur Fragen der Ästhetik strikt ausklammert und sein Augenmerk entweder auf die funktionale Beschreibung bestimmter Textelemente richtet (z.B. in »Der Wahn und die Träume in W. Jensens *Gradiva*«) oder eine Interpretation aufgrund der Psychobiographie des Autors versucht (z.B. »Dostojewski und die Vätertötung«), kommt es nicht zuletzt aufgrund der Auseinandersetzung mit dem New Criticism zu einer Evaluation der ästhetischen Form, die nun aus der Perspektive amerikanischer Ichpsychologie vorwiegend als synthetisierende Ich-Leistung gewertet wird. Der Aspekt der Wunscherfüllung, der wie jeder Phantasie auch der »institutionalisierten Phantasie«, dem literarischen Text, innewohnt, wird zugunsten ihrer Kontrolle durch die Zensur des Bewußtseins abgeblendet. Der analytische Interpret dekodiert den latenten Sinn des literarischen Textes als die textgenerierende unbewußte Phantasie. Aber manchmal ist eine Zigarre bloß eine Zigarre, sagt Freud und benennt damit die Crux psychoanalytischer Hermeneutik; denn alte Dichotomien von Form und Inhalt werden auf diese Weise tradiert, ohne daß Freuds Analyse der *Traumarbeit*, die diese Dichotomien sprengt, hinreichend berücksichtigt würde. Die Wendung hin zu einer psychoanalytischen Wirkungstheorie bringt das Dilemma ichpsychologischer Ansätze deutlich zur Geltung. Sei es, daß die Lust am Text als ungefährliches Genießen der latenten, verbotenen Inhalte der Textphantasie gedeutet wird (eine Auffassung, die beim Leser ein passiv-narzißtisches Rezeptionsverhalten voraussetzt), sei es, daß die Bedeutungskonstitution des Textes als abhängig von den unbewußten »identity themes« des Lesers beschrieben wird (N. Holland), in keinem Falle wird dem Text eine subversive Kraft zugestanden, die das Ich des rezipierenden Subjekts ins Schwanken bringen könnte. Das paradigmatische Rezeptionsverhalten ichpsychologischer Literaturtheorie heißt: Kontemplation.

Demgegenüber stellt Wright mit der strukturalen Psychoanalyse die Frage nach dem Verhältnis von Psychoanalyse und literarischem Text noch einmal neu: Wer analysiert hier wen? Wright beschreibt die Lektüre von Texten als doppelte Dialektik zweier Körper, die in die Sprache eingeschrieben sind. Texte demonstrieren durch ihren unabschließbaren Verweis auf andere Texte und durch die unendliche Auf-/Ver-/Schiebung von Sinn die Depotenzierung von sprechenden/schreibenden Subjekten, die auch die Psychoanalyse für ihre Produktionen hat zur Raison bringen wollen. Daß Schreiben in Lesen überführbar ist, daß die Entzifferung des Unbewußten als Aufgabe des Psychoanalytikers derjenigen des Schriftgelehrten vergleichbar sei, zeigt Wright in einer eingehenden Darstellung der Lacanschen Psychoanalyse. Diese bestimmt das Unbewußte als Effekt der sprachlichen Kodierung des Begehrens. Lacans Beharren auf Metapher und Metonymie als denjenigen der semantischen Operationen, aus denen jede sprachliche Äußerung sich zusammenfügt, die ihrerseits wieder an einem Ort plaziert ist, der so viele Substitutionen wie Kontexte kennt, liest Wright als neues Modell der *Psyche als Text*. Diese neue Berührung des psychoanalytischen und des literarischen Diskurses hat der psychoanalytischen Literaturtheorie neue Impulse gegeben, über deren Entwicklung in den USA Wright hier umfassend informiert.

Ulla Haselstein (Konstanz)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Nagel, Ivan: Autonomie und Gnade. Über Mozarts Opern. Carl Hanser Verlag, München 1985 (152 S., br., 26,- DM)

Nagels Hauptgedanke: Die drei Operngattungen Mozarts, *seria*, *buffa*, *Singspiel*, sind Ausdruck bestimmter — historischer oder als möglich gedachter — gesellschaftlicher Verhältnisse. Die *opera seria* ist die Gattung des Absolutismus, in der *opera buffa* finden die mit der Französischen Revolution verknüpften Utopien ihren Platz, das *deutsche Singspiel* hat seine Entsprechung in der bürgerlichen Gesellschaft. Nagel interessiert sich dafür (als Kriterium für einen Opernkanon), wie die einzelnen Werke die »Geschichte des Subjekts weiter schreiben«, indem sie »durch Töne alles Fühlen, Sagen, Handeln in neuen Bezug zueinander gerückt ... haben« (11). Dies aufzuspüren, versucht er mit Hilfe des Begriffspaares »Autonomie und Gnade«: Autonomie des Fürsten, Macht über Menschen zu haben und daher Gnade walten lassen zu können, und das Streben des Untertanen aus diesem Abhängigkeitsverhältnis heraus nach Autonomie.

Die *seria*, älteste Operngattung, beruht auf der Grundstruktur vom zürnenden Souverän und dem um Gnade flehenden Untertan. 1781, im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, verlegt Mozart in seinem *Idomeneo* dieses Zürnen in die Natur. So wird der Fürst, der jetzt wie die Untertanen der Naturgewalten ausgeliefert ist, diesen ähnlicher; diesem Vorgang entsprechend gewinnen die Untertanen an Selbstsicherheit: »Tiranni i Dèi non son« (Tyrannen sind die Götter nicht; Zitat aus *Idomeneo*). — Eine Konsequenz aus dem Untergang des Absolutismus und ein Gegenentwurf zu diesem ist die *buffa*. Sie handelt trotz des Klassengegensatzes z.B. im *Figaro* von »wesenhaft Gleichen« (14). Dies wird spätestens im Finale des letzten Aktes deutlich, in dem der Graf, der sich Ungleichheit angemäßt hat, in das glückliche Ensemble durch Verzeihung aufgenommen wird. Die Einzigartigkeit des *Figaro*-Schlusses gründet sich auf die Abwesenheit von Utopie: Es sind die Menschen selbst, die sich das irdische Glück bereiten, nicht erlösende Gnadenwillkür von oben (daher auch Verzeihung statt Gnade). 1787, eineinhalb Jahre nach dem *Figaro*, glaubt Mozart nicht mehr an die Möglichkeit schrankenloser Freiheit und Selbstbestimmung. Im *Don Giovanni* steht die *buffa*-Gemeinschaft hilflos vor der maßlosen Hybris und dem bedingungslosen Hedonismus der Titelfigur; da Don Giovanni sich nicht von ihr verzeihen lassen will, da er nicht bereut, ist der Verzeihungsschluß der *buffa* nicht möglich, es muß die göttliche *seria*-Gewalt wieder auf den Plan treten, doch nicht als Gnade, sondern deren Umkehrung: Rache. — Nachdem so durch die *opera seria* die *buffa* (deren Prinzip Don Giovanni verkörpert) vernichtet wurde, sieht Nagel als einzige Möglichkeit das deutsche Singspiel. Hier gibt es wieder Autonomie und Gnade, d.h. ein erneutes oben/unten-Verhältnis, in dem der entlarvte reuige Verschwörer angesichts der Todesgefahr jedoch nicht mehr um Gnade fleht, sondern in dieser Krise seine Autonomie findet, gerade indem er den drohenden Tod auf sich nimmt. So zwingen »Selbstfindung und Todesangebot« den Souverän zur Gnade, »wenden die Krise« (93). Während die Autonomie des Untertanen im 1. Akt der *Zauberflöte* (1791) mit Gnade beantwortet wird, also letztlich nicht einklagbar ist, endet der 2. Akt als »bürgerliche(s) Modell der Gerechtigkeit«: »Gleicher Lohn für gleiche Leistung« (107f.) — Gnade wird zum Lohn der Bewährung. Diese Autonomie erringt in der *Zauberflöte* (wie auch in der *Entführung*) bezeichnenderweise nicht Tamino, der Mann, sondern die Frau Pamina, die Nagel neben Beethovens Leonore (aus *Fidelio*) und Goethes Iphigenie »in die Mitte der deutschen Klassik« stellt (94).

Nagels Autonomie-Konstruktion ist problematisch, hält er doch im Fall von Iphigenie und Pamina das die Rettung herbeiführende Angebot des Selbstopfers schon für Autonomie oder doch für deren Geburt — ein nicht sehr brauchbarer Subjektivitätsbegriff. Anders steht es um Beethovens Leonore, die für ein selbstgestecktes Ziel bis zum Äußer-

sten kämpft, statt ihren Tod anzubieten. Hier von »Autonomie« zu sprechen, hat weit festeren Grund. Dieselbe Problematik findet der Theatermann Nagel in einem 20seitigen angehängten Essay über Kleists *Prinz Friedrich von Homburg* (1810), den er als Versuch liest, Individuum und Gesellschaft miteinander zu versöhnen.

Aus seiner These, das 2. Finale des *Don Giovanni* sei nicht nur der Untergang der Titeffigur, sondern auch der *buffa* selbst, ergibt sich die weitgehende Nichtbeachtung, die Nagel *Così fan tutte*, Mozarts letzter *buffa*, schenkt, denn sie hätte ja nach dieser Logik nicht mehr komponiert werden können. Dabei ist es gar nicht so schwierig, *Così* in sein Konzept einzugliedern. Man muß nur mit *Don Giovanni* nicht die *buffa* schlechthin, sondern nur die des unverdient großen Glücks und der schrankenlosen Freiheit wie im *Figaro* untergehen lassen. Auch *Così* spricht von Freiheit, Liebe, Glück, nur gebrochener und doppelbödig. — Daß Mozarts letzte Oper — eine *seria* (*La clemenza di Tito*) — nicht die Geschichte des Subjekts weiterschreiben kann, ist für Nagel keine Frage. Seine Begründung lautet seinen postulierten Methoden widersprechend: Musik auf ein nicht zeitgemäßes Libretto kann nicht gut sein, nicht einen »Augenblick im Aufbruch des Subjekts« beleuchten (12) — was er jedoch versäumt.

Nagel verstellt das Verständnis seiner Gedanken durch z.T. unnötig hohe Bildungshürden. Daß er die abendländische Literatur von Euripides über Macchiavelli und Molière bis zu Goethe anführt, erhellt wichtige Zusammenhänge (wie zwischen den Euripidesschen Iphigenien, Goethes Iphigenie, Pamina und Leonore), ärgerlich ist, daß alle Texte ausschließlich in der Originalsprache gebracht werden. — Nagels Denkweise und Sprache verleugnen nicht ihre Nähe zur kritischen Theorie wie zu Bloch, dem er, ohne es kenntlich zu machen, einige Gedanken über den Don Giovanni verdankt.

Das Buch ist trotz der Schwächen unbedingt zu empfehlen, weil Nagels Vorschlag, Mozarts Opern unter dem Vorzeichen von »Autonomie und Gnad« zu hören, vieles, scheinbar Abwegiges zutage fördert, wie etwa die genauen Überlegungen zum Moment der Überraschung in Mozarts Opern (112ff.) zeigen. Nagel schärft den Blick und das Gehör nicht nur für die Spezifik der Gattungen und der einzelnen Opern, sondern auch für die Zeit des Umbruchs, in der Mozart komponierte.

Dirk Beckedorf (Bremen) und Olaf Hasselblatt (Hamburg)

Prieberg, Fred K.: Kraftprobe. Wilhelm Furtwängler im Dritten Reich. F.A. Brockhaus Verlag, Wiesbaden 1986 (495 S., Ln., 48,- DM) (I)

Geissmar, Berta: Musik im Schatten der Politik. M. e. Vorwort u. Anm. v. Fred K. Prieberg. Atlantis Verlag, Zürich 1985 (324 S., Ln., 37,- DM) (II)

Matzner, Joachim: Furtwängler. Analyse, Dokument, Protokoll. Hrsg. v. Stefan Jaeger, Atlantis Verlag, Zürich 1986 (215 S., Ln., ill., 68,- DM) (III)

»Ich bin Anhänger, nicht Mitglied, da ich Künstler bin, meiner Erkenntnis nach nicht Politiker. Die Auswahl des Künstlers unmöglich, solange Partei-Doktrin statt öffentlicher Meinung herrscht. Die Neugestaltung der öffentlichen Meinung die wichtigste Aufgabe. Hier Heranziehung der wirklichen Intelligenz ebenso, wie Ausschaltung der Juden.« (Zit. nach I, 144) Die Notizen stammen aus dem August 1933, gehören zu einem Memorandum, das der Dirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters, Direktor der Berliner Staatsoper, Vizepräsident der Reichsmusikkammer und frischgebackene Preußische Staatsrat Wilhelm Furtwängler in Vorbereitung für ein Treffen mit Hitler formulierte.

Furtwängler ein Scherge Hitlers? Keineswegs — ein Anhänger eben, kein Mitglied der Naziartei; ein Künstler, wie es viele gab: an der Politik nicht wirklich interessiert, aber — wenn sie sich nicht »außen vor« halten lassen wollte — bereit, sich mit ihr zu arrangieren. Vor allem dann, wenn es einige wenige geistige Anknüpfungspunkte gibt. »Prin-

ziell einer Meinung«, schreibt Furtwängler im gleichen Dokument und meint tatsächlich Hitler und dessen Judenpolitik. Und bemerkt anlässlich ausländischer Pressekritik am Vorgehen gegen die Juden: »Letzteres ist, wie die Judenfrage nun einmal ist, nicht zu vermeiden, und man muß sich sehr hüten, in der Sache selbst auch nur im geringsten zurückzustecken. (...) Und ich muß sagen: vieles, was im Kulturleben geschehen ist, ist durchaus überflüssig, die Ausschaltung der Intelligenz an der Mitarbeit viel zu weitgehend; man kann geistige Fragen nicht *nur* biologisch lösen.« (I, 145; Hervorh. im Orig.)

Furtwängler ein Ideologe der »Endlösung«? Ganz gewiß nicht. Aber doch wohl auch kein konspirierender Antifaschist? Daß Wilhelm Furtwängler ein geistiges Elitkind seiner Zeit war und — wie neben ihm viele Musiker, Literaten und »Bildende« — eine solide konservative Grundeinstellung nebst latentem Antisemitismus pflegte, braucht nicht weiter zu erregen. Der Streitpunkt war vom 30. Januar 1933 an: Furtwängler blieb im Reich und harnte dort, trotz aller Intrigen und Verletzungen, die das auf Servilität pochende System ihm antat, bis zur Jahreswende 1944/45. Dieses Verharren brachte ihm in der politischen und der Künstlerwelt wenig Verständnis ein. Exemplarisch ist der Zwist mit dem jüdischen Violinisten Bronislaw Hubermann. Furtwängler hatte ihn wie eine ganze Reihe anderer führender Virtuosen eingeladen, in der Konzertsaison 1933/34 bei den Berliner Philharmonischen Konzerten mitzuwirken. Wie fast alle Musiker außer ihm lehnte auch Hubermann mit freundlichen, aber bestimmten Worten ab: »Lassen Sie mich zunächst Ihnen meine Bewunderung ausdrücken für die Unerschrockenheit, Zielbewußtheit, das Verantwortlichkeitsgefühl und die Zähigkeit, mit der Sie Ihre ... Campaigne um die Rettung des Konzertwesens vor der drohenden Vernichtung durch die Rassenreiniger geführt haben«, honoriert er den Mut Furtwänglers, der Reichsregierung in einer Reihe hauptstädtischer Elitekonzerte eine Handvoll Juden »zuzumuten«. Er ließ aber sogleich keinen Zweifel daran, daß er dies für eine ganz und gar untaugliche Strategie gegen die faschistische Politik halte: »In Wahrheit geht es nicht um Violinkonzerte, auch nicht um Juden, es handelt sich um die elementarsten Voraussetzungen unserer europäischen Kultur: Die Freiheit der Persönlichkeit und ihre vorbehaltlose, von Kasten- und Rassenfesseln befreite Selbstverantwortlichkeit.« (II, 87f.)

Furtwänglers Naivität ist grenzenlos. In einem Antwort- und erneuten Einladungsschreiben schlägt seine gesammelte Hiflosigkeit durch: »Mein persönliches Bestreben war, wie gesagt, nur ja, ob damals, ob heute, so weit es von mir abhing, das Gebiet der Kunst rein und unabhängig von politischer Beeinflussung zu erhalten.« Hilflosigkeit, die in herrisches Kalkül umschlägt, wenn er Hubermann auf dessen Verantwortung verweist, »die Sie übernehmen, wenn Sie die Hand, die diesmal durch mich das neue Deutschland [sic!] Ihnen bietet, abschlagen.« (I, 148f.)

Was hindert einen Autor wie Fred K. Prieberg daran, diesen erkonservativen, naiven, hochgradig eitlen Musiker, der zugleich ein bis zur Störrigkeit felsenfester Humanist ist, der wegen dieser Störrigkeit fast Kopf und Krage riskiert — was hindert ihn, Furtwängler in dieser ganzen Zerrissenheit, Borniertheit und gleichermaßen Geradheit darzustellen? Warum muß einem Leben, in dem die rückhaltlose Verteidigung eines Hindemith, der soeben Aufführungsverbot erhalten hat, ebenso Platz hat wie das geradezu speichelleckerische Unterwürfigkeitsverhältnis zu Gebbels und Hitler, ein einziger, restlos stimmiger »Plan« unterlegt und unterstellt werden? Warum darf nicht angenommen werden, daß Furtwängler in Deutschland bleiben *wollte*, weil ihm seine musikalische Karriere so manchen Kompromiß wert schien und weil so grundsätzliche Differenzen zur Politik der Nationalsozialisten nicht auszumachen waren? Das Prieberg-Buch hinterläßt Erschütterung. Nicht so sehr wegen der ungeheuren Materialfülle, die der Autor recherchiert hat. Erschütternd ist zu beobachten, wie ein Autor offenbar bis zum Wahn von einer »idée fixe« besessen ist, einer »message«, die programmatisch in die

Überschrift zum ersten Abschnitt, »Sündenbock«, eingegangen ist. Die Botschaft ist die von der unbefleckten Erscheinung Furtwänglers. Dahinter hat die Aussagekraft der vom Autor selbst zusammengetragenen Fakten zurückzustehen.

Wäre die Idee nicht so grotesk und würde sie nicht konsequent über das ganze Buch beibehalten — man könnte darüber schweigen. Prieberg nämlich hat den verborgenen »Plan«, das zweite Leben des Wilhelm Furtwängler entdeckt. Der war nicht etwa ein von der Politik enervierter Musiker, »hier war der Musiker mehr als nur Politiker. Er war 'Doppelagent', jeden Augenblick von Enttarnung bedroht.« Und damit niemand dies alberne Konstrukt für lächerlich halte, formuliert Prieberg die »Taktik« des Geheimdienstlers Furtwängler minutiös: »Zunächst mußte das Vertrauen der NS-Führung gewonnen werden, etwa durch Bejahung der aktuellen Politik, soweit schon gesetzlich festgeschrieben, im Grundsatz; wo Bejahung jedoch gegen die Moral verstieße, könnte sie durch Nichtwidersprechen ersetzt werden. (...) So sehr er unter der Attacke der Emigranten gegen sich persönlich litt, die an Wut in den folgenden Monaten zunahm, so sehr bedurfte er ihrer als Ausweis der Unbedenklichkeit gegenüber seinen politischen Gesprächspartnern, in Wirklichkeit Gegnern. Wie in einem Agenten-Thriller vertauschten sich die Fronten.« (I, 100)

Etwa die Hälfte des Bandes besteht aus Abschnitten, die nichts weiterem dienen als der Überredung des Lesers. Der Autor war in der schwierigen Lage, einer These anzuhängen, die schon ausgearbeitet war, bevor das Material bei der Hand war. Nun macht das Material nicht mit. Das sollte — in der Wissenschaft üblich — zur Korrektur der These führen. Diesen Mut hat Prieberg nicht aufgebracht. Das Ergebnis ist kraftmeieri-sche Kolportage.

Wer sich die ersparen und ein sehr lebendiges, weil widersprüchliches Furtwängler-Porträt zur Hand bekommen will, sei an den gekürzten Reprint von Geissmars »Musik im Schatten der Politik« verwiesen. Berta Geissmar, aus Mannheim gebürtige Jüdin, war von 1921 bis 1935 — bis zu ihrer zwangsweisen Entlassung — die private Sekretärin Furtwänglers. Ihr Furtwängler-Porträt der Jahre 1920 bis 1945 ist treffend und präzise, wenn auch »die Geissmar« in ihren politischen Einschätzungen ihrem Arbeitgeber durchaus ähnlich ist. Leider hat diese Neuausgabe einige Prieberg-Retuschen abbekommen. Aus seiner Feder stammt das oberlehrerhafte Vorwort sowie der Anmerkungsapparat.

Politik kommt in Matzners Furtwängler-Jubiläumsbuch nicht vor. Schon die Vorbemerkung beschwichtigt: »Dieses Buch befaßt sich nicht mit Wilhelm Furtwänglers Biographie, sondern mit seiner künstlerischen Mentalität.« (III, 6) Auch zu deren Erhellung trägt der Band wenig bei. Eine halbe Seite Lebensdaten ist schlicht lächerlich, die Diskografie wenigstens ist nützlich. Der Sinn ellenlanger Konzertübersichten (z.B. »sämtliche Konzerte des Jahres 1954«) mag nicht recht einleuchten, der Wiederabdruck weniger ohnehin in Schriftenbänden zugänglicher Arbeiten Furtwänglers bleibt ohne rechtes Konzept.

Auch hier hatte der Autor eine Idee, die ihm partout nicht aus dem Kopf wollte. Er hätte die wesentlichen Merkmale der Furtwänglerschen musikalischen Interpretation analysieren, sie aus dem Zusammenhang des musikalischen Geschmacks und der Interpretationspraktiken der ersten Jahrhunderthälfte erklären können. Herausgekommen wäre etwa, daß Furtwängler eine romantisierende Interpretation mit — vor allem bei Beethoven — starkem Hang zum Nachkomponieren bevorzugte. Das wäre nicht besonders originell, aber immerhin nachvollziehbar.

Metzner statt dessen will Furtwängler total. Dagegen verblissen letztlich alle: Mengelberg, Klemperer, Walter ... Diese Tendenz wäre (bei so großzügiger Illustrierung) noch erträglich gewesen, hätte der Autor diesen Konkurrenz-Sirup nicht über den ganzen Band gegossen. Wir erfahren mindestens dreimal, daß, wenn Furtwängler sich zu Be-

ginn des Allegro-Teils der Beethovenschen »Egmont-Ouvertüre« großzügig über die in der Partitur angegebenen Vorschriften des Komponisten hinwegsetzt, dies dem dramatischen Konzept des hinzugedachten Trauerspiels zugute komme. Toscanini dagegen, der die Beethoven-Vorschriften präzise beachtet, muß sich den Vorwurf der »Beschränkung aufs Absolut-Musikalische, ja physikalisch Musikalische« (III, 8) gefallen lassen — was immer auch »physikalisch Musikalisches« sein mag außer pseudo-musikwissenschaftlichem Geraune.

Damit der Leser den Rangunterschied zwischen Furtwängler und seinen der Physik verhafteten Kollegen nicht vergißt, wird er mit akustischer Unterstützung versorgt: Zum Jubiläumsband können zwei Jubiläums-Kassetten nebst erläuterndem Beiheft gekauft werden. Hier gibt's den Egmont-Wettstreit live neben zahlreichen anderen Hörbeispielen, die nicht weniger kurios anmuten. Ein höchst überflüssiger Band.

Hanno Parmentier (Frankfurt/M.)

Lammel, Inge: Arbeitermusikultur in Deutschland 1844-1945. Bilder und Dokumente. VEB Deutscher Verlag für Musik, Leipzig 1984 (256 S., ill., Ln., 60,70 DM)

Im Januar 1934 schrieb Hanns Eisler im Pariser Exil den Aufsatz »Geschichte der deutschen Arbeitermusikbewegung von 1848«, den er im folgenden Jahr in den USA veröffentlichte. Damals war Eisler noch fest überzeugt, die deutsche Arbeitermusikbewegung könne trotz des Zwangs zur Illegalität weiterexistieren. Zugleich sollte diese Bilanz den aufblühenden proletarischen Musikkulturen in anderen Ländern, nicht zuletzt in den USA, als Anregung dienen. Eisler wußte damals noch nicht, daß der Faschismus der deutschen Arbeitermusikbewegung einen tödlichen Schlag versetzen sollte, der im breiten Bewußtsein heute sogar die Erinnerung an ihre einstige Existenz ausgelöscht hat.

In der bürgerlichen Musikgeschichtsschreibung wird die Arbeitermusikbewegung mit kaum einem Wort erwähnt. Dies liegt einestils daran, daß die Arbeiterbewegung Musik nicht als Selbstzweck betrieb, sondern mit dem Bildungsgedanken das Ziel der politischen Emanzipation verband. Eine ähnliche Funktion hatte die Kunst in der Aufstiegsphase des Bürgertums — was von diesem allerdings heute eher verdrängt wird. Neben dem Mißtrauen gegen eine Verknüpfung von Musik und Politik gab es einen weiteren Grund, warum die Arbeitermusikbewegung in der Musikgeschichtsschreibung bisher so vernachlässigt wurde: Es mangelte an Informationen. Viele Unterlagen waren 1933 vernichtet worden.

1954 wurde in der DDR ein Arbeiterlied-Archiv gegründet, das sich die Sammlung der verstreuten Quellen zum Ziel setzte. Nach wertvollen Einzeldarstellungen, Liedersammlungen und Bibliographien zum Thema legt die Leiterin des Archivs nun einen reich bebilderten, zusammenfassenden Dokumentarband vor, der eine kulturgeschichtliche Fundgrube ist. So belegen beispielsweise die Auflagenziffern der Liederbücher die Breite der Arbeitermusikbewegung. Ein »Arbeiter-Liederbuch für Massen-Gesang« erschien allein im Jahre 1910 in 13 Auflagen mit insgesamt 240 000 Exemplaren — und dies, obwohl das Königl. Landgericht Dortmund die Lieder »Die Arbeitsmänner« und »Die Internationale« herausgestrichen hatte. Ein »Sozialdemokratisches Jugendliederbuch« erreichte bis 1931 eine Auflage von 530 000. Eigene Arbeiter-Liederbücher hatten aber nicht nur die verschiedenen Altersgruppen und Regionen, sondern auch einzelne Berufsgruppen, so etwa die Bergleute und sogar Arbeiter-Radfahrer und -Kraftfahrer!

Viel Unterstützung bekam die Arbeitermusikbewegung von bürgerlichen Musikern, die teilweise unter Pseudonym mitarbeiteten, so Hans von Bülow unter dem Namen W. Solinger. Die Komponisten Paul Büttner — langjähriger Direktor des Dresdner Konservatoriums —, Hanns Eisler, Ottmar Gerster, Erwin Lendvai, Heinz Tiessen, Wladimir Vogel, Stefan Wolpe und die Dirigenten Hermann Scherchen und Karl Rankl konnten in den 20er Jahren offener auftreten. Daneben waren aber auch die Arbeiter selbst mu-

sikalisch produktiv. Pierre Degeyter z.B., der Komponist der »Internationale«, war von Beruf Drechsler. Ein anderer wichtiger Komponist der frühen Arbeitermusikbewegung war der Färber und spätere Krankenkassenangestellte Gustav Adolf Uthmann. Aus einer Statistik von 1913 geht hervor, daß 59 Chöre des DAS damals von Dirigenten geleitet wurden, die im Hauptberuf Bergleute waren, 32 Chöre von Buchdruckern, 38 von Kaufleuten, 42 von Tabak- und Zigarettenarbeitern und 37 Arbeiterchöre von Webern. Die vielbeschworene Laienkultur — hier gab es sie. Wer diesen Band durchstudiert hat, der registriert, daß unsere heutige Musikkultur fast ausschließlich eine bürgerliche Musikkultur ist.

Ein Arbeiterchor hatte politische Funktionen (vor allem zur Zeit der Sozialistengesetze), er verbreitete Massenlieder in der Arbeiterschaft, wirkte aber auch musikpädagogisch. Meist waren politische und künstlerische Zielsetzungen miteinander verknüpft, so etwa wenn 1905 in Berlin Arbeitersänger Beethovens 9. Sinfonie aufführten. Solche Arbeiter-Konzerte, an denen sich in Leipzig Arthur Nikisch beteiligte, waren der bürgerlichen Fiktion von »absoluter Musik« entgegengesetzt. Aufschlußreich sind die von Hermann Scherchen (vgl. *Argument* 149, 132) dirigierte Programme, in denen Instrumentalmusik mit engagierter Chormusik abwechselte. Selbst wenn in Berlin der Chordirigent, Stimmpädagoge und Komponist Rosebery d'Arguto (1890-1943) von Arbeitern experimentelle Vierteltonmusik und »absolute sinfonische Gesänge« singen ließ oder ein Hanauer Arbeiterchor Schönbergs op.35 zur Uraufführung brachte, so hatte dies neben der künstlerischen auch eine politische Funktion: es sollte zeigen, zu welchen Leistungen Arbeiter fähig sind.

Die Geschichte der Arbeitermusikbewegung verläuft parallel zur politischen Geschichte und läßt sich entsprechend gliedern. Während Eisler in seinem Rückblick drei Etappen unterschied: 1. von der Revolution 1848 bis zum Sozialistengesetz, 2. die Zeit nach dem Sozialistengesetz bis zum Ersten Weltkrieg und 3. von der Revolution 1918 bis zur Illegalität 1933, beginnt Inge Lammel mit dem »Lied der schlesischen Weber« von 1844, läßt die erste Etappe dann aber ohne Erklärung mit dem Jahr 1900 enden. In der Abgrenzung der dritten Etappe stimmt sie mit Eisler überein, während sie bei der vierten Etappe (»Der antifaschistische Widerstandskampf 1933-1945«) wohl etwas zu optimistisch von der Weiterexistenz der Arbeitermusikbewegung ausgeht. Das ändert aber nichts an der Bedeutung dieses immens materialreichen Bandes, der die Ergebnisse dreißigjähriger Sammel- und Forschungstätigkeit der Herausgeberin zusammenfaßt.

Albrecht Dümmling (West-Berlin)

Projektgruppe Programmgeschichte: Zur Programmgeschichte des Weimarer Rundfunks. Hrsg. v. Deutschen Rundfunkarchiv. Frankfurt/M. 1986 (Direktbezug DRA, Bertramstraße 8, 6000 Frankfurt/M.) (291 S., br., 15,- DM)

Im ersten der sieben Beiträge werden konkret die Anfänge des Hörfunks in Deutschland 1923 bis 1925 beschrieben und unter dem Motto »Auf der Suche nach sich selbst« die ersten Programmstrukturen, die Ansprüche der »Macher« und die Organisationsformen charakterisiert. Hier wird zweierlei erkenntlich: die Notwendigkeit einer Programmgeschichte heute, zugleich auch ihre Faszination. Der zweite Beitrag stellt grundsätzliche Überlegungen zum Begriff »Programm«, zu Möglichkeiten und Problemen seiner Erfassung und zu einem EDV-geeigneten Kategoriensystem vor. Ergänzt durch einen Beitrag von Knut Hickethier läßt sich damit die weitreichende Bedeutung der Doppelaufgabe ermessen: *Programmdokumentation* und *Programmgeschichtsschreibung*.

Der Aufsatz von Susanna Großmann-Vendrey über das »Musik-Programm in der Berliner 'Funk-Stunde'« löst wichtige theoretische Forderungen in Form einer Fallstudie praktisch ein. Ersichtlich wird, welche Einflußfaktoren und Zielsetzungen das Musikprogramm seinerzeit bestimmt haben, welche Entwicklungsphasen zu unterscheiden

sind und mit welchem Erfolg sich die Eigenständigkeit des neuen Mediums Hörfunk gegenüber dem traditionellen Konzertbetrieb Ausdruck bahnte.

Zwei weitere fundierte Teilstudien lassen Grundzüge einer Programmgeschichte des Weimarer Rundfunks erkennen. Horst O. Halefeldt rekonstruiert den damaligen Erwartungshorizont und die zeitgenössische Diskussion um das neue Medium, wobei der kulturelle Kontext (u.a. Freizeit, Presse, Buchmarkt, Kino) besondere Aufmerksamkeit erfährt. Das Grundsatzpapier der Gruppe, das im Zentrum des Bandes steht (153-251), beschreibt den Weimarer Rundfunk im Modell; nach einer Erläuterung der Quellenlage wird insbesondere abgehoben erstens auf seine Programmangebote (von den verwendeten Materialien über bestimmte Funktionen bis zu inhaltlichen Schwerpunkten), zweitens auf die Instanzen des Radios (von der politischen Überwachung über die ökonomische Steuerung bis zu Koordinations- und Beratungsgremien).

Dieser Sammelband ist ein Buch, an dem und mit dem gearbeitet werden soll (so in Abwandlung des ersten Satzes des Grundsatzpapiers; 153). Und ich möchte ergänzen: ein eminent anregendes gerade durch seinen instrumentellen Charakter. Bei all den Bemühungen um eine Programmgeschichte, die derzeit noch (oder endlich) »im Fluß« sind, repräsentiert dieser Band einen wissenschaftlichen Standard, hinter den nicht mehr zurückgegangen werden sollte: also Pflichtlektüre auch für diejenigen, die andernorts um eine Rezeptions-, eine Kultur-, eine Medien-, eine Film- oder eine Literaturgeschichte bemüht sind.

Werner Faulstich (Tübingen)

Soziologie

Lévi-Strauss, Claude: Der Blick aus der Ferne. Wilhelm Fink Verlag, München 1985 (429 S., Ln., 38,- DM)

Lévi-Strauss, Claude: Eingelöste Versprechen. Wortmeldungen aus dreißig Jahren. Wilhelm Fink Verlag, München 1985 (285 S., Ln., 32,- DM)

Lévi-Strauss, Claude: La potière jalouse. Librairie Plon, Paris 1985 (314 S., br., 85,- FF)

Der Blick aus der Ferne (Le regard éloigné, 1983) und *Eingelöste Versprechen* (Paroles données, 1984) erscheinen in einer von Hans-Horst Henschen herausgegebenen Reihe »Supplemente«, und dieser Rubrizierung werden beide Bände gerecht. Es sind Ergänzungen und Nachträge zu Lévi-Strauss' bisherigen Werken, Zusammenstellungen von Aufsätzen und Notizen aus nahezu drei Jahrzehnten. Somit erwarten den Leser keine kohärenten Gesamtdarstellungen, sondern thematisch lose verbundene Essays und strukturelle Analysen Lévi-Strauss' aus den Jahren seiner aktiven Lehrtätigkeit (1950-1982).

In fünf großen Kapiteln ordnet Lévi-Strauss in *Der Blick aus der Ferne* Aufsätze, die im Zeitraum zwischen 1956 und 1983 entstanden sind, an: »Das Angeborene und das Erworbene«, »Familie, Ehe und Verwandtschaft«, »Die Umwelt und ihre Darstellungen«, »Glaubensvorstellungen, Mythen und Riten« und »Zwang und Freiheit«. Die Thematik der beiden Rahmenkapitel unterstreicht die universelle Reichweite, die Lévi-Strauss dem strukturalistischen Ansatz zuschreibt; doch gerade die Aufsätze in diesen Teilen des Bandes, so z.B. »Rasse und Kultur« (21ff.) oder »Nachträgliche Anmerkungen zur Kreativität des Kindes« (386ff.), offenbaren die gesellschaftspolitische Enge seines strukturalistischen Vorgehens: der Vergleich von Kindstötung in primitiven Gesellschaften mit Abtreibung und Verhütung in modernen (34, 38) mutet ebenso konservativ, gar makaber an, wie seine Überlegungen zum unumgänglichen Zwangscharakter schulischer Erziehung, im letzteren Fall unter Bezugnahme auf die notwendige strukturelle Verdrahtung des menschlichen Bewußtseins, die nur über eine von außen gesteuerte, zwanghafte Manipulation vor sich gehen kann (391ff.). Hintergrund dieser mitunter

fatalen Schlußfolgerungen sind seine Bemühungen, die strukturalistischen Grundkonzepte (binäre Oppositionspaare und Transformationsmodelle auf der Basis empirischer Induktion und transzendentaler Deduktion) gegen Mentalismus-Vorwürfe aus dem angelsächsischen Raum abzusichern und sich in diesem Umfeld mit neueren wahrnehmungspsychologischen Erkenntnissen auseinanderzusetzen (z.B. 262ff.). Als mißliches Resultat ergibt sich ein Trend zur mechanistischen Verengung seines struktural-formalen Analysemodells, eine überzogene Generalisierungstendenz, die dem pluralistischen Ansatzpunkt der ethnologisch orientierten Aufsätze in dieser Sammlung diametral entgegensteht. *Der Blick aus der Ferne* versucht gerade im ethnologischen Bereich eine strukturalistische Breitenrelevanz durch Betrachtung von Material aus dem asiatischen Raum (»Kreuzfahrten der Lektüre«) und Einbeziehung griechischer Mythologien zu erzielen (»Mythos und Vergessen«, »Pythagoras in Amerika«). Kapitel zwei und vier bieten hier reichhaltiges Material, von Heiratsregeln im japanischen Mittelalter über mythologische Probleme von Zwillingsgeburten bis zu ethno-strukturalistischen Überlegungen zum Parzival-Mythos. Wen strukturalistische Interpretationsbemühungen faszinieren können, der wird in diesen Aufsätzen zweifelsohne den »alten« Lévi-Strauss wiedererkennen, einen geübten Virtuosen in selbstentwickelter Technik, der aber im strukturalistischen Hauptanspruch nach »geschlossenen Systemen« befangen bleibt. Insofern ist *Der Blick aus der Ferne* eher ein »Blick in die Runde«, vom selbstgewählten Mittelpunkt zu den vernetzten Peripherien des »semantischen Feldes«, dessen Strukturen Lévi-Strauss nach wie vor über Binäranalysen und anschließende Transformationsregeln aufzuschlüsseln bemüht ist.

Dieser Gesamteindruck setzt sich mit dem Band *Eingelöste Versprechen* fort; doch weist diese Sammlung einige interessante Züge auf, die sie ihrem »work-in-progress« Charakter verdankt. So enthält dieser Band alle Vorlesungsnotizen Lévi-Strauss', die er während seiner Lehrtätigkeit am Collège de France und an der École des Hautes Études angelegt hatte und aus denen später seine Werke ausnahmslos hervorgegangen sind. Wie faszinierend diese Nachschriften in ihrer gedanklichen Prägnanz für den Kenner sein mögen, sie sind nur Ergänzungen, die zur Einführung in sein Werk denkbar ungeeignet wären: diese Kurzformen überzeugen nur im nachhinein und wirken ohne Kenntnis der aus ihnen entstandenen Werke willkürlich und apodiktisch. Lévi-Strauss bietet damit in diesem Band — abgesehen von der Möglichkeit, den Werdegängen und Wendungen des strukturalistischen Denkens in seiner Entwicklung nachzusteigen — kaum Neues, abgesehen von einigen wenigen Vorlesungsnachbetrachtungen, die er bislang nicht zu Gesamtstudien ausgebaut hat.

Hier schließt *La potière jalouse* (Die eifersüchtige Töpferin) an. Ausgehend von einer Vorlesungsnachschrift mit dem Titel »Skizzen zu einem amerikanischen Bestiarium« (*Eingelöste Versprechen*, 118-120) untersucht er zunächst die südamerikanischen Mythen, die das Umfeld der Töpferei betreffen. Auf der Basis unterschiedlichster Jibaro-Mythen aus dem Osten Perus (22ff.) entwickelt Lévi-Strauss ein Modell, in dem Eifersucht, Töpferei und ein ungewöhnlicher Vogel, die Nachtschwalbe, ein mythologisches Verweisungs- und Zuordnungssystem bilden, dessen vielfältige regionale Mythenvarianten sich über hergebrachte Transformationsschemata wechselseitig ableiten lassen (48, 77ff.). Nachdem er das Vorkommen paralleler oder inverser Mythen in Nordamerika nachgewiesen hat (81ff.), folgt Lévi-Strauss dem Gesichtspunkt der »oralen Gier« (avidité orale, 95ff.), den er im mythischen Symbol der Nachtschwalbe zu entdecken glaubt. Auf der üblichen Suche nach einer Oppositionsgröße stößt er auf das Faultier als Inkarnation der »analalen Zurückhaltung« (rétention anale, 97f.) und zeigt, daß auch dieses Tier (wegen seines regional beschränkten Vorkommens muß er für nordamerikanische Verhältnisse zunächst nach Ersatztieren suchen und findet sie z.B. im Ameisenbären [128ff.]), als allgemeiner Symbolträger im gesamten amerikanischen Bereich mytholo-

gisch präsent ist. Bei dem Versuch, die besagte mythologisch-symbolisch relevante Tierwelt in ein strukturalistisches Transformationsmodell einzuordnen, gelangt Lévi-Strauss zu einem semantischen Feld in Dreiecksgestalt, in dem Nachtschwalbe, Fautlier und Brüllaffe die Eckpunkte markieren und sich andere Tiere in der Dreiecksfläche semantisch zuordnen lassen (167f.). Die Ausgangstriade Eifersucht/Töpferei/Nachtschwalbe weist über dieses fauna-orientierte semantische Feld hinaus auf ein drittes trianguläres Schema, den Zusammenhang Eifersucht/Meteorit/Exkrement (180). Dieses System wiederum präsentiert sich als Transformationsvariante des Mythos von der »Drei-Tagen-Welt« (155ff.), in der die Menschen zwischen einer baumbewohnenden, anal und oral betonten Fauna und einer unterirdischen, anal und oral verkümmerten Zwergerwelt als Mittelschicht existieren.

Bis zu diesem Punkt der Untersuchung hat Lévi-Strauss in *La potière jalouse* bereits den Doppelanspruch einer ethno-strukturalen Analyse erfüllt: es ist ihm einerseits gelungen, die ethnographische Beschreibung regionaler Mythen differenziert durchzuführen, und zudem ist ihm der Nachweis einer inneren Logik dieser Mythenkomplexe — über ihre Kohärenz hinaus — geglückt. Doch Lévi-Strauss geht noch einen Schritt weiter. Er möchte Zusammenhänge zwischen dem mythischen Denken und der Psychoanalyse Freuds analysieren. Die Hauptthese Lévi-Strauss' kann nach der bisherigen Darstellung kaum mehr überraschen: Das mythische Denken verfügt über Begriffe und Kategorien (wie z.B. das Gegensatzpaar anal/oral), die von der Psychoanalyse bestenfalls wiederentdeckt worden sind (243). Doch bleibt diese Wiederentdeckung — so Lévi-Strauss — weit hinter dem mythischen Original zurück. Der Hauptfehler Freuds liegt nach Lévi-Strauss in dem Versuch, den Symbolen innerhalb der Traumdeutung feste Bedeutungen beizulegen und damit die symbolische Tätigkeit des Menschen absolut zu setzen (247ff.). Die Betrachtung der Mythen zeige aber, daß die symbolische Bedeutung nur im Wechsel- und Transformationsspiel mit den Beziehungsmodellen anderer Mythen zu ergründen sei. Mit diesem Rückgriff auf einen strukturalistisch-linguistisch orientierten Bedeutungsbegriff können einzelne Mythen oder gar Mythenteile keine unabhängige Bedeutung zum Ausdruck bringen. Gerade im kritischen Bereich der Traumdeutung aber zeigt die Freudsche Psychoanalyse nach der Auffassung Lévi-Strauss' ihre innere Gebrochenheit: Überall dort, wo Freuds Interpretationen zu greifen scheinen, sind sie von einem relationalen, variierenden Symbolbegriff durchdrungen; so setze sich letztlich bei Freud das mythische Denken hinterrücks durch (250f.) und die Reduktion der Psychoanalyse auf einen Zweig der vergleichenden Ethnologie sei insofern in ihrem Kern mitangelegt.

So beschränkt die Bedeutung dieser Auseinandersetzung von Lévi-Strauss mit der Psychoanalyse auch sein mag, sie zeigt einen Theoretiker, der bereit ist, sein strukturalistisch-rationalistisches Modell in dem Bereich anzuwenden, zu dem von Anbeginn ein latentes Spannungsverhältnis bestand. Manch einem mag dieser Schritt zwanzig Jahre zu spät erfolgen und als Relikt einer längst ausgestandenen Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus eher amüsant als relevant erscheinen. Zu bedenken ist jedoch, daß mit der gelungenen großflächigen Demonstration strukturalistischer Analysekunst in *La potière jalouse* eine Lanze für eine vernunftorientierte Moderne gebrochen wird, die in ihrer Homogenität alle Antiquiertheitsvorwürfe vom Tisch weist. In einem auf poststrukturalistische Vernunftzerstörung eingeschworenen zeitgenössischen Umfeld wirkt Lévi-Strauss' Methode auf eine karikierende Weise »postmodern«. Die »Eifersüchtige Töpferin« liest sich seitenerweise spannender, surrealistischer, sinnorientierter als zahllose Exkurse über die Verschmelzung von Kunst, Leben und Wissenschaft, deren »Sinnlichkeit« nicht von dieser Welt scheint. Daran mangelt es Lévi-Strauss gewiß nicht.

Bernd Klähn (Essen)

Helms, Hans G.: Auf dem Weg zum Schrottplatz. Zum Städtebau in den USA und in Canada. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1984 (244 S., br., 16,80 DM)

Das Buch des seit einigen Jahren in New York lebenden freiberuflichen Sozial- und Wirtschaftshistorikers und Rundfunkautors Hans G. Helms zum Städtebau in den USA und in Kanada sammelt Features und Essays, die in den letzten zehn Jahren für westdeutsche Rundfunkanstalten geschrieben wurden. Was diese Arbeiten verbindet, ist das Bemühen, den nur einer politisch-ökonomischen Analyse sich erschließenden Zusammenhang von Städtebau, Kapitalkonzentration und technischer Entwicklung zu zeigen.

»Gentrification« — das ist der neue Begriff für die Stadtentwicklung in den großen Metropolen. Gentrification meint Verbürgerlichung der Stadtkerne, die Verdrängung der Einkommensschwachen durch die Einkommensstarken aus den Innenstädten; Gentrification heißt Modernisierung der Altbausubstanz oder ihre Zerstörung und Ersetzung durch Hochhäuser mit teuren Eigentumswohnungen, heißt Verkleinerung der Wohnungen bei steigenden Mieten, heißt Vermehrung des umbauten Raums pro Quadratmeter Grundfläche, also Abriß intakter Gebäude und Neubau von Hochhäusern an ihrer Stelle. Träger dieser Verdrängung der unteren Bevölkerungsschichten durch die oberen aus den transport- und konsumtechnisch attraktiven Wohnquartieren sind große, von Bank-, Handels- und Industriemonopolen abhängige Terraingesellschaften, die den zersplitterten städtischen Grundbesitz auf sich vereinigen und ganze Areale ihren Profitinteressen unterwerfen. Sie spekulieren auf Effekte der Konzentration von Machtpositionen und Steuerungsfunktionen der multi- und transnationalen Finanzkonzerne, mit denen das mittlere und gehobene Management in Finanzmetropolen wie New York, Chicago, Houston, Los Angeles, San Francisco und Toronto zunimmt. Eine weitere Triebkraft für die Spekulation der Terraingesellschaften ist die staatlich gelenkte Zentralisation im Rüstungs- und high-technology-Komplex: Die räumliche Verdichtung des Kooperationszusammenhangs von Rüstungs- und Technologiefirmen mit den Forschungseinrichtungen privater und staatlicher Universitäten etwa im Raum Boston oder San Francisco wirkt sich ebenfalls aus in relativer Zunahme des technischen und finanziellen Managements bei relativer Abnahme der Produktionsarbeiter. Diese Konzentrations- und Zentralisationsprozesse gehen einher mit dem graduellen Zusammenbrechen des Automobilsystems. Bei zunehmender Unfähigkeit der regionalen Verkehrsbehörden, die für den Individualverkehr erforderliche Infrastruktur instandzuhalten, drängen die ökonomisch Bessergestellten, die nicht bereit sind, mehrere Stunden täglich im Auto zuzubringen, und sich Wuchermieten oder Wucherpreise für Eigentumswohnungen leisten können, in die Städte zurück, aus denen sie in den letzten drei Jahrzehnten geflohen sind. So ist Gentrification keine isolierte Erscheinung; sie ist, wie Helms an der Entstehung ganzer Privatstädte mit Verwaltungs-, Industrie- und Wohnparks wie den ihnen auf engstem Raum zugeordneten großen Konsumparadiesen und Dienstleistungszentren in Houston, Chicago, New York zeigt, immer begleitet von Bemühungen um die Wiederbelebung der City und um den Wiederaufbau des in den 40er und 50er Jahren abgeschafften schienengebundenen Personentransports. Vleierorts spekulieren die Terraingesellschaften bei ihren Projekten von vornherein auf künftige Schnellbahnbedienung.

Trotz des Chaos der Einzeltendenzen, trotz der Naturwüchsigkeit eines rasanten Wachstums etwa der Erdölmetropole Houston, in der die Stadtverwaltung so gut wie keine Planungskompetenz hat und jede Terraingesellschaft ihre eigene »Stadtplanung« betreibt, trotz mit zunehmender Massenarbeitslosigkeit und Verelendung verstärkter Polarisierung der Stadtbezirke in Slums und gentrifizierte Quartiere kann man, ja muß man, wie Helms in den einleitenden Bemerkungen seines Buches hervorhebt, von einer US-amerikanischen Stadtentwicklung sprechen. Man muß es, weil sich die disparaten Entwicklungsstränge gewissermaßen hinter dem Rücken ihrer Agenten zu Prozessen verbinden, die sich, materiellen Notwendigkeiten folgend, gegen die Sonderinteressen

einzelner Monopolgruppen durchsetzen: In dem Maße, wie die Infrastrukturen der großen städtischen Ballungsräume zu kollabieren drohen, entwinden sich Immobilien wie Produktionsmittel der privaten Kontrolle und drängen zur Vergesellschaftung, muß zugleich der nicht länger kontrollierbare und bezahlbare Individualverkehr durch moderne öffentliche Massentransportmittel ergänzt oder ersetzt werden.

Houston ist mehr noch als Los Angeles oder Detroit durch das Automobilsystem geprägt; Fußgänger sind auf ebener Erde nicht vorgesehen, für sie verbinden kilometerlange unterirdische Passagen die Hochhauskomplexe in der City. Mit seinen durch die Konzentration der Arbeitsplätze in den Verwaltungs- und Industrieparks geschaffenen neuen Verkehrsströmen und der Ausbildung dreier räumlich getrennter und jeweils von einem Kranz kleinerer Satellitenstädte umgebener Citys steht Houston heute vor Verkehrsproblemen, die nur noch durch die Einrichtung leistungsfähiger öffentlicher Massentransportmittel zu lösen sind, wie sie mittlerweile selbst von den um die sinkende Produktivität ihrer Arbeitskräfte besorgten Konzernherren gefordert werden.

In den Essays über die »Autobahnrevolte« in San Francisco und »die Renaissance des urbanen Schienenverkehrs« demonstriert der Autor, wie in den Boomjahren der Autoherstellung in Los Angeles, San Francisco und vielen anderen Kommunen der USA und Kanadas schnelle und umweltfreundliche Straßen- oder Schnellstraßenbahnen abgerissen wurden, um ihre Trassen in Rollbahnen für den Autoverkehr umzuwandeln, die nunmehr der Schienenverkehr zurückerobert. In San Francisco wurde die auf einer vormaligen Stadtbahnstrecke errichtete Autobahn mit einer über dem Mittelstreifen aufgeständerten Schnellbahn kombiniert — ein Modell, das jetzt in anderen vom Zusammenbruch des Verkehrs bedrohten Metropolen Schule macht. Dies war der Erfolg einer Protestbewegung; Volksentscheide in den Automobilregionen Houston, Dallas, Los Angeles zeigen, daß hier die Bevölkerung den Kampf um gesellschaftlich notwendige Transportlösungen aufgenommen hat.

Einen eigenen Teil seines Buches widmet Helms den politisch-ökonomischen Rahmenbedingungen des US-amerikanischen Städtebaus. Dezentralisierung bei gleichzeitiger Isolierung und Kontrolle der Werktätigen, wie sie durch die Entwicklung der Mikroelektronik ermöglicht wird, wird zur Herrschaftsstrategie der multinationalen Konzerne, je weiter die monopolkapitalistische Konzentration voranschreitet. Der weltweiten Auslagerung arbeitsintensiver Routinefunktionen der Computerbedienung in Niedrigstlohnländer wie die Philippinen oder Malaysia entspricht die Heimarbeit in der »elektronischen Wohnstube« im Landesinneren. So ist es, wie Helms konstatiert, »nicht ohne klassenkämpferischen Hintersinn«, wenn William Winpisinger, der Vorsitzende der Maschinistengewerkschaft, den Wiederaufbau der Innenstädte der US-Metropolen fordert und damit Arbeitsbeschaffung meint und eine Friedenspolitik, um die Mittel für die Modernisierung verrotteter städtischer Infrastrukturen bereitzustellen. Vor allem aber meint dieses Programm die Wiederbemächtigung der Städte durch die Werktätigen, deren kollektive Macht, mit dem nötigen Grundwissen der Computertechnik ausgestattet, allein die Kontrolle des Kapitals über die Mikroelektronik in die Kontrolle über das Kapital überführen könnte.

Reinhard Schweicher (Frankfurt/M.)

Novy, Klaus (Hrsg.): Wohnungswirtschaft jenseits reiner ökonomischer Theorie. Studienverlag Dr. N. Brockmeyer, Bochum 1985 (263 S., br., 34,80 DM)

Übergreifendes Thema der Aufsatzsammlung ist die Analyse der Grundlagen und Konsequenzen des »reinen Marktmodells«, das zunehmend zur Richtschnur wohnungspolitischen Handelns in der Bundesrepublik wurde. Demgegenüber erfordern nach Meinung der Autoren sozialpolitische Wertung, soziologische und sozialpsychologische Dimensionen und makroökonomische Bezüge der Wohnungswirtschaft eine erweiterte Sichtweise. Die kurze Einleitung der Autoren skizziert die Geschichte der bundesdeut-

schen Wohnungspolitik als Liberalisierungsprozeß und umreißt damit, nebst der Bezeichnung der versorgungspolitischen Defizite, die ordnungspolitische Ausgangssituation aktueller wohnungswirtschaftlicher Auseinandersetzungen.

In dem Beitrag »Theorie und Realität auf dem Wohnungsmarkt« stellt A. Jenke die idealtypische Vorstellung eines fast unumschränkt funktionsfähigen Wohnungsmarktes den vielfältigen ökonomischen und sozialen Beziehungen der Marktteilnehmer unter den Bedingungen städtischer Nutzungskonkurrenz gegenüber. Jenke deckt damit die methodologischen Fragwürdigkeiten liberaler Markttheorien des Wohnungsmarktes auf. Belegt wird diese Kritik durch den Beitrag von V. Eichener »Ausländische Arbeitnehmer als benachteiligte Gruppe auf dem Wohnungsmarkt«. Durch Auswertung statistischer Daten illustriert Eichener einerseits die Kontinuität sozialer Disparität, andererseits die Unangemessenheit einer auf abstrakt-ökonomische Verhaltensannahmen basierenden Wohnungspolitik.

H. Brandenburg spricht die kulturelle, die Lebens- und Bewußtseinsverhältnisse von Arbeitern konstituierende Wirkung der Wohnverhältnisse als »Lebenszusammenhang« an, der gegenüber sich die Deutung von »Wohnen« als ein Konsumwahlakt unter vielen als inhaltsleer erweist. Brandenburg versucht dies am Wandel der Wohnverhältnisse deutscher Industriearbeiter vom Kaiserreich bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu verdeutlichen.

Der Aufsatz von M. Drupp enthält eine umfassende Darstellung und Problematisierung der interventionistischen »Sackgasse« des derzeit praktizierten Preissystems im sozialen Wohnungsbau durch die Kalkulationsvorschrift der »Kostenmiete«. Drupp diskutiert alternative Möglichkeiten und sprengt damit die ordnungspolitische Dichotomie »Markt versus Staat« durch die Reformulierung gemeinwirtschaftlicher Ideen auf. Auf die Notwendigkeit staatlicher Interventionen verweist F. Schulz, der — in Anlehnung an die ältere Stagnationstheorie der »mature economy« — die Finanzierungspotentiale »kompensatorischer Finanzpolitik« nachzuweisen versucht. Dabei wird die Wohnungspolitik in den Kontext ihrer makroökonomischen Freiheitsgrade gestellt. Im Detail dürfte die Beweisführung jedoch umstritten bleiben; die Finanzierungsspielräume müßten darüber hinaus wohnungspolitisch stärker konkretisiert werden.

Insgesamt tragen die Beiträge zur Erkenntnis der Notwendigkeit einer interdisziplinären Orientierung der Wohnungswirtschaftsforschung bei, ohne jedoch diesem Programm auch nur annähernd erschöpfend nachkommen zu können. Dies hätte die Aufzählung, deren Beiträge auf Forschungs-, Dissertations- und Diplomarbeiten fünf junger Sozialwissenschaftler zurückgehen, überfordert. Deutlich wird aber, daß das Gut »Wohnen« — eben auch als »gutes Wohnen« — bedarfsgerecht nicht über den Markt allein sichergestellt werden kann. Entsprechend kann auch die Theorie der Produktion und Verteilung des Gutes »Wohnen« nicht allein durch einen marktliberalen Ansatz fundiert werden.

Jochen Anthes (Köln)

Breckner, Ingrid: Wohnungsnot und Gewalt. Academic Verlag, München 1985 (245 S., br., 61,- DM)

Im Rahmen einer Prozeß-, Struktur-, Handlungs- und Verhaltensanalyse werden »gewalterzeugende, gewalttransformierende und gewaltspeichernde Momente disparitärer Wohnungsversorgung« auf unterschiedlichen Ebenen thematisiert, wobei zunächst Arbeiten zur Erklärung und Beschreibung von Wohnungsnot herangezogen werden. Dabei werden vom 19. Jahrhundert bis heute in einzelnen Zeitabschnitten die Entwicklung der Wohnverhältnisse und die darauf bezugnehmende Wohnungspolitik skizziert. »Wohnungsnot wird als Ausdruck der strukturellen Unterdrückung bestimmter Bevölkerungsgruppen« (119) und als »Benachteiligung der Wohnungsnutzer zugunsten der Investoren im Wohnungssektor (123) dargestellt.

Der Zusammenhang von Wohnungsnot und Gewalt bildet die Klammer der Arbeit. Die Gewaltkategorie im Rahmen soziologischer Theoriebildung als Struktur- und Prozeßkategorien sowie ihre Ausformung in personeller, institutioneller und struktureller Hinsicht wird diskutiert. Beide Argumentationsstränge werden dann im Bereich »Gewalt in der Stadt« zusammengeführt. Hier werden Studien über die räumliche Verteilung von Gewalttätigkeiten in der Stadt referiert, die vom theoretischen Ansatz her häufig an die sozioökologische amerikanische Schule anknüpfen. Dabei erweist es sich als schwierig, Wohnverhältnisse allein kausal als »Leidensverursacher« zu isolieren. Aspekte des physischen und psychischen Leidens an Wohnverhältnissen, Leidensursachen sowie Möglichkeiten der Leidensbewältigung werden untersucht und in einem Analyseraster für weitergehende Studien aufbereitet. Dabei erscheinen mir nach den hier vorgenommenen begrifflichen Klärungen gezielte empirische Studien erforderlich; die quantitative Daten liefern. So wird sich erweisen, ob die Gewaltkategorie eine fruchtbare Bereicherung in der Diskussion um Wohnungsversorgung und Stadtentwicklung ist.

Dirk Schubert (Hamburg)

Tichy, Marina: Alltag und Traum. Leben und Lektüre der Dienstmädchen im Wien um die Jahrhundertwende. Böhlau Verlag, Wien 1984 (164 S., br., 14 Abb., 29,80 DM)

Walser, Karin: Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900. Extra-buch Verlag, Frankfurt/M. 1985 (195 S., br., 26,80 DM)

Bis zum ersten Weltkrieg bildeten Dienstmädchen die größte weibliche Erwerbstätigen-gruppe. Ihren Alltag historisch zu erhellen, haben sich die Wiener Historikerin Marina Tichy und die Frankfurter Soziologin Karin Walser in den vorliegenden Studien zur Aufgabe gemacht.

Marina Tichy beschäftigt sich mit der Frage, inwieweit die Lesestoffe der Dienstmädchen, Kolportageromane, christliche Erbauungsliteratur und Unterhaltungspresse, geeignet waren für eine Reflexion der eigenen klassen- und geschlechtsspezifischen Situation. Die Lesestoffe werden kontrastiert mit Leserinnenbriefen an Dienstbotenzeitungen, zeitgenössischen Umfrageergebnissen unter Dienstmädchen und autobiographischen Zeugnissen, die Aufschluß darüber geben, inwieweit realer Alltag und imaginierte Lebenswelten sich deckten oder auseinanderbrachen, mit welchen Träumen ein Alltag behaftet war, der für die ihn lebenden Dienstboten Anforderungen nach nahezu unbeschränkter Arbeitsbereitschaft bei geringer Entlohnung stellte.

Die Auflösung der Sozialform des »ganzen Hauses«, verbunden mit dem Anspruch auf Intimisierung der bürgerlichen Familie, hatte zu einer wachsenden Distanz der bürgerlichen Familie zu ihren Dienstboten geführt. Während die männliche Dienstboten-überschicht, deren Lesestoffe sich häufig mit denen der Herrschaften gedeckt hatten, den häuslichen Dienst zu verlassen begann, lasen die bleibenden Dienstmädchen vor allem Kolportageromane.

Tichy beschreibt den Kolportageroman als »Surrogat für nicht gelebtes Leben«, »Ventil für die Wut der Ohnmächtigen« und »ideologisches Anpassungstraining für die Unterschicht«. Romane wie die von Hedwig Courths-Mahler unterstützen die Illusion von Eheversprechen bürgerlicher Männer. Tichy kommt zu dem Schluß: »Die Lektüre erfüllte für die Dienstboten eine der bedenklichsten Funktionen, die Literatur haben kann: Sie machte das Unerträgliche erträglich.« (137) Karin Walser dagegen fragt nach widerständigen Elementen des Dienstmädchenlebens im Unerträglichen. Sie will die vergangene Geschichte der Dienstmädchen ans Licht holen und vorurteilsvolle Darstellungen in zeitgenössischen Quellen (Zeitungen, Zeitschriften, Statistiken) und literarischen Verarbeitungen (Fontane u.a.) ebenso überprüfen wie den aktuellen Stand der Forschung über Dienstmädchen. Sie beschreibt die Arbeitsanforderungen, die ein persönliches Verhältnis zu den Arbeitgebern begründen, und die Arbeitshaltungen, die Dienst-

mädchen in ihrer Tätigkeit herausbilden. — »Sämtliche Abhandlungen der Jahrhundertwende ... behaupten als auffallendes Kennzeichen von Dienstmädchen die Neigung zur Prostitution. Als Beweise dienten große Prozentsätze ehemaliger Dienstmädchen in Berufsstatistiken von Prostituierten ...« (59). Die Auflösung ist verblüffend einfach: Daß rund ein Drittel der Prostituierten früher Dienstmädchen waren, entspricht dem Anteil der Dienstmädchen an den weiblichen Erwerbstätigen! Für jede weibliche Beschäftigtengruppe wurde in Untersuchungen der Prostitutionsverdacht erhoben — und keine einzige war signifikant überdurchschnittlich daran beteiligt. »Nicht weshalb die Prostitutionsthese zutraf, ist also zu untersuchen, sondern weshalb sie, obwohl sie statistisch nicht schlüssig ist, allenthalben vertreten wurde.« (61) Allgemein hält Karin Walser den Prostitutionsverdacht für eine öffentliche Strategie gegen jede Lohnarbeit und autonome Existenz von Frauen. Den besonders verbreiteten Verdacht gegen Dienstmädchen versucht sie mit Freud als Konstrukt derjenigen zu entziffern, die ihn verbreitet haben. Dem Bürgertum habe der Verdacht die Möglichkeit geboten, sich über die feudalen Arbeitsverhältnisse, in denen es seine Dienstmädchen hielt, hinwegzutäuschen. In Romanen waren Ehefrauen als erotische Wesen tabu, Sexualphantasien wurden an Dienstmädchen festgemacht. Dennoch waren die bürgerlichen Bilder über weibliche Dienstboten heterogen. Dem prostitutionsverdächtigen stellte man das sich für die Herrschaft aufopfernde Dienstmädchen gegenüber. Sexualität ist immer dabei: Das aufgenötigte Zölibat kann nach Walser als Versuch interpretiert werden, Vorstellungen über die rechte Art zu dienen durchzusetzen.

Die Sozialdemokratie versuchte den Prostitutionsverdacht gegen Dienstmädchen zu vereinnahmen, um den Sittenverfall der Bourgeoisie zu propagieren. Ihrer umfassenden Disziplinierung begegneten die Dienstmädchen mit Gegenwehr: individuell reagierten sie mit häufigem Stellenwechsel und dem Unterlaufen öffentlicher Arbeitsmarktkontrollen, Fälschen von Marktrechnungen zugunsten der eigenen Kasse und Klatsch über die Herrschaft. Kollektiv reagierten sie mit Unruhen (1899) und der Organisierung in Vereinen unterschiedlichster politischer Zielrichtung. Auszug aus dem Beruf, sei es mittels Heirat, sei es über Wechsel in die Fabrikarbeit, blieb darüber hinaus eine Strategie, dem totalen Unterordnungszwang zu entfliehen. Das Leben im Unerträglichen wurde also nicht nur hingenommen! Karin Walser hat mit diesem Buch die Sensibilität für historische Formen weiblichen Protestverhaltens ausgeweitet.

Vera Konieczka (Münster)

Erziehungswissenschaft

Stratmann, Karlwilhelm, und Anne Schlüter (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur Berufsbildung 1794-1869. Böhlau-Verlag, Köln 1982 (320 S., Ln., 96,- DM)

Schlüter, Anne, und Karlwilhelm Stratmann (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur betrieblichen Berufsbildung 1869-1918. Böhlau-Verlag, Köln 1985 (340 S., Ln., 96,- DM)

Bruchhäuser, Hanns-Peter, und Antonius Lipsmeier (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur schulischen Berufsbildung 1869-1918. Böhlau-Verlag, Köln 1985 (392 S., Ln., 96,-DM)

Die drei Bände bilden Band 1 bis 3 der Reihe B der Quellen und Dokumente zur Geschichte der Berufsbildung in Deutschland, die der Bochumer Berufspädagoge Karlwilhelm Stratmann unter Mitarbeit seiner Kollegen Klaus Kümmel (Aachen) und Günter Pätzold (Dortmund) herausgibt. Das Quellenwerk gliedert sich in drei Reihen (Reihe A: 20. Jahrhundert, Reihe B: 19. Jahrhundert, Reihe C: Ausgewählte Problembereiche und Lösungskonzepte), allein die Reihe B liegt vollständig vor. Diese Quellensammlungen bilden eine verdienstvolle Leistung, die zur historischen Fundierung der Berufs- und Wirtschaftspädagogik beiträgt, die von den zuvor verfügbaren Quellensammlungen of-

fengelassenen Informationslücken werden durch die Neuerscheinungen merklich verkleinert, und die darin geleisteten historisch-kritischen Kommentierungen liefern willkommene Hilfestellung zur Erschließung der Geschichte der Berufsbildung in Deutschland.

Trotz dieses unvergleichlich reichhaltigen Angebots zur Aufklärung und Spurensicherung im unwegsamen Gelände der Berufsbildungsgeschichte bleiben manche Erwartungen und Ansprüche uneingelöst; etwa der Anspruch auf wechselseitige Abstimmung und Verknüpfung einzelner Bände, den man an ein solches editorisches Großprojekt stellen darf. Es wäre wünschenswert gewesen, die Parallelbände B/2 und B/3 stärker aufeinander zu beziehen und miteinander abzustimmen: dadurch wäre der Zusammenhang von *betrieblicher* und *schulischer* Berufsbildung besser verdeutlicht worden. Viel Platz wird dadurch beansprucht, daß dieselben Dokumente in beiden Bänden abgedruckt sind.

Zu den Bänden im einzelnen. — Band 1: Stratmann und Schlüter nehmen als Dokumente zur Eingrenzung der Epoche, die sie behandeln, das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten vom 1. Juni 1794 und die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869: In diesem Zeitraum vollzog sich ein tiefgreifender ökonomischer Strukturwandel, der die gesellschaftliche Arbeitsorganisation ebenso veränderte wie die privaten Lebensverhältnisse und im Bereich der gewerblichen Berufserziehung zu einem Prozeß der Institutionalisierung und Differenzierung führte: »... und zwar von dem bisher einzigen, ganzheitlich-familial-patriarchalisch bestimmten Lernort Betrieb hin zu zwei Lernorten, nämlich Betrieb und ihn ergänzender Schule, verknüpft mit der Zuschreibung von praktischer Ausbildung = Betrieb und theoretischer Ausbildung = Schule.« (3) Die Herausgeber rekonstruieren diesen Institutionalisierungs- und Differenzierungsprozeß, den sie sachkundig mit wirtschaftsstatistischen Daten und einer Fülle gewerberechtllicher Dokumente belegen.

Band 2: Schlüter und Stratmann zeichnen den durch das Konkurrenzverhältnis zwischen Handwerk und Industrie geprägten Entwicklungs- und Differenzierungsprozeß der gewerblichen betrieblichen Berufsbildung von 1869 bis 1918, wobei sie Berufsbildung als in soziale Konflikte verweben darstellen; die Abhängigkeit des gewerblichen Lehrlingswesens von der ökonomischen Entwicklung wird materialreich belegt. Besonderes Gewicht wird auf die Diskussion der zeitgenössischen rechtlichen Grundlagen, deren Vorbereitung, praktische Durchsetzung und Novellierung gelegt, die im Ergebnis zu einer Neuordnung und Stabilisierung des handwerklichen Ausbildungswesens führte.

Erfreulich ist es, daß zur Beschreibung der betrieblichen Lehrverhältnisse auch Dokumente herangezogen werden, die die Ausbeutungssituation der Lehrlinge deutlich brandmarken, wie August Bebel's 1890 veröffentlichte Schrift »Zur Lage der Arbeiter in den Bäckereien«, bedauerlich, daß die Arbeiterjugend selbst in keinem Dokument zu Wort kommt. Da beispielsweise die Gründung des »Vereins der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins« im Jahre 1904 als Reaktion auf die Mißstände im Lehrlingswesen erfolgte, hätte es nahegelegen, auch Dokumente aus den Zeitschriften der Arbeiterjugendbewegung abzudrucken.

Band 3: Bruchhäuser und Lipsmeier skizzieren die widersprüchliche gesellschaftliche Entwicklung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, die zunächst die überlieferte und überlebte handwerklich-zünftlerische Berufsausbildung durch eine neue Rechtsordnung, die Gewerbeordnung von 1869, beseitigte, um dann über deren Novellierungen die handwerkliche Meisterlehre wieder zu beleben.

Mit der Einbindung des Handwerks in die tragenden Stützen des Obrigkeitsstaates ging die Instrumentalisierung der Fortbildungsschule im Kampf gegen die aufkommende Sozialdemokratie einher: Die Fortbildungsschule als Vorläuferin der heutigen Berufsschule sollte seinerzeit vor allem die männliche schulentlassene Jugend in der Zeit zwischen Volksschulentlassung und Eintritt in den Heeresdienst sozialer Kontrolle unter-

werfen. Ziel war die Ergänzung und Wiederholung des Volksschullehrstoffes und die sogenannte »Jugendpflege«, eine ideologische Immunisierung gegen subversive Tendenzen, die den sozialistischen Lehren zugeschrieben wurden. Diese bildungstheoretische und vor allem gesellschaftspolitische Begründung der Fortbildungs- bzw. Berufsschule belegen die Herausgeber mit markanten Dokumenten. Die hinzukommende wirtschaftspolitische Begründung, die auf die Beseitigung der technologischen Rückständigkeit, der qualifikatorischen Defizite der Arbeitskräfte und der Mißstände im gewerblichen Lehrlingswesen zielt, wird sachkundig anhand der Schriften der »Väter« der Berufsschule aufgewiesen: Oskar Pache, Friedrich Rücklin, Georg Kerschensteiner, Aloys Fischer und Eduard Spranger.

Die Herausgeber machen deutlich, daß neben der betrieblichen Berufsausbildung die begleitende Berufsschule als Lernort zwar sekundär, aber gleichwohl unverzichtbar war im Prozeß der Entstehung und Konsolidierung des »dualen« Systems der Berufsausbildung. Ausführlich werden Fragen der rechtlichen Normierung, der Organisation, Trägerschaft und Finanzierung der Berufsschule, der curricularen und methodischen Gestaltung des Unterrichts und der Ausbildung und Tätigkeit der Berufsschullehrer behandelt und mit Dokumenten untermauert.

Löblich ist die Berücksichtigung der zeitgenössischen berufspädagogischen Verbände und Zeitschriften, deren bildungspolitische und didaktisch-innovative Wirksamkeit kaum überschätzt werden kann. Mit der Wiedergabe und Kommentierung einschlägiger Dokumente zur Verbandspolitik der Gewerbe- und Handelslehrerverbände werden schul- und sozialgeschichtlich bedeutsame Daten bereitgestellt, die das Wechselverhältnis von Institutionalisierung der Fortbildungs- bzw. Berufsschule und Professionalisierung ihrer Lehrer charakterisieren. Der Frage der Schulgebäude und der Schulraumausstattung ist ein eigenes Kapitel gewidmet.

Die Berufsschüler kommen in keinem Dokument selbst zu Wort. Insofern wird dem Leser die Möglichkeit vorenthalten, die Berufserziehungsgeschichte auch aus dem Blickwinkel der Betroffenen kennenzulernen.

Martin Kipp (Kassel)

Büchner, Peter: Einführung in die Soziologie der Erziehung und des Bildungswesens. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1985 (246 S., br., 36,50 DM)

Büchner will in seiner Einführung Kindheit und Erziehung sowie die Schule im historischen Wandel zeigen (8) und dabei in einem exemplarischen Vorgehen »die Bedeutung einer sozialgeschichtlich aufgeklärten Sichtweise« demonstrieren (15). Im Brennpunkt der Betrachtung stehen die Entwicklung der Kindheit und der Familienerziehung in der Bundesrepublik seit den 50er Jahren und die Schulentwicklung seit den Reformbestrebungen der 60er Jahre. Nach Bemerkungen zum Sozialisationskonzept und zur sozialgeschichtlichen Vorgehensweise wird die Diskussion um die Geschichte der Kindheit im Anschluß an Aries, de Mause und Shorter referiert. Das dritte Kapitel bietet »erziehungssoziologische Analysen über das Aufwachsen und Kindsein in der Bundesrepublik seit den 50er Jahren«. Nach sozialisationstheoretischen Vorüberlegungen erläutert Büchner seine Absicht, die Kindheits- und Sozialisationsgeschichte als »Generationengeschichte« zu untersuchen. Anregend und weiterführend ist das Konzept der historischen »Aneignungsweisen«. Dem Leser wird in überzeugender Weise klargemacht, daß Kindheit, Familie und Schule historisch determinierte Sozialformen sind, daß die Eltern-Kind-Beziehungen von Lebenslagen und Lebensformen abhängen. Besonders liegt Büchner daran, die Ambivalenz der Entwicklung von Kindheit und Familienerziehung zu verdeutlichen und jeder Fortschrittseuphorie entgegenzutreten.

Der zweite Teil beginnt mit Überlegungen über die Motive für die Bildungsexpansion und Schulreform und einer Skizze der Verlaufslinien der Schulentwicklung seit Mitte der 60er Jahre. Dabei werden einige noch immer verbreitete Klischeevorstellungen (z.B. Un-

verändertheit des dreigliedrigen Schulsystems, Chancengleichheit für Arbeiterkinder) korrigiert. Im Anschluß an die Verlaufsskizze werden die verschiedenen Erklärungsansätze für die Bildungsexpansion kritisch diskutiert. Büchner vertritt — vor allem gegenüber bedarfsprognostisch orientierten Ansätzen — entschieden die These, die spezifische Interessenlage der sogenannten neuen Mittelklasse (Angestellte, kleine und mittlere Beamte) sei entscheidend gewesen sowohl für die Bildungsexpansion wie auch für den Abbruch der Bildungsreform in der Bundesrepublik.

Im letzten Kapitel werden die Beziehungen zwischen Familienerziehung und Schule im Hinblick auf die Reproduktion sozialer Ungleichheit hergestellt. Maßgebend ist dabei die These vom zirkulären Verlauf des Sozialisationsprozesses (vgl. Rolff und Hurrelmann). Abschließend wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf Bourdieus Theorie von der Funktion der Schule zur Reproduktion des kulturellen Kapitals gelenkt.

Zunächst fällt im Vergleich mit früheren Einführungen in die Bildungs- oder Erziehungssoziologie die starke sozialgeschichtliche Orientierung auf. Historische Veränderungen im Sozialisationsbereich und in der schulisch vermittelten Reproduktion der bundesrepublikanischen Gesellschaft sind die »Leitthemen« der Darstellung. Der Titel mag für konventionelle Leseerwartungen irreführend sein, inhaltlich enttäuscht diese Einführung den Leser wohl kaum. Ältere Einführungen in die Erziehungssoziologie geben in der Regel einen Überblick über Sozialisations-theorien und Ergebnisse der Sozialisationsforschung unter besonderer Berücksichtigung der schichtspezifischen Sozialisation oder über organisationssoziologische Ansätze im Blick auf die Schule, ein spröder Stoff, in dem der Leser seine soziale Realität meist kaum wiederfindet. In der vorliegenden Veröffentlichung werden historisch-konkrete Veränderungsprozesse im Erziehungsbereich beschrieben und interpretiert. Die Pädagogisierung des Alltags wird auf ihre Ursachen befragt. Man findet scharfsinnige Beobachtungen z.B. im Hinblick auf die Veränderung des Wohnens oder des kindlichen Umgangs mit der Zeit, die »soziologische Fantasie« verraten — eine z.T. geradezu spannende Lektüre. Der Verfasser hat Arbeiten aus sehr unterschiedlichen Wissenschaftsgebieten zusammengetragen, um beispielsweise die sozioökonomische und kulturelle Veränderung der Dörfer zu kennzeichnen. Auch sonst häufig vernachlässigte, auf Spezialthemen abgedrängte Gesichtspunkte wie die Zuwanderung ausländischer Arbeiterfamilien finden Berücksichtigung. Die sehr zahlreichen Verweise auf einschlägige Literatur sind prägnant (mit Angabe der Seitenzahlen), nicht pauschal, wie häufig üblich. Als Mangel mag jemand vermerken, daß er mit den Begriffen und methodischen Ansätzen dieser soziologischen Teildisziplin nicht in größerem Umfang und nicht systematisch vertraut gemacht wird. Solche Schwächen treten freilich m.E. zurück hinter den Vorzügen. Georg Auernheimer (Marburg)

Krieger, Wolfgang: Identität und Erziehung. Die Bedeutung von Identitätstheorien für die Pädagogik. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M., Bern 1985 (322 S., br., 66,- SFR)

Wenn man davon ausgeht, daß mit der Aufgabe eines entelechialen Naturbegriffs auch die Sicherheit hinsichtlich der Bestimmung des Menschen brüchig wird (17), daß mithin der Mensch sich selbst über die Konstruktion seiner Welt unablässig bestimmen muß, so eröffnen sich historisch zumindest zwei Perspektiven: Zum einen kann man dieses Auf-sich-selbst-Gestelltsein als unhintergebar akzeptieren und zum zweiten kann man versuchen, die Möglichkeiten subjektiver Selbstbestimmungen normativ-inhaltlich einzubinden, womit man Kriterien gewinnt, um das, was man in den eigenen Augen geworden ist (Kausalidentität; 27) bzw. werden möchte (Finalidentität; 27), beurteilen zu können. Krieger diskutiert den Identitätsbegriff innerhalb der ersten Perspektive als formalen Begriff der Selbstbestimmung, womit er für die Erziehungstheorie nur noch als Grenzbegriff auftaucht.

Im Anschluß an eine Diskussion von erkenntnistheoretischen Beiträgen (über die

Möglichkeit und Gültigkeit von »Selbstbewußtsein«, von soziologischen Ansätzen (Diskussion von traditioneller und interaktionistischer Rollentheorie) sowie von psychologischen Theorien zur Identität (Selbstkonzeptforschung unter Einbeziehung psychoanalytischer Erkenntnisse zur Stabilisierung von Selbstkonzepten) bemüht sich Krieger in einem zweiten Teil — im Anschluß an die Systemtheorie Luhmanns — um eine »Theorie von Identität als Konstrukt«. Setzt man Subjektivität nicht nur als Referenzpunkt von Identitätswürfen, sondern zugleich als (einzig legitime) Instanz, die diese Entwürfe für sich tätigt, so läßt sich Selbstbestimmung auf die (inhaltlich nicht legitim problematisierbare) Reduktion von Komplexität einschränken: »Subjekte reduzieren die Komplexität möglicher Identitäten durch Selektion von Identifikationsmöglichkeiten.« (116) Krieger schlägt als Definition vor: »Identität bezeichnet einen Komplex von [stereotypen; Anm.d.Verf.] Konstrukten, der das Insgesamt selbstbewußter Kognitionen und der subjektiven Bedingungen, durch die diese zustandekommen, darstellt. Solche Konstrukte dienen der Erklärung und Vorhersage von Selbstwahrnehmungen (im weitesten Sinne) und implizieren generalisierende Urteile, durch die ihre Integration zu einem Hypothesensystem ermöglicht wird. Als naive Persönlichkeitstheorien konstituieren sich solche Konstrukte aus sprachlichen Vorgaben, die sozial vermittelt werden.« (94) Die Thematisierung der sozialen Vermittlung subjektiver Selbstbestimmung reduziert sich allerdings auf die Angabe, daß das Subjekt sich notwendig als Besonderes begreifen muß, insofern es eine Auswahl aus stereotypen Allgemeinheiten auf sich anwendet (130): Soziale Vermittlung wird nicht als das begriffen, durch das hindurch erst die Notwendigkeit subjektiver Selbstbestimmung entsteht und die zugleich diese Selbstbestimmung als sozial irrelevant setzt: Nicht diskutiert wird die historisch-soziale Dialektik, die Identität als Problem setzt.

Es bedeutet, aus der Not eine Tugend zu machen, wenn man wie Krieger aus dem funktional-formalisierten Identitätsbegriff folgert, daß die Fähigkeit zur produktiven Krisenverarbeitung gelernt werden müsse (144). Eine solche normative Wendung des Identitätsbegriffs mag zwar einerseits notwendig sein, um diesen Begriff im Rahmen pädagogischer Ansätze diskutieren zu können, andererseits aber holt hier die sozial vermittelte Irrelevanz von subjektiven Identitätswürfen deren Sinn ein: »Identität als reduzierte Komplexität gewinnt ihre Sicherheit als weltbewältigende Formation nicht, indem sie sich unter den Scheffel der Affirmation stellt, sondern indem sie sich als ein Leistungspotential unendlicher Synthesen auf ihren Fortschritt einrichtet, indem sie ihre 'Güter', ihre Vor-Urteile aufzugeben bereit ist, um neue zu gewinnen.« (134) Selbstbehauptung als Selbstverlust, Identität als die Bereitschaft, diese ständig zu überwinden? Der Lernprozeß wird zum Selbstzweck, ohne daß angegeben werden könnte, worin seine Relevanz für das Subjekt besteht: Auch neue Vor-Urteile sind nur Vor-Urteile.

Welche Bedeutung hat ein solcher Identitätsbegriff nun für die Pädagogik? Krieger versucht, diese Bedeutung hinsichtlich des »Erziehungsziels« und des »pädagogischen Verhältnisses« zu explizieren. Was die Konzipierung von Erziehungszielen angeht, so hat eine solche funktional-formale Bestimmung des Identitätsbegriffs den Vorteil, daß von ihr aus materiale, d.h. ethisch begründete Erziehungsziele problematisiert werden können. Nicht nur erscheint die »Selbstreferenz« (Luhmann) des Educanden unhintergebar, sondern auch die unter normativen Gesichtspunkten ausgewählten Inhalte müssen vor dem Hintergrund des Identitätskonzepts nur als hypothetisch bleibende Angebote verstanden werden. Das Subjekt als selbstreferentielles und das heißt auch: als in seine beliebige Subjektivität gebanntes, bildet die Grenze pädagogischer Ansprüche. Daß man dies anerkennen und trotzdem verantwortbar handeln muß — dies aber wußte Pädagogik immer schon.

Was das »pädagogische Verhältnis« angeht, so diskutiert Krieger die Vorstellung von Identität als Resultante der Begegnung (Buber, Bollnow), als Widerstand (Adorno) so-

wie als Gegenstand kommunikativer Verhandlung (Schaller; 222-256). Die Grenze des vorgeschlagenen Identitätsmodells läßt sich an Adornos Kritik verdinglichter Identität noch einmal verdeutlichen: Adorno ging es keineswegs um die Ermöglichung eines formalisierten Lernprozesses, der durch die Bereitschaft der Subjekte gekennzeichnet ist, ihre Identität aufzugeben, um eine neue zu gewinnen, die ebenso brüchig ist. Für Adorno hat ein solcher Prozeß nur Sinn, wenn durch ihn die »Fremdheit« (der bloß hypothetisch-kalkulierte Charakter von Welt) ebenso überwunden wird wie das auf bloße Selbsterhaltung reduzierte Verständnis subjektiver Identität. Krieger sieht diese Problematik durchaus, wenn er für die Erziehung als Leitvorstellung postuliert: »Ermöglichung einer anpassungsfähigen flexiblen Identitätsformation, der ein realistisches Selbstkonzept entspricht« (280), das durch den autonomen Umgang mit der eigenen Identität auf der Grundlage von Sinnkonstrukten gekennzeichnet ist, und wenn er als Weg zu einem solchen Ziel die Vermittlung von Positionen (inhaltlichen Stellungnahmen, die man für begründet hält) vorschlägt, zu denen auch widersprechende Positionen vorgestellt werden, aber erst, nachdem Positionalität geschaffen wurde (287). Er müßte dann aber auch sagen können, was ein realistisches Selbstkonzept, d.h. ein begründungsfähiger Identitätsentwurf ist und — für die »objektive« Seite — was eine begründete Position darstellt: Daß deren Vorhandensein funktional erforderlich ist für Identitätsentwürfe, bedeutet schließlich noch nicht, daß diese (und damit die über sie vermittelten Identitätsentwürfe) auch begründbar (d.h. nicht mehr beliebig) sind. Alfred Schäfer (Köln)

Lehmann, Thomas: Erziehungswissenschaft, Erziehungstheorie und Weltanschauung. Eine historisch-systematische Untersuchung zum Werk Rudolf Lochners, Peter Lang Verlag, Frankfurt/M., Bern 1985 (267 S., br., 57,- SFR)

Rudolf Lochner, soweit überhaupt bekannt, gilt als Ahnherr einer empiristischen Auffassung von wissenschaftlicher Pädagogik — für die empiristische Richtung als Vertreter einer überholten Position und für die übrige Pädagogik als ein von daher uninteressanter Autor. So ist es nicht verwunderlich, daß sein Spätwerk »Phänomene der Erziehung«, in dem Lochner sich um eine kategoriale Vermessung des pädagogischen Gegenstandes bemüht, ohne jede Beachtung geblieben ist. Vor diesem Hintergrund wird die doppelte Zielsetzung der Dissertation von Lehmann verständlich: Ihm geht es einerseits darum, den wissenschaftstheoretischen Ansatz Lochners auf seine reale wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung zu reduzieren; andererseits bemüht er sich um den Nachweis, daß das Werk Lochners (zu dem bisher keine Monographie vorliegt) neben dem Aspekt der Wissenschaftstheorie weitere Schwerpunkte hat in wertenden Stellungnahmen zu pädagogischen Fragen im Rahmen der Volksbildung der 20er Jahre sowie in Ansätzen zu einer deskriptiven Erziehungstheorie, die in dem erwähnten Spätwerk kulminieren.

Während Lochner in den 20er Jahren noch einen dualistischen Wissenschaftsbegriff vertreten hatte, für den auch eine präskriptive Wissenschaft möglich erschien, schließt er sich ab 1934 der monistischen Wissenschaftsauffassung an und trennt scharf zwischen Erziehungswissenschaft und einer weltanschaulich fundierten Erziehungslehre (20f.). Lochners zentrales Anliegen bestand dabei darin, die wissenschaftliche Erforschung des pädagogischen Gegenstandes von praxisbezogenen Erwägungen und praktischen Orientierungsbedürfnissen unabhängig zu machen (73) und damit von Ansprüchen, die sie als Wissenschaft zu überfordern scheinen. Lehmann weist nach, daß dieses Grundanliegen, das Lochner in Gegensatz zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik brachte, diesen keineswegs dazu führt, eine stringent begründete wissenschaftstheoretische Position zu formulieren. Wenn Wertbezogenheit das Abgrenzungskriterium der Erziehungslehre von der Wissenschaft sein soll, so ist dieses nicht trennscharf, ist doch Wissenschaft selbst wertverpflichtet (53). Daß gesetzmäßiges Wissen ein Unterscheidungsmerkmal sei, wird von Lochner selbst relativiert, der allgemeine Gesetze im Erziehungsbereich für unwahr-

scheinlich hält (54). Was den spezifischen Gegenstand der Erziehungswissenschaft — das pädagogische Handeln in seinen Voraussetzungen und Folgen — angeht (und damit die Autonomie dieser Wissenschaft), so widersprechen Lochners Bemühungen um eine deskriptive Klärung des Erziehungsbegriffs, in die normative Momente eingehen (175f.), der empiristischen Option auf die einfach »gegebene« Realität. Auch in der Methodenfrage bleibt Lochner unentschieden: Wenn er auch eine (nicht näher bestimmte) phänomenologische Deskription primär setzt, so sind doch andere Methoden (darunter auch das »Verstehen«) keineswegs ausgeschlossen. Lochners Begründung der Erziehungswissenschaft bleibt so heterogen und in sich widersprüchlich, daß Lehmann feststellen kann (auch unter Verweis auf andere Pädagogen, die vor Lochner ähnliche Positionen vertreten), daß auf diesem Gebiet kaum die Verdienste Lochners liegen können (80).

Lochners praktisch-pädagogisches Engagement innerhalb der Volksbildungsbewegung der 20er Jahre läßt sich im Kontext der »Neuen Bewegung« verorten, für die eine individualisierende, an den konkreten Bedürfnissen der Menschen ansetzende Bildung das Mittel darstellte, gegen weltanschauliche Zerrissenheit, Profitstreben und Phänomene der Entfremdung das Volk als geistige Einheit wiederherzustellen (92ff.). Für Lochner ergab sich dieses Problem vor dem Hintergrund der Tatsache, daß in der Folge des Ersten Weltkrieges Sudetendeutsche unter tschechische Staatshoheit gestellt wurden, in verschärfter Form: als Abwendung des »völkischen Todes« durch Slawisierung (118f.). Die Option für eine kulturelle deutsche Identität ging einher mit derjenigen auf ein großdeutsches Reich, was Lochner in unmittelbare Nähe zum Nationalsozialismus brachte — zumindest was diese Option anging (142f.). Pädagogische Wirkungsphantasien gehen mit reaktionären politischen Optionen einher: Lochner gibt selbst ein Beispiel dafür, wie wenig das Eintreten für eine »wertfreie« Erziehungswissenschaft bedeutet, wenn es um die Stellungnahme zu konkreten, als »pädagogisch« identifizierten Problemen geht (152).

Lochners eigentliche Leistung liegt wohl auf dem dritten Schwerpunkt, den Ansätzen zu einer Erziehungstheorie, zu einer kategorialen Bestimmung des pädagogischen Gegenstandes. Er vertritt hier einen intentionalen Erziehungsbegriff, den er nicht einfach dogmatisch fixiert, sondern in seiner Problematik auszuleuchten versucht. Lochner schwankt hier allerdings zwischen zwei Analyseebenen: Zum einen versucht er, das, was »Erziehung« meint, auch inhaltlich anzugeben, indem er auf den Verantwortungsbegriff rekurriert. Dies deutet an, wie Lehmann feststellt, daß ein Begriff der Erziehung ohne normative Option wohl kaum angebar sein dürfte. Andererseits hebt Lochner, indem er von der zweckrationalen Vorstellung eines real ablaufenden Erziehungsprozesses abgeht und die Dilemmata bestimmt, denen eine Qualifizierung pädagogischer Handlungen unterliegt (Unmöglichkeit, Wirkungen vorherzusehen, das Kind letztlich zu verstehen — und dennoch handeln zu müssen [183f.], das Problem der Wahrnehmung eines kontinuierlichen Erziehungsprozesses [192f.]), auf die Fragestellung ab, unter welchen Bedingungen man qualifiziert von »Erziehung« reden kann, und nimmt somit eine metatheoretische Position ein. Seine Erziehungstheorie schwankt zwischen beiden Perspektiven: Darin liegt ihr nicht ausgeführtes Potential. Darauf aufmerksam gemacht zu haben, bildet — neben dem Bemühen um eine Gesamtdarstellung des Werkes Lochners — das Verdienst der Arbeit Lehmanns.

Alfred Schäfer (Köln)

Medizin

Göckenjahn, Gerd: Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985 (436 S., br., 20,- DM)

Göckenjahns Arbeit ist eine interpretative Darstellung der langfristigen Entwicklung zur Kooptation zwischen der Medizin (als gesellschaftlicher Diskurs über Gesundheit im Sinne der sozialen Kontrolle des Körpers und des Geistes), den Ärzten (die regulative Träger dieses Diskurses sind und ihren anfangs prekären ökonomischen Status zu konsolidieren versuchen) und den staatlichen Formierungs- und Funktionsinteressen, so daß die Geschichte der Medizin — sozial- wie dogmengeschichtlich — eine verflochtene Entwicklung von Gesundheit, Ärzten und Staat — als »Genese einer gesellschaftlich bestimmten Herrschaftsform« (14) — darstellt. Sein Blick auf diese Geschichte ist stark durch die Brille von Foucaults »Analytik der Macht« gefiltert (16f.). Der sozialgeschichtliche Kontext für diese Geschichte des Gesundheitsdiskurses — als Geschichte einer sozialen Disziplinierung — ist der erwerbswirtschaftlich geprägte Industrialisierungsprozeß, wodurch die »Geschichte der Gesundheitsvorstellungen zugleich eine Geschichte der sozialen Obsessionen des Bürgertums ist« (15). Das tieferliegende Thema dieser Geschichte ist demnach die Leistungsfähigkeit des Menschen, seine Erfolgsorientierung. Dieser Disziplinierungsperspektive reiht sich die Darstellung der Entwicklung des Kasenswesens (und der Krankenkassen-Ärzte) (398ff.) ebenso ein wie die Formwandlungen des Gesundheitsdiskurses von der individuellen Selbstregulation (als Selbstthematizierung des Bürgers) (74ff.) zur staatspolitischen Regulation (Intervention) angesichts von Pauperismus und »sozialer Frage« (109ff.).

In dieser Transformation der (selbststeuerungsorientierten) »persönlichen Gesundheitspflege« zur »öffentlichen Gesundheit(spolitik)« spielt die Epoche der »medizinischen Polizey« eine wichtige Rolle (94ff.). Nicht zuletzt bei der Analyse dieser Entwicklungsphase wird die Selektivität der am Modell der Sozialdisziplinierung orientierten Historiographie von Göckenjahn — wie überhaupt des permanenten Herrschaftsverdachts von Foucault, Castel oder Donzelot — deutlich. Zuwenig wird die andere — sicherlich schon in der älteren Historiographie umstrittene — Seite der Kameral- und Staatswissenschaften und — später — der Pauperismusliteratur (vor dem Hintergrund der 1848er Revolution) erkannt: Die allmähliche Entwicklung der »Wohlfahrtsstaatsidee«, die — trotz des paternalistischen Gewandes — nie in Machtinteressen des sich konstituierenden Verwaltungsstaates allein aufging. Zu denken ist an das eingeforderte Recht auf Arbeit, Einkommen und Gesundheit in der Dogmengeschichte der sozialen Hygiene (von Frank über Virchow, Neumann, Casper bis hin zu Grotjahn, Mosse, Tugendreich u.a.). Diese Perspektive kommt bei Göckenjahn zu kurz. Er sieht im »Programm der Sozialreform« nur die »Forderung nach liberaler Marktwirtschaft und technokratischer Entwicklungspolitik« (268). Die Thematisierung sozialpolitischer Fragen wird von ihm im Lichte professionspolitischer Standesinteressen gesehen. Derartige Privilegienorientierungen vermitteln die ärztliche Medizin — »strukturell« — zur »Staatstätigkeit« (270). Dies ist eine analytisch berechtigte und auch fruchtbare historiographische Herangehensweise, doch nur die halbe Geschichte. So fällt beispielsweise die Darstellung der Position von Virchow (279ff.) selektiv aus: Hatte nicht Virchow ein Recht auf Arbeit mittels kommunaler Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und somit ein Mittel der Armutsbekämpfung und präventiven Krankheitsbeseitigung gefordert (mit weitreichenden national-ökonomischen Implikationen, z.B. der Finanzierung durch produktive Geldschöpfung mit multiplikatoren Effekten, die Virchow — wie andere Autoren der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts — zum frühen Vertreter der »functional finance« machten)?

Göckenjahns Darstellung erhält nicht zuletzt vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten um Selbsthilfe im Gesundheitswesen (De-Professionalisierung als Gegenstrategie

zur »Enteignung der Gesundheit«) und der Konzeption gemeindebezogener Gesundheitssicherung eine außerordentliche analytische Berechtigung. Zugleich sollte aber die Grenze des herrschaftssoziologischen Ansatzes im Gebiet des Gesundheitswesens — überhaupt der Theorie der staatlichen Sozialpolitik als soziale Kontrolle — beachtet werden. Damit sind jedoch zugleich die Grenzen einer derartigen Geschichtsschreibung umrissen.

Frank Schulz (Bochum)

Efron, Edith: The Apocalypitics. Cancer and the big ly. Simon and Schuster, New York 1984 (590 S., br., 66,80 DM)

Die Apokalyptiker: Das Buch ist, wie seine Autorin sagt, »die vollständig dokumentierte Aufdeckung eines der größten wissenschaftlichen Skandale unserer Zeit, nämlich die ideologische Korruption der Krebsforschung in den USA«. Efron vertritt die These, daß eine extreme Umweltbewegung, die sie die Apokalyptiker nennt, die Forschung in bezug auf umweltbedingten Krebs politisch verzerrt hat und in den USA mit einer Theorie dominiert (Environmental McCarthyism), die ein reiner Mythos ist.

Efron nennt diesen Gegenstand, ihre »Entdeckung«, ein kulturelles Verbrechen, das in einer freien Gesellschaft nicht möglich sein sollte. Krebsprävention ist ihrer Meinung nach eine institutionalisierte öffentliche Illusion, weil 1) wissenschaftliche Grundlagen dafür nicht existieren und 2) das Chaos der herrschenden Regulierung völlig ineffektiv ist. Das Buch ist in der Manier einer Aufklärungsschrift verfaßt und spiegelt eine fünfjährige, offenbar gründliche Recherche der Journalistin wider. Im Gegensatz zu vielen anderen einschlägigen Kollegen/innen hat sie sich mit scharfem Verstand und unter Anwendung logisch-wissenschaftlichen Denkens mit den Widersprüchen der Forschung zur Krebsätiologie befaßt.

Das Buch erinnerte mich in der Breite seiner Argumentation und ideologischen Konstruktion sofort an ein anderes epochemachendes Werk: die Untersuchung von A. Steiger über die Verursachung der Kurzsichtigkeit zwischen Genetik und Umwelt. Dieses 1913 geschriebene Buch bewirkte vor dem Hintergrund der aufkommenden Rassehygiene damals eine »Wendek« in bezug auf den gesundheitlichen Umgang mit der Kurzsichtigkeit: Prävention wurde zu einem Mythos erklärt, weil die Genetik schließlich nicht geändert werden könne. Mit der Krebsprävention könnte ähnliches passieren: Auch wenn eine industrielle chemische Produktion nicht mehr existieren sollte, wird es keine Senkung der Gesamtkrebsrate geben, sondern aufgrund der Verschubung der Morbiditätsstruktur bei zunehmender Lebensdauer eher ein Ansteigen. Dies könnte Efrons Buch zum Schlüsselwerk eines neuen politwirksamen Paradigmas machen: Krebs ist nicht eine Folge der Umweltverschmutzung, sondern eine biologische Unbekannte. Sie selbst formuliert keine eigene positive These, insbesondere vertritt sie nicht Oesers These vom Krebs als einer Naturkonstante (vgl. AS 64, 1981). Ihr Buch ist nicht ein wissenschaftliches Werk in dem Sinne, daß sie die Fakten zu einer neuen Hypothese ordnet. Sie deckt nur die Widersprüche der These einer chemischen Verursachung von Krebs als Volkskrankheit auf. Das ist an sich noch nicht originell: Denn auch wenn heute aufgrund der ökologischen Bewegung (und in ihr vielfach »geglaubt« wird, daß Krebs hauptsächlich durch Chemie verursacht wird, findet sich diese Meinug kaum in der wissenschaftlichen Literatur.

Ich möchte im folgenden aufzeigen, wie Efron vorgeht, um Wissenschaft und Umweltbewegung zu diskreditieren: 1) Sie konstruiert ein wissenschaftliches Establishment, das in politischer Kollaboration mit der Umweltbewegung angeblich folgende Thesen vertritt: a) 90% aller Krebsfälle sind durch Chemikalien verursacht. b) Die Natur ist Krebsfrei. c) Die USA haben die höchste Krebsrate. d) Die USA sind der größte Umweltverschmutzer der Welt. 2) Sie postuliert eine »reine«, vollkommene Wissenschaft, die keine Widersprüche enthalten darf, wenn sie nicht ideologisch korrumpiert ist. In ei-

ner Art ideengeschichtlicher Darstellungsweise führt sie quellenreich Personen und soziale Hintergründe in einer Weise vor, daß der Eindruck einer Verschwörung entsteht. Vater und Mutter dieser Verschwörung sind Rachel Carson und Wilhelm Hueper, und dieses Ursprungsmythos wird so erzählt: »Es ist die Krise, in die dieses Land seit dem Tag eintrat, als Rachel Carson den Menschen einer entwickelten Zivilisation ein Märchen erzählte, daß sie von einem alten Mann (Wilhelm Hueper) am NCI gehört hatte. Dieser hatte sich Jahre zuvor in den Kopf gesetzt, daß die Natur ein Garten Eden ist und daß Krebs etwas Neues auf der Erde sei — die Folge eines neuen Bakteriums, welches von Chemikern in Zusammenarbeit mit bösen Kapitalisten geschaffen wurde. Ein so schlimmes Bakterium, daß es das Leben auf der Erde auslöschen könnte.«

Der Gang der Verschwörung wird dann weiter verfolgt, von den liberalen Krebsforschern, den Umweltschützern und ihren politischen Helfern, bis sie schließlich zum gesamten »Geist« einer Epoche (der 70er Jahre) gelangt, der das amerikanische Wirtschaftssystem zerstören wollte. Wilhelm Hueper, ehemaliger Leiter des Environmental Carcinogenesis Programms am NCI, würde sich über diesen späten Ruhm wundern. Gleichzeitig müßte er Angst haben (wenn er nicht schon gestorben wäre), zum zweiten Mal in seinem Leben zum Mitglied einer vermeintlichen Verschwörung erklärt zu werden. Die erste kostete ihn als Jude seine Stellung in Deutschland.

Die politische Stoßrichtung richtet sich ganz auf die Stärkung des amerikanischen Selbstbewußtseins und ist insofern ein typisches Produkt der Reagan-Aera. Dieser politische Überbau und die manchmal fast grotesk-naiven Vereinfachungen des Buches sollten aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die eigentliche Problematik und auch ihre politischen Konsequenzen anschaulich und umfassend dargestellt werden, u.a. die Fragen nach der wissenschaftlichen Beurteilung von Karzinogenität und der politischen Regulierung. Hier liegt ihr einzig fehlerhafter Trick in der Unterstellung, es könne in den Biowissenschaften ähnlich exakt zugehen wie in der Physik: tatsächlich nimmt kein vernünftiger Naturwissenschaftler an, daß es jemals eine widerspruchsfreie Theorie aller Phänomene von Karzinogenität geben wird. Es wäre z.B. verantwortungsloser Unsinn, bei irgendeiner Frage der Gesundheitsschädlichkeit von Substanzen so lange zu warten, bis alle Widersprüche geklärt sind. Jede Entscheidung kann so einen Irrtum beinhalten, ohne deshalb einer wissenschaftlichen Grundlage zu entbehren. Die Autorin sitzt damit einem naiven Glauben an eine unschuldig-exakte Wissenschaft auf, der einen fast nostalgischen Charakter hat. Diese Haltung ist auch für manche Geistes- und Sozialwissenschaftler typisch, die sich einen Kinderglauben an Objektivität und Unbestechlichkeit der Naturwissenschaft bewahren wollen. Diese Nostalgie ist natürlich auch als unterschwellige Ideologie bei vielen Naturwissenschaftlern vorhanden und die Reaktionen des wissenschaftlichen »Establishments« Buch sind dementsprechend gespalten. Die Wirkung des Buches bezieht sich daher hauptsächlich auf die Ideologie von der Wissenschaft und weniger auf faktische Probleme. Dies zeigt sich auch an dem relativen sensationellen »Ergebnis«, nachdem die Autorin auf 500 Seiten angebliche Verschwörungen aufgedeckt hat, führt sie im Epilog eine Liste »wirklich« kanzerogener Substanzen und Bedingungen auf. Diese Liste (aus dem bekannten Gutachten von Richard Doll) stellt m.E. eine vorsichtige Interpretation der Fakten über Karzinogenität dar. Sie wurde auch in einem kürzlich erschienenen Aufsatz (»Was ist Karzinogenität?« in Umweltmedizin, Argument-Sonderband 125, 1985) für realistisch befunden. Obwohl also Efrons faktische Aussagen am Schluß durchaus die Meinung des Wissenschaftsestablishments (und damit der Verschwörung, die sie eigentlich bekämpft) wiedergibt, erreicht sie, daß dies als Folge einer ideologischen Wende erscheint. Damit diskreditiert sie die ökologische Bewegung und läutet eine neue Epoche ein, deren Schlüsselroman sie geschrieben zu haben hofft. Das Buch ist ein Lehrstück für ideologische Arbeit, auf die nicht wenige heimlich gewartet haben werden.

Dieter Borgers (West-Berlin)

Elling, Angela von, und Michael Wunder: Krebsregister. Konkret Literaturverlag, Hamburg 1986 (224 S., br., 20,- DM)

Daß in einem Literaturverlag ein Buch zur Krebsregistrierung erscheint, hat seine politische Ursachen. Der Eingriff des Sozialstaates und der Wissenschaft in das Alltagsleben erscheint vielen als Bedrohung. Am konkreten Datum über ein Individuum wird der mögliche Zugriff am deutlichsten. An »Fleisch und Blut« haben Menschen in der Geschichte erfahren, daß der Herrscher Wissen über das Individuum braucht, um sie auszusondern, der Steuer, der Folter oder dem Holocaust zuzuführen. Während sich früher Herrschaft auf eine Kette von Befehlsempfängern stützen mußte, die jedoch potentiell zur anderen Seite gehören konnten, machen zentrale Datenbanken die Vision eines am Computer sitzenden Molochs möglich, der seine Schergen per Fernschreiben individuell zur Aktion führt. Dieser Moloch muß ja nun nicht ein einzelner Verrückter sein, sondern, wie die jüngste Geschichte zeigt, war es ein »legal« transformierter Rechtsstaat. Diese Vorstellung muß die Autoren des vorliegenden Buches zu ihrer abgrundtiefen Verachtung von Krebsregistern in staatlicher Hand geführt haben. Wolf Dieter Narr nennt in diesem Sinne seinen Beitrag in dem Band »Die Herrschaftslogik der Krebsregister«.

Angela von Elling zeigt am Beispiel der BASF, wie dort angeblich Krebsregister nur zur Verhinderung von Erkenntnissen geführt werden. Statt dessen plädiert sie für eine Epidemiologie von unten.

Sie schreibt: »Der Berufskrebs kann geradezu als biologische Manifestation einer ohnmächtigen Rebellion gegen individuell unerträglich gewordene Arbeits- und Lebensverhältnisse verstanden werden. Es gibt nur einen Weg: Betroffene müssen ihre Verantwortung, ihre Macht und ihr Handlungspotential erkennen. Gemeinsame Wurzeln des Vergiftungs- und Krankheitsverwaltungsmanagements müssen gestoppt werden.« (125) Das Buch wendet sich hier eigentlich gar nicht gegen Krebsregister im allgemeinen, sondern nur gegen solche in Händen von Staat und Kapital. Wenn in dem Buch oft Skepsis gegenüber dem wissenschaftlichen Nutzen von Krebsregistern geäußert wird, so ist dies auch eine unter Fachepidemiologen vertretbare Meinung. Allerdings sind einige Erkenntnisse auch erst durch Krebsregister gefördert worden.

Die Autoren sind politisch gegen Krebsregister und opfern diesem Ziel eine sachliche Auseinandersetzung. Zum einen geht es um eine dem Buch versteckt zugrunde liegende Position gegenüber der Medizin als moderne Wissenschaft und zum andern um das Politikverständnis. Die versteckte Position gegenüber der Medizin kann am ehesten mit der von Foucault identifiziert werden. Habermas schreibt dazu in seinen Vorlesungen über den Diskurs der Moderne, daß Foucault den konstitutiven Zusammenhang der Humanwissenschaft mit Praktiken einer isolierenden Überwachung herausarbeitete und als moderne Herrschaftstechnologie schlechthin beschrieb. In diesem Sinne ist wohl der folgende Satz zu verstehen, der sich gegen sozialkritische Forderungen nach mehr Epidemiologie und Gesundheitsstatistik wendet: »Die Registrierung als Technik hat wie jede der neuen Kontrolltechnologien eine Sozio-Logik: Sie produziert die Gesellschaft, die zu ihr paßt.«

»Wir halten die Krebsregister für nicht demokratisierbar«. Da die Autoren aber nicht gegen Forschung und Datensammeln im allgemeinen sein wollen, fordern sie basisnahe sozio-ökologische Forschungsansätze und eine Prävention ohne bürokratische Kontrolle. Wenn ich die verschiedenen Aussagen zu diesem Problem betrachte, so bleibt eine Ambivalenz deutlich: Ist das Registrieren (im weiteren Sinne die positivistische Methode) selbst abzulehnen (Foucaults Kritik) oder geht es um die demokratische Kontrolle als politisches Problem? In bezug auf die demokratische Kontrolle wird ja kaum jemand widersprechen wollen, jedenfalls nicht abstrakt. Hier kann es sich ja dann nur um politisch historische Positionen handeln, z.B. die berechtigte Frage, ob gerade in Deutschland Krebsregister staatlich organisiert werden müssen, während fast alle bekannten Krebs-

register ohne dieses auskommen, oder die Frage, wie sich Gewerkschaften und Firmenleitungen über ein Register einigen. Solche Fragen können aber nur mit den notwendigen politischen Kompromissen beantwortet werden und müssen die Machtfrage berücksichtigen.

Das Datenschutzproblem ist bei der epidemiologischen Forschung in gleicher Weise vorhanden wie bei jeglicher Forschung, die auf Daten und Angaben über das Individuum zurückgreift und versucht, sie mit historischen und sozialen Tatbeständen zu korrelieren. Der interessanteste Aufsatz findet sich am Schluß und befaßt sich mit Krankheitsregistrierung und Krankenkassen. Tatsächlich existiert ja in der Bundesrepublik schon lange ein »Nationales Krebsregister«, und zwar in der Weise, daß die gesetzliche Krankenversicherung Diagnosen, medizinische Leistungen und andere persönliche Tatbestände in ihren Unterlagen verwaltet. Diese Registrierung geht weit über alle speziellen Krebsregister hinaus. Leider ist dieses »Nationale« Krebsregister für epidemiologische Zwecke kaum nutzbar, da es große Validitätsprobleme der Daten gibt. Diese Validitätsproblematik berührt jedoch das Datenschutzproblem nicht. Man brauchte so keine neuen Datenbanken, sondern nur an der inhaltlichen Verbesserung bestehender arbeiten, wobei keine zusätzlichen Datenschutzprobleme auftauchen würden.

Daß dieser bei der Struktur des Gesundheitswesens in der Bundesrepublik einzig realistische Weg nicht beschritten wird, liegt 1. an dem mangelnden Einfluß des Gesundheitsministeriums auf den eigentlichen Bereich medizinischer Versorgung; 2. an dem Desinteresse der ärztlichen Verbände an epidemiologischer Durchleuchtung des Krankheitsgeschehens und der Versorgung und 3. an der mangelnden konzeptionellen und inhaltlichen Kraft der Krankenkassen. So ist eine brauchbare und sinnvolle Krebsregistrierung immer noch eine Aufgabe, die es zu erfüllen gilt.

Dieter Borgers (West-Berlin)

Wenzel, Eberhard (Hrg.): Die Ökologie des Körpers. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1986, (264 S., br., 14,- DM)

Die Autoren der vier in diesem Buch zusammengefaßten Aufsätze (R. Erben, P. Franzkowiak, E. Wenzel, R. Labonte, H. Hildebrandt) gehen auf die Suche nach theoretischen Grundlagen, die uns in eine Strategie der Gesundheitsförderung führen können. Diese Suche steht unter dem Titel (Motto?): Die Ökologie des Körpers. Der Titel war für den Rezensenten das größte Hindernis, um Zugang zu den Inhalten zu bekommen: Es brauchte seine Zeit, ehe der Verdacht ausgeräumt war, es werde hier ein neuer Körper-Mensch-Dualismus nach dem Vorbild leidiger Körper-Seele-Diskussionen aufgebaut. Tatsächlich unternehmen die Autoren den ernsthaften und ernstzunehmenden Versuch, den Menschen und das Bild, das wir von ihm haben, zum Ausgangspunkt des Nachdenkens über Gesundheit und ihren Schutz zu machen. Also nicht Körper, sondern Mensch — aber »Ökologie des Menschen« wäre wohl kein Titel gewesen.

Offenbar erliegen die Autoren der Mode, ein klassisches Problem der Wissenschaften vom Menschen, nämlich seine Wesensbestimmung und die Vielgestaltigkeit seiner Wechselwirkungen mit der natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt, als einen neuen, nämlich ökologischen Denkansatz zu formulieren. Diese Wechselwirkung, in der der Mensch sowohl Subjekt als auch Objekt ist, gehört zweifellos zu den entscheidenden Dimensionen des Gesundheitsbegriffs, ohne allerdings unsere Krankheitsbegriffe ausreichend begründen zu können. So liegt dann auch im Ansatz ein größerer Reichtum, als durch ein normatives Gesundheitsverständnis erschlossen wird: allemal auch der Zugang zu unserem Umgang mit Krankheitsbegriffen. Ein solcher Ansatz kann aber dann nicht verfolgt werden, wenn allein die Gesundheitsförderung thematisiert wird: Gesundheitsschutz ist da mehr!

Zum Schlüsselproblem mit hoher Aktualität wird auf diesem Hintergrund aber, daß

der Mensch, als maßgeblicher Produzent und Gestalter dieser Wechselwirkung, diese höchst aktiv der Historizität unterwirft, und zwar nicht als Einzelwesen, sondern als gesellschaftlicher Mensch. Diese beiden Momente, die Historizität der Mensch-Umwelt-Beziehung und die gesellschaftliche Bestimmtheit des Menschen hätten die Analyse und zweifellos vor allem ihre praxisorientierte Konsequenz weiterführen können, als in der »Körperökologie« geleistet. Exakt hier liegt aber auch die grundsätzliche Tücke des Problems: schließlich bedürfen wir eines Maßes für diese Wechselwirkung und darüber hinaus eines Ensembles gesellschaftlicher Bedingungen, um sie bewußt gestalten zu können. Gesundheit ist dann nur noch eines von vielen Maßen! Mit anderen Worten: Gesundheitsschutz ist in die Gesamtheit der Dimensionen gesellschaftlicher Entwicklung eingebettet und aus ihr heraus wesentlich zu bestimmen. Die außerordentlich lesenswerten analytischen Aufschlüsse zu den reduktionistischen Risiko- und Verhaltensdebatten in der Medizin und ihre Rückwirkungen auf sozialpolitische »Umorientierungsversuche« in der BRD tangieren dieses Problem, schaffen aber nicht den entscheidenden Zugriff zu ihm.

Allerdings: Die kritische Analyse der Gründe, Hintergründe und Zusammenhänge von medizinischen Reflexionen zum Gesundheitsschutz und seine Einordnung ist gelungen und drängt den Leser produktiv zum Weiterdenken. Sofern hieraus jedoch eine un-differenzierte Kritik der Medizin wird, statt der Bedingungen, unter denen sie agiert, vermag der Rezensent nicht zu folgen.

Die insgesamt positive Aufnahme und die soweit rezensierende Reflexion des Buches sollte sie deutlich gemacht haben, darf jedoch auch nach den Grenzen Ausschau halten: sie liegen dort, wo Theoretisches auf praktisch orientierte Programmatik drängt: die Alternative in der Gesundheitspolitik tut sich nicht so recht auf. Gestartet mit einer in der Tradition der Sozialhygiene liegenden Analyse der Mensch-Umwelt-Beziehung führt das Buch weiter und bringt auch Neues.

Jens-Uwe Niehoff (Berlin/DDR)

Pfleiderer, Beatrix, und Wolfgang Bichmann: Krankheit und Kultur. Eine Einführung in die Ethnomedizin. Dietrich Reimer Verlag, West-Berlin 1985 (263 S., br., 26,- DM)

Scheint der Titel »Krankheit und Kultur« in seiner anspruchsvollen Allgemeinheit zu groß für diesen Band, so ist der einschränkende Untertitel eher zu bescheiden. Meines Erachtens wollen die Autoren viererlei: den Fachzwitter »Ethnomedizin« vorstellen, den Entwicklungsstand dieses Fachs für die Bereiche Afrika und Südasiens darstellen, ausgewählte Aspekte des Zusammenhangs von Krankheit und kultureller Bedingtheit darstellen und schließlich einen Ausblick auf zu erwartende (bzw. zu erhoffende) Veränderungen in den Gesundheitssystemen der Entwicklungsländer durch primary health care geben.

Thema des ersten Teils ist »Ethnomedizin: Begriff und Aufgaben«. Dabei betonen die Autoren, sie wollten keine systematische Darstellung der Ethnomedizin liefern (17), hierfür verweisen sie auf vorliegendes englischsprachiges Schrifttum. Sie definieren Ethnomedizin in ihrer breitesten Bedeutung als »transkulturell vergleichende Gesundheitsforschung« (29), die den Anspruch hat, eine »anwendbare« Wissenschaft zu sein, also Voraussetzungen für Problemlösungen zu entwickeln und nicht nur die ethnographische Archivierung medizinischer Praktiken zu betreiben. Sie ist auf jeden Fall natürlich interdisziplinär, was auch an den Autoren selber deutlich wird: Pfleiderer ist Ethnologin (oder sozialwissenschaftliche Anthropologin), Bichmann ist Arzt.

Der zweite Teil, »Beispiele: Afrika und Asien«, macht den Löwenanteil des Buches aus. Kap. 1, die »Geschichte der medizinischen Systeme« (jeweils unterteilt in die vorkoloniale, koloniale und postkoloniale Zeit) ist knapp beschrieben, verliert sich kaum in Details. Deutlich wird, daß die afrikanischen (vorkolonialen) Verhältnisse erheblich anders lagen als die des indischen Subkontinents (der meistens die asiatischen Beispiele lie-

fert), gleich war dagegen der destruktive Einfluß des Einbrechens westlicher (hier auch kosmopolitisch genannter) Medizin auf die bestehenden Gesundheitssysteme. Die Autoren beschreiben anschaulich, einer materialistischen Betrachtung verpflichtet, wie die Medizin der Kolonialherren zunächst deren eigener Versorgung (und ihres Militärs) diente, dann besonders wichtige einheimische Arbeitskräfte erhalten sollte und zunehmend als Instrument eines Kulturimperialismus zur Verdrängung der bestehenden Versorgungssysteme führte. Dabei kommen auch (meistens gescheiterte) Versuche zur Sprache, die unterschiedlichen Medizinauffassungen zu integrieren.

»Kulturspezifische Krankheitsklassifikationen« (Kap. 2), beschäftigt sich mit kulturbedingten Wahrnehmungsformen von Kranksein. Zeichen, die der Körper bei krankhafter Veränderung ausstrahlt, geben nur Sinn im Rahmen eines kulturellen Konstrukts. Dies wird nicht nur an außereuropäischen Beispielen verdeutlicht, Umberto Eco wird zitiert (93), um zu belegen, daß Krankheit als Bestandteil kultureller Zeichensetzung zu verstehen ist.

Das 4. Kapitel »Medizinischer Pluralismus«, räumt mit der Dichotomisierung von traditionellen und modernen Medizinsystemen in Dritte-Welt-Ländern als zu vereinfachender Sichtweise auf. Literaturübersichten aus Afrika und Südasien werden ergänzt durch Heilerportraits, die die Existenz medizinischen Pluralismus' belegen und vor den Augen des Lesers konkret werden lassen. »Primary Health Care« stellt das gleichnamige Programm der WHO vor. Neben einer vor allem deskriptiven Darstellung dieses Konzepts weisen die Autoren darauf hin, daß PHC einen Paradigmenwandel der Medizin impliziert (vom rein biomedizinischen zum vor allem sozialwissenschaftlichen Ansatz hin) und gehen auf entwicklungspolitische Dimensionen und Implikationen dieses Programms ein.

Im dritten Teil des Buches, »Quellen und Hilfsmittel«, findet sich ein Glossar, wichtig wegen der vielen nur Spezialisten geläufigen Termini der afrikanischen und asiatischen traditionellen Gesundheitsszene.

Peter Schott-Milde (Münster)

Bagara, Sebastiano, Raffaello Misiti und Helmut Wintersberger (Hrsg.): Work and Health in the 1980s. Experiences of Direct Workers' Participation in Occupational Health. Edition Sigma, West-Berlin 1985 (384 S., br., 24,80 DM)

Im Herbst 1982 fand in Castel Gandolfo (Italien) eine europäische Wissenschaftlerkonferenz zu »Direct Workers' Participation in Matters of Work, Safety and Health« statt, veranstaltet vom römischen Institut für Psychologie des »Italian National Research Council« sowie von den in Wien ansässigen Institutionen »European Coordination Centre for Research and Documentation in Social Sciences« und dem »Centre for Social Welfare, Training and Research«. Die beiden zuletzt genannten europäischen Institutionen organisierten die Teilnahme von Wissenschaftlern aus real-sozialistischen Ländern. Als Unterstützer dieser Konferenz betätigten sich das Berliner Wissenschaftszentrum, die International Ergonomics Association und das International Labour Office in Genf.

Der Band umfaßt fünf Abschnitte. Die beiden ersten (fast die Hälfte des Buches) enthalten ausschließlich Beiträge über die italienische und skandinavische Entwicklung. In beiden Regionen fand in den 70er Jahren, bedingt durch Arbeitskämpfe, eine enorme Reorganisation des Arbeitsschutzes statt. In Italien entwickelten die Arbeiter der norditalienischen Industriezentren im und nach dem sog. »Heißen Herbst 1969« die »medicina di laboratorio« (Arbeitermedizin), eine Praxis, in der, im Gegensatz zur traditionellen Arbeitsmedizin, die Arbeiter selbst ihre Gesundheit in die Hand nehmen, indem sie sich zunächst einmal ohne Experten mit Fragen von Arbeit, Gesundheit und Umwelt beschäftigten. Dies geschah unabhängig von den betrieblichen Vertretungsorganen (consiglio di fabbrica). Elemente dieser Arbeitermedizin sind die »homogenen Arbeitergruppen«, in der die Gesundheitsprobleme am Arbeitsplatz diskutiert und dokumentiert wer-

den, die »Nicht-Delegation« von Problemen an Experten und Institutionen, die Beteiligung der Arbeiter auf allen Ebenen (participations), das Führen eines Umweltregisters und eines persönlichen Gesundheitsbuches sowie der Kampf gegen die Bezahlung von Gesundheitsverschleiß mit klingender Münze.

In den skandinavischen Ländern ergriffen aufgrund von Streiks, Arbeitsverweigerungen in den vielfältigsten Formen der Dachverband der Gewerkschaften, der Zentrale Arbeitgeberverband und die zuständigen Ministerien die Initiative und leiteten eine Reorganisation des Arbeitsschutzes ein. Dabei erhielten Betriebsrat und Sicherheitsvertrauensleute institutionalisierte Kompetenzen in Fragen des Arbeitsschutzes und der Arbeitergesundheit. Auch dort spielte das »Alltagslernen«, die aktive Einmischung der Arbeiter in ihre Angelegenheiten eine wesentliche Rolle, wobei in Italien die Eigenaktivität der Arbeitenden gegenüber Experten viel radikaler gehandhabt wurde.

Im dritten Abschnitt des Buches beschreiben und analysieren Experten aus verschiedenen westlichen Industrienationen (Kanada, Frankreich, BRD, Großbritannien und USA) die Entwicklung auf dem Gebiet Arbeit und Gesundheit in ihren jeweiligen Ländern und geben einen Überblick über besondere Entwicklungen und spezielle Organisationsformen. Insbesondere der Einsatz Neuer Technologie stellt hier neue Anforderungen an die Beteiligung der Arbeiter. Über das Was, Wie und Womit produziert wird, wie dabei die Gesundheit und Lebensbedürfnisse der Arbeitenden berücksichtigt werden, soll es zwischen Management und Industriearbeitern unterschiedliche Zielvorstellungen und Auffassungen geben. Diese Beiträge sollten in deutscher Sprache zugänglich gemacht werden, da sie viele Anregungen für die hiesige Diskussion enthalten.

Im vierten Abschnitt kommen als real-sozialistische Länder Ungarn, Polen und Jugoslawien zu Wort. Ihre Berichte machen deutlich, daß es um die Planungskompetenz und Beteiligung in Gesundheitsfragen der Arbeitenden im Betrieb dort sehr schlecht bestellt ist.

Die beiden abschließenden Beiträge von R. Rosenbrock und R. Ramirez/D. Leemans sollten gesondert herausgegeben werden. Ihrer Auffassung nach konnten in den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren vorwiegend sozialwissenschaftlich ausgebildete Wissenschaftler das Monopol von Medizin- und Technologieexperten auf dem Gebiet Arbeitssicherheit und Arbeitergesundheit durchbrechen. Die starre Trennung von subjektiven Erfahrungen der Arbeiter auf der einen Seite und der »Fachkunde« von Experten auf der anderen, die am radikalsten in Italien mit der Entwicklung der Arbeitermedizin durchbrochen werden konnte, erlaubte vielen Sozialwissenschaftlern in den 70er und 80er Jahren, sich der Subjektivität der Arbeitenden anzunehmen, um sie mit dem traditionell expertenorientierten und objektivistischen Arbeitsschutz zu verbinden.

Eberhard Göbel (West-Berlin)

Rosenbrock, Rolf, und Friedrich Hauß (Hrsg.): Krankenkassen und Prävention. Edition Sigma / Wissenschaftszentrum, West-Berlin 1986 (344 S., br., 24,80 DM)

Trotz diverser Differenzen, in einem sind sich die aus Wissenschaft und Praxis kommenden Autoren einig: Das Thema Prävention hat zur Zeit schlechte Karten. Am deutlichsten drückt dies Standfest (DGB) aus. Seit dem Beginn der sog. »Konsolidierungsphase der Sozialpolitik« friste das Präventionsthema »ein kümmerliches Dasein offenbar nur noch in der wissenschaftlichen Diskussion« (39). Während Standfest diesen beklagenswerten Sachverhalt dem »konservativen Zeitgeist« anlastet, und eine Änderung nur durch »Unterstützung von außen« — soll wohl heißen: andere politische Mehrheiten — erwartet (42), bewerten andere Autoren das Fehlen einer präventiven staatlichen Gesundheits- und Sozialpolitik eher als Ausdruck von zentralen Webfehlern unseres sozialen Sicherungssystems. Machtan (Universität Bremen) illustriert in einem historischen Exkurs anschaulich seine These, daß staatliche Gesundheitspolitik in Deutschland

schon immer auf die Reparatur und nicht auf die Verhütung von Schäden ausgerichtet war (3ff.). Die Medizinsoziologen v. Ferber (Düsseldorf) und Labisch (Kassel) widmen sich diesem Phänomen in theoretischen Analysen, die ich hier wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung besonders hervorheben möchte. Die beiden Abhandlungen laufen auf zwei verschiedene, politisch wichtige Konzepte von Prävention hinaus. Grob vereinfacht läßt sich dies auf die Frage reduzieren, ob Prävention der Gegenstand einer spezifischen Politik oder eher als integraler Bestandteil unspezifischer Maßnahmen anzusehen ist.

Von Ferber vertritt die These, daß Prävention ein eigenständiges Handlungsfeld ist, das gegenwärtige Sozialversicherungssystem jedoch eine Betätigung auf diesem Gebiet nicht ermöglicht. »Gegen soziale Risiken ist nur dann eine Versicherung möglich, wenn die Risiken kalkulierbar und mit sozialpolitischen Mitteln beherrschbar sind.« (16) Das Interesse an Schadensminimierung sei einem Versicherungssystem immanent, daher müsse die vorbeugende Gesundheitsvorsorge dem Sozialversicherungsprinzip zugeordnet werden. Die GKV könne diese ihr zustehende Aufgabe jedoch nicht übernehmen, da unser Sozialversicherungssystem kausal und nicht final strukturiert sei. Insofern sieht von Ferber die Krankenkassen »als Gefangene des Sozialversicherungsprinzips« (26). Aus diesem Dilemma ergebe sich für eine präventive Gesundheits- und Sozialpolitik die Alternative, die Prävention außerhalb der Krankenkassen über die Kommunen und den öffentlichen Gesundheitsdienst zu realisieren. Im Prinzip läuft v. Ferbers Verständnis von präventiver Sozial- bzw. Gesundheitspolitik auf eine Reaktivierung der Idee der »Sozialgemeinde« hinaus, wie sie in den 50er Jahren von sozialdemokratischen Sozialpolitikern um Auerbach im »Sozialplan für Deutschland« entwickelt wurde. Prävention ist demnach ein eigenständiger Politikbereich, der von regionalen Arbeitsgemeinschaften der verschiedenen Sozialversicherungsträger gemeinsam gestaltet wird.

Über diesen Ansatz einer spezifischen Präventionspolitik geht das von Labisch propagierte Konzept von der »Gemeinde als aktive(m) Subjekt in der Gesundheitssicherung« hinaus. Prävention als spezifisches Maßnahmefeld sei immer noch auf Krankheit orientiert. Erforderlich seien hingegen »gesundheitsgerichtete« Konzepte und Strategien: »Krankheitsgerichtete Aktivitäten richten sich darauf, ein bereits eingetretenes Ereignis abzuwenden« (56). Gesundheitsorientierte Prävention hingegen »ist ohne den eingreifenden Einfluß auf Verhalten und Verhältnisse nicht möglich« (61). Dies würde sicherlich auch v. Ferber nicht bestreiten, jedoch greift sein auf spezifische Maßnahmen gerichtetes Konzept nach Labischs Meinung zu kurz: »Die derzeitigen Präventionsstrategien kranken ... an selbstgesetzten Grenzen, weil die klassischen Felder unspezifischer Maßnahmen ausgeblendet sind.« (64) — »Spezifische Ätiologien lassen sich in individuelle Konzepte der Verhaltensmodifikation und in präventive diagnostische und therapeutische personenbezogene Interventionen sowie in formalisierbares (para-staatliches, staatliches) Verwaltungshandeln umsetzen. Unspezifische Ätiologien lassen sich in gruppen- und gemeinschaftsbezogene Konzeptionen der Erweiterung individueller und kollektiver Handlungskompetenz umsetzen; sie setzen damit einen höheren Grad sozialer Wahrnehmung und sozialer Aktion voraus und implizieren deshalb einen höheren Politisierungsgrad« (55). Gerade in letzterem Aspekt sieht Labisch ein Problem, denn »über den sozialen Wert Gesundheit werden (auch) Usurpation, Zuweisung und Enteignung bzw. Monopolisierung von Handlungs- und Lebenschancen legitimiert« (62). Schon aus diesem — am Beispiel der NS-Zeit nachvollziehbaren — Grund müsse man Gesundheit nicht als »Ziel«, sondern als »Voraussetzung alltäglicher Problembewältigung begreifen« (65). Daher: Nicht »Demokratisierung eines verbindlichen Gesundheitsideals, sondern Demokratisierung der Interpretation und Verfügbarkeit über Gesundheit ist folglich der Ausweg« (66).

Angesichts der theoretischen Reflexionen von Labisch und von Ferber stellt sich natürlich die Frage, was denn die Krankenkassen in Sachen Prävention überhaupt noch

machen können; Karmaus (Universität Hamburg) macht am Beispiel der rheumatischen Erkrankungen deutlich, daß unspezifische Maßnahmen (z.B. Verbesserungen der Bewegungs- und Handlungsspielräume bei der Arbeit) effektiver sind als kompensatorische Behandlungen auch nach »rechtzeitiger« Zuführung (79ff.). Abholz (Berlin) ist zwar der Meinung, daß Vorsorge und Früherkennung als Beiträge der Prävention verstanden werden können, jedoch sei der Erfolg sehr bescheiden. Robra und Schwartz sehen in der spezifischen Prävention (Früherkennung) sowie der Kuration eine gleich große Bedeutung wie in der unspezifischen Prävention. Sie vertreten die These, der Wandel des Krankheitspanoramas sei »zu einem wichtigen Teil die Konsequenz aus präventiven und therapeutischen Erfolgen der Vergangenheit« (89).

Nicht zuletzt von Kassenpraktikern wird vor einer Überforderung der Kassen in Sachen Prävention gewarnt. Friede (Geschäftsführer des Bundesverbandes Betriebskrankenkassen — BdB) wendet sich entschieden gegen eine Vorreiterrolle der GKV in der Prävention, plädiert aber »nachdrücklich für volles Engagement im Rahmen der ihr zukommenden Anteilsrolle« (148). Worin diese Rolle bestehen könnte, wird von der Projektgruppe um Rainer Müller (Universität Bremen) herausgearbeitet. Das Informationspotential der Kassen könnte als Basis für ein Berichtswesen über (arbeitsbedingte) Erkrankungen dienen, dem »neben der Signalwirkung auch eine handlungsleitende Funktion (zukommt)« (130). Rosenbrock sieht in solchen Informationssystemen »eine notwendige, freilich noch keine hinreichende Bedingung für wissenschaftlich fundierte und gezielte Präventionsmaßnahmen« (16). Stuppardt (BdB) hält es für wichtig, eine Austauschebene zwischen »Kasse, Betriebsleitung, Betriebsrat, betriebsärztlichem Dienst, Personalbüro, sicherheitstechnischem Dienst, Ergonomie« zu schaffen (192). Hingegen warnt Göckjenjan vor solchen Aktivitäten, da dadurch die Kassen in Teufels Küche zu kommen drohen. »Sie haben keinerlei Einfluß und Veto-Rechte über die betrieblichen Folgen der Informationsvermittlung. Sie könnten nicht verhindern, wenn eher die Personen als die Anlagen oder die Arbeitsorganisation als Störgröße aufgegriffen und ersetzt bzw. verändert würden« (34).

Hartmut Reiners (Essen)

Soziale Bewegungen und Politik

Mahnkopf, Birgit: Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1985 (288 S., br., 48,- DM).

»Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht ...« — so zitierte ein frecher Kritiker einen alten Schlagertext — »... wenn an der nächsten Ecke schon ein anderer steht.« Gemeint war André Gorz und sein »Abschied vom Proletariat« (1980). Vielleicht ist Gorz' Trennung von der Arbeiterklasse wirklich nicht mehr als die Frustration eines enttäuschten Liebhabers gewesen. Aber man sollte bedenken, daß »eindeutige Fakten« für eine Verbürgerlichung der Arbeiterschaft sprechen sollen: Deren quantitativer Anteil an der Gesamtbevölkerung sinkt, technische Wandel führt zur Requalifizierung, soziale Mobilität nimmt zu und die Realeinkommen sind gestiegen (letzteres hört man in jüngster Zeit seltener). Sind dies wirklich »eindeutige Fakten«? Es ist das Verdienst der vorliegenden Studie, systematisch Thesen von einer Verbürgerlichung der Arbeiterklasse zu analysieren und eine theoretische Alternative vorzuschlagen.

Die Autorin beginnt ihre Untersuchung mit historischen Aspekten einer zunächst als Programmatik zu verstehenden Verbürgerlichung. Sie bestreitet nicht, daß es im 19. Jahrhundert eine Kanalisierung ehemals konfliktträchtiger Verhaltensweisen gegeben habe, beobachtet aber keine fortschreitende Auflösung eines sozialstrukturell fundierten Dissenses. Dies belegt sie u.a. in einem Exkurs zum »blauen Montag«, dessen allmählicher Rückgang in ihrer Sicht heißt, daß weniger qualifizierte Teile der Arbeiterschaft auf

solche unsystematischen Gegenwehrformen zurückgriffen, während qualifiziertere Arbeitergruppen wirkungsvollere Formen der Interessendurchsetzung fanden.

Mit den zeitgeschichtlichen Veränderungen in den zwanziger Jahren entwickelte sich statt Verbürgerlichungsprogrammatik nun eine soziologische Verbürgerlichungsdebatte. Birgit Mahnkopf konstruiert ein »Zwiegespräch« zwischen Protagonisten jener Debatte, nämlich den sozialdemokratischen Soziologen Speier und Geiger. Es geht um sozialen Aufstieg, parteipolitische und ideologische Verbürgerlichung. Kernargument Theodor Geigers gegen Verbürgerlichungsannahmen ist dabei nicht, daß die Arbeiterklasse kulturelle Traditionen des Bürgertums nicht übernehmen würde — nein, ihm geht es darum, daß diese Übernahme in klassenspezifischen Umdeutungen stattfindet. Er kann also »unterscheiden zwischen dem, was Arbeiter mit dem Bürgertum eint, also etwa jene Stileinheit der Epoche, die allen materiellen und immateriellen Kulturbeständen ihren zeit-spezifischen Stempel aufdrückt und für den nach Behaglichkeit und Respektabilität trachtenden Arbeiter eben gerade ein Buffett mit Muschelauflauf bereithält, und einem kritischen/unkritischen Gebrauch kultureller Objektivationen« (112).

In Westdeutschland wurde nach 1945 diese Ebene der Diskussion auch von Geiger selbst nicht wieder erreicht. Geradezu »marxistisch« interpretierte etwa Schelsky empirische Hinweise auf ein dichotomisches Gesellschaftsbild bei Arbeitern als gewerkschaftlich erzeugtes falsches Bewußtsein. Drei zentrale Argumente werden von der Autorin jeweils mit einem dicken Fragezeichen versehen: 1. Sozialstrukturelle Angleichungen führen zur Verbürgerlichung. 2. Der Orientierungswert von Arbeitererfahrungen schwindet. 3. Medien und Bildung nivellieren klassenspezifische Orientierungen. Aber nicht nur Geiger, Schelsky und Dahrendorf kritisiert sie, auch marxistisch orientierte Industriosozio-
 zologen müssen sich sagen lassen, daß sie mit ihrer These von der »instrumentellen Interessenorientierung« den Zusammenhang von Arbeit und Nichtarbeit nur negativ fixieren. Demgegenüber verweist Mahnkopf auf die »anglomarxistische« Kulturforschung von Hoggart, Thompson, Williams und die Arbeiten des »Centre for Contemporary Cultural Studies«. Deren Studien zur Kultur von Arbeiterjugendlichen zwischen dominanten und subdominanten Wert- und Handlungsorientierungen scheinen ihr in die richtige Richtung zu gehen, auch wenn der Kulturbegriff zu weit gefaßt oder Qualifikation zu gering geschätzt werde. Abschließend entwickelt sie ein detailliertes Forschungsprogramm, das weniger grobmaschig als bisherige Gegenhypothesen zum Verbürgerlichungsurteil sein soll und Themen enthält wie: Funktion kultureller Orientierungsmuster; Verhältnis habitualisierter, kognitiver und ästhetischer Schemata; Rolle der Organisationen der Arbeiterbewegung; Verhältnis von klassen-, geschlechts- und altersspezifischen Konnotationen der heutigen Arbeiterkultur. *Wer* freilich diese begrüßenswerten Forschungen machen soll — das läßt sich nicht finden.

Volker Gransow (z.Zt. Berkeley/USA)

Bestushew-Lada, Igor: Die Welt im Jahr 2000. Eine sowjetische Prognose für unsere Zukunft. Hrsg. von Gernot Erler. Dreisam-Verlag, Freiburg 1984 (174 S., br., 16,- DM)

Können den aus den 70er und 80er Jahren stammenden Entwürfen zu Weltmodellen und Zukunftsplänen grundsätzlich neue Positionen hinzugefügt werden? Positionen, die ihren Platz finden im Kanon der machiavellistischen, der technik-optimistischen, der kulturpessimistischen, der differenziert ressourcen-imperialistischen Strömungen, der Untergangshypothesen? Positionen, die in das ideologische Geflecht von Zukunftsangst und Technik-Euphorie aufklärend einwirken? Der sowjetische Autor Igor Bestushew-Lada arbeitet den besonderen Beitrag der marxistischen Theorie heraus. Seine Prognose bezieht sich auf die Fragen, wie jetzige und kommende Milliarden Menschen sich ernähren können, welcher Ausweg aus Rückständigkeit und Elend gangbar ist, wie der Untergang intakter Natur vermieden, wie der Gegensatz von Stadt und Land überwunden

werden kann. Er fragt auch nach der Entwicklung des homo sapiens selbst, nach der Art des kulturellen Fortschritts, nach Bildung und den Inhalten und Formen der Selbstverwirklichung.

Den Essays vorangestellt ist eine Einleitung, die in hervorragender Weise den bisherigen Entwicklungsgang der Zukunftsforschung analysiert. Dabei geht der Autor bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurück, beleuchtet die methodische Tragfähigkeit des Marxismus-Leninismus und erörtert die Tradition, die Fortschritte und Bruchstellen in der Herausbildung der sowjetischen Zukunftsforschung im Vergleich zu den internationalen Standardwerken.

Bestushew-Lada vertritt die These, daß es heute sogenannte »globale« Probleme gibt, die alle Gesellschaftsformationen betreffen, zwar gesellschaftsspezifische Hintergründe haben, aber nur durch weltweites Zusammenwirken über die Grenzen gesellschaftlicher Systeme hinweg zu lösen sind, wenn sie dies überhaupt sind. Spannend werden die Ausführungen des Autors vor allem dann, wenn er punktuelle Fragen der Entwicklung der Sowjetunion im Lichte dieses Ansatzes erörtert. So diskutiert er z.B. das Problem der Pseudobedürfnisse (etwa die »Kollektionierung« von notorisch unnötigen materiellen Gütern, Konsumdenken), die sich bei zunächst befriedigten materiellen Grundbedürfnissen einstellen und die bewußte Einsicht in die eigenen Beiträge zu sozialen, ökologischen Fragen der Zeit verstellen und damit im übrigen die Persönlichkeitsentfaltung selbst behindern. Der Autor unterscheidet auch für die weltweiten ökologischen und sozialen Probleme zwischen den allgemeinen und den besonderen Problemstrukturen, d.h. jenen, die nur durch gemeinsame Anstrengungen jenseits der Systemgrenzen zu lösen sind und jenen, die systemspezifische Lösungen erfordern. Dies ist die Antwort der sowjetischen Futurologie auf die hierzulande zuweilen vehement gestellte sogenannte »Gattungsfrage der Menschheit«.

Bestushew-Lada äußert sich ausführlich zu dem Erfordernis der globalen Abrüstung und zu den globalen Entwicklungsmöglichkeiten, die ein Abrüstungsprozeß auslösen würde. Im Rahmen seiner Ausführungen bleibt dies — wie hierzulande üblicherweise unterstellt wird — kein Pflichtpunkt sowjetischer Zukunftsprognosen, sondern ist das Ergebnis der Analyse der anderen globalen Probleme. Konzeptionen weltweiter Abrüstung unterstreichen neben den friedenspolitischen Aspekten vor allem die Zukunftsoption und die Utopiefähigkeit der marxistischen Gesellschaftsanalyse. Daß Bestushew-Lada eine optimistische Perspektive entwickelt, erscheint uns zunächst eine Selbstverständlichkeit für einen sowjetischen Autor, muß aber vor der im Verlauf seiner Ausführungen entwickelten Beschreibung der Schärfe der globalen Probleme doch erstaunen.

In diesem Zusammenhang ist weiterhin bemerkenswert, daß Bestushew-Lada der »neuen ungewohnten, für den heutigen Menschen sonderbar erscheinenden Ökologischen Ethik« (67) besonderes Gewicht zumißt. Er stellt sogar fest, daß der »sittliche Umschwung im Bewußtsein der Menschen die beste Gewähr dafür ist, daß der Mensch die Gefährdungen der Natur überwinden wird« (69). Dies mag für Marxisten zunächst erstaunlich idealistisch klingen, pointiert jedoch nach meiner Meinung nur neue Entwicklungen von Wissenschaft und Gesellschaft in den sozialistischen Ländern. Dem Dreisam Verlag kommt das Verdienst zu, einen aktuellen Beitrag zur Theorie globaler Probleme veröffentlicht zu haben, der das Verständnis für die sowjetische Politik oder z.B. die Schulden-Allianz der Staaten der sogenannten 3. Welt, die über gesellschaftspolitische Grenzen hinweg zu gemeinsamen Aktionen gefunden haben, fördert.

Günther Bachmann (West-Berlin)

Mayer-Tasch, Peter Cornelius: Aus dem Wörterbuch der Politischen Ökologie. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1985 (215 S., br., 12,80 DM)

Mayer-Tasch gliedert sein »Wörterbuch der Politischen Ökologie« in 17 Stichworte (Basisdemokratie, Konsum, Ökonomie, Regionalismus, Utopie usw.). Sein Kernthema ist das »ökologische Krisensyndrom« kapitalistischer Industriegesellschaften, das — weit fortgeschritten — die Natur- und Sozialwissenschaften sowie die sozialen Bewegungen zu aktuellen und zukunftsgerichteten Gestaltungsalternativen herausfordert. In der Einleitung (9-29) unternimmt Mayer-Tasch den — m.E. mißlungenen — Versuch, die wissenschaftstheoretischen, ideengeschichtlichen und politikwissenschaftlichen Dimensionen und Entwicklungsmomente politischer Ökologie zu bestimmen, die er im übrigen — in Anlehnung an Amery — zur »Leitwissenschaft der Postmoderne« stilisiert (12). Die wissenschaftstheoretische Zu- und Einordnung politischer Ökologie wird als noch »offene Frage« bezeichnet und »zwischen einem normativ-ontologischen, einem historisch-dialektischen und einem empirisch-analytischen Theorieansatz unterschieden« (13). In philosophisch-idealistischer Manier bekennt sich der Autor zu einem normativ-ontologischen Ökologismus, der seine politische Legitimation und »Praxis« a priori auf eine ökologische Sollensethik reduziert, deren erklärtes »Endziel — (die) Sicherung eines menschenwürdigen (Über-)Lebens (ist)« (14). Die notwendigen gesellschaftlichen Mittel und Umgestaltungsprozesse (Ökologisierung der Produktion, der Lebensweise, der Wissenschaften usw.) und die Mobilisierung der sozialen Akteure (Arbeiterbewegung und neue soziale Bewegungen) zur Erreichung dieses Ziels bleiben unbenannt bzw. ausgeblendet.

Im Abriss »Zur Geschichte der Politischen Ökologie« (14-21) dokumentiert Mayer-Tasch seine naturphilosophischen und naturwissenschaftlich-ökologischen Quellenkenntnisse: Schelling, Goethe, Humboldt und Haeckel. Diese jedoch — neben Anarchisten wie Proudhon und Bakunin (16) sowie der Wandervogelbewegung der Jahrhundertwende (18) — zu historischen Ahnherrn der Politischen Ökologie zu erklären, ist äußerst fragwürdig. Dieses Problem wird vom Autor selbst gesehen: »Humboldts und Haeckels Bemühungen um eine ökologische Ganzheitsschau blieben im Rahmen der Naturwissenschaften zunächst ebenso eine Randerscheinung wie entsprechende geisteswissenschaftliche Ahnungen, Impulse und Entwürfe Randerscheinungen blieben. Ansätze zu einer Politischen Ökologie haben sich daraus kaum ergeben« (17). Anstelle einer erklärungskompetenten, materialistisch begründeten Theorie der Naturaneignung und Gesellschaftsentwicklung, die sowohl das konkret-historische stoffliche Naturmoment, als auch Material und technische Gestaltung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses mit den historisch-gesellschaftlichen Produktions- und Klassenverhältnissen thematisiert und vermittelt, reduziert Mayer-Tasch die Ökologiefrage auf ein überwiegend ideengeschichtliches und innerwissenschaftliches Erkenntnisproblem. Ein solcher Ansatz bietet keinen historisch-ökologischen Erkenntnisgewinn, er versperrt eher den Zugang zur Ökologieproblematik. Mayer-Taschs anthropologisches und subjektivistisch verkürztes Ökologieverständnis verdeutlicht der Satz, »daß es der sich in der politisch verfaßten Gesellschaft verwirklichende Mensch ist, der die zerstörerischen Einwirkungen in den Haushalt der Natur zu verantworten hat, und es ... dieser Mensch in seinem sozialen, ökonomischen und politischen Verhalten ist, der umprogrammiert werden muß, wenn das erste und letzte Ziel der Politischen Ökologie erreicht werden soll« (21). Daß politische Ökologie »empirisch-diagnostische« Verfahren (vgl. Konsum 81ff.; Technologie 169ff.) und »normativ-therapeutische« Entwürfe (vgl. Ethik 45ff.) zur ökologischen Krisenabwendung zu entwickeln hat (vgl. Ökonomie 91ff.), deren Bezugspunkt die (Überlebens-)Bedürfnisse, die regionalen wie globalen Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen weltweit sind, wird auch und gerade im Theorie-Praxis-Zusammenhang materialistischer Ökologie als ein Mittelpunktproblem bearbeitet. Unter dem Stichwort

»Ethik« entfaltet Mayer-Tasch einen ganzen Kanon ökoethischer Imperative, die zweifellos den ungeteilten Beifall neokonservativer Ökologen erhalten werden: »Selbstbescheidung zu üben, Mitte und Maß zur Leitlinie der Zwischenmenschlichkeit zu erheben« (49). Aber damit nicht genug: im ökologischen »Sündenregister« wird ernsthaft darüber nachgedacht, ob nicht die Benutzung von Kraftfahrzeugen und Elektrogeräten eine »Körperverschädigung« sei (50).

Diese ökoethische Verbalradikalität bekommt jedoch eindeutig abnehmende Tendenz, wo Mayer-Tasch sich zum Zentrum der aktuellen ökologischen Krisensituation, nämlich dem Verhältnis von Ökologie und Ökonomie, vortastet: »Aufgehoben werden kann dieses Spannungsverhältnis nur, soweit sich die Ökonomie in den Funktionsrhythmus der Ökologie einfügt, soweit das Haushalten der Menschen am Haushalt der Natur Maß nimmt« (92). Wo wirklich politisch-ökologische bzw. politisch-ökonomische Radikalität am Platze wäre, nämlich den privatkapitalistischen »Lösungsversuchen« und Vereinnahmungsmodellen der brennenden Ökologieprobleme (Einrichtung von »Umweltbörsen« zum An- und Verkauf von Umweltverschmutzungsrechten) mit der schrittweisen gesellschaftlichen Verankerung einer sozialistisch-ökologischen Gestaltungsalternative zu antworten, setzt Mayer-Tasch nur seine »Bedenken« (100) entgegen.

Obwohl wichtige, unverzichtbare Stichworte wie Arbeitsbedingungen, Armut, Arbeiterbewegung, Gewerkschaften und Lebensweise im »Wörterbuch der Politischen Ökologie« nicht aufzufinden sind, ist seine Lektüre dennoch zu empfehlen, weil hier 1. eine dezidierte ökoliberale, lebensphilosophische Position vorliegt, die eine relevante ideologische Strömung in der politischen Ökologie repräsentiert und weil 2. auch die materialistisch-ökologische Theorie und Praxis erst durch notwendige Kritik und Kontroverse ihre eigene Wissenschaftlichkeit sowie ihre politisch-praktische Gestaltungskraft festigen und damit gesamtgesellschaftlich zur Geltung bringen kann.

Winfried Wessolleck (Bremen)

Huber, Joseph: Die Regenbogen-Gesellschaft. Ökologie und Sozialpolitik. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1985 (280 S., br., 29,80 DM)

Der Titel des neuen Buches von Huber darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß er bis Seite 174 — gegenüber seinen anderen Veröffentlichungen — kaum neue Ideen vermittelt. Der mittlerweile 200jährige ökonomische Aufbau münde derzeit in einem ökonomischen Umbau (»ecological switchover«) auf einem absteigenden Ast eines 40- bis 60jährigen Kondratieff-Konjunkturzyklus (13) — das hat Huber schon 1982 in seiner Schrift »Die verlorene Unschuld der Ökologie« ausgeführt (vgl. auch 43ff., 63f.). Hubers Diagnose einer Krise der Wachstumsgesellschaft entspricht der Argumentation seiner anderen Publikationen: Zentral bleibt die — z.T. aus anarchistischem Ideengut gespeiste — Kritik der »neokorporativen Megamaschine von Markt und Staat« (65).

Huber versteht unter seinem Konzept der »Regenbogengesellschaft« als »balanciertes Zusammenspiel von Marktwirtschaft und Sozialstaat im Rahmen ... (einer) ökologischen Ordnung« (11) eine Rekombination der Zielsetzungen der klassischen Strömungen: Liberalismus (Freiheit des einzelnen), Sozialismus (Gleichheit) und Konservatismus (Vergemeinschaftung) (133ff., 138ff.), wodurch der »Mensch der Naturordnung gerecht zu werden versucht und sich als Teil im Ganzen bewährt« (13). Nochmals greift Huber die (z.T. am Genossenschaftswesen anknüpfende) Selbsthilfe- und Selbstverwaltungsdebatte auf, die er schon u.a. in seiner Schrift »Die zwei Gesichter der Arbeit« (1984) diskutiert hat.

Ab Seite 174 geht es um die Probleme der Sozialpolitik. Und hier beginnen sich die Fragezeichen zu häufen. Die Erörterungen der Arbeits(zeit)flexibilisierung (187ff.), zur Finanzpolitik (195ff.), zur Rentensicherung (224ff.) oder zum Problem eines »garantierten Mindesteinkommen« (227ff.) sind recht kurz und komprimiert geschrieben. Nicht

nur der scheinbar unreflektierte Rückgriff auf Vorschläge von Milton Friedman und Wolfram Engels (der Manchesterliberale der Bundesrepublik) läßt eine Menge Rückfragen entstehen; man ist oft überrascht von der Einfachheit, in der Huber Vorschläge einbringt, die in der einschlägigen Fachdiskussion kontrovers diskutiert und als problembe-laden eingeschätzt werden. Dies gilt für den Vorschlag der Wiedereinführung des Geld-leistungssystems zwischen Kassen, Ärzten (Krankenhäuser) und Patienten (240), was eine Auflockerung der im Rahmen des Solidarsystems der Gesetzlichen Krankenversicherung gewährleisteten Sicherstellung von Sachleistungen (für alle Mitglieder in Unabhängigkeit vom individuellen Einkommen) bedeuten würde, ebenso wie für die m.E. voreilige und unkritische Rezeption der »Health Maintenance Organizations« in den USA (242). Hierbei handelt es sich um kombinierte Versicherungs- und Gesundheitsversorgungsunternehmen, wobei angestellte Ärzte für freiwillig versicherte Personen medizinische Dienste anbieten (die Reagan-Regierung ist bestrebt, dadurch die nationale Gesundheitsversorgung auf reange Wettbewerbsgrundlagen zu stellen). Ähnliche Bedenken treffen m.E. auch für Hubers gemäßigte Variante einer »Entschulung der Gesellschaft« (Ivan Illich) zu (244ff.). Illich sieht im Schulsystem, das mit Industrie, Staat und Militär verknüpft ist, einen »zur Staatskirche des säkularisierten Zeitalters« gewordenen Apparat der Entindividualisierung des Menschen.

Hubers Schrift versucht, analytisch von einer epochalen Situationsbestimmung auszugehen, um anschließend in die Niederungen einer programmatischen Konkretisierung abzusteigen. Mag die Bestimmung des historischen Kontextes auch richtige Ansätze bieten, so liegt der Teufel wieder einmal im Detail, wenn Huber seine alternativen Entwicklungspfade zu konkretisieren versucht. Er kann einfach nicht Experte sowohl für Bildungspolitik als auch für gesundheitsökonomische sowie für renten- und familienpolitische Fragen sein. Vor diesem Hintergrund wird allerdings ein damit zusammenhängender, jedoch tiefergehender Widerspruch deutlich: Huber greift im Rahmen seiner Kritik der »Megamaschine« auf Autoren wie Gorz, Illich, Traube u.a. zurück, während er in seiner Darlegung konkreter Reformvorschläge oftmals marktliberale Neoklassiker zitiert.

Frank Schulz (Bochum)

Kück, Marlene: Neue Finanzierungsstrategien für selbstverwaltete Betriebe. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1985 (160 S., br., 24,- DM)

»Gegenstand der Arbeit sind die Finanzierungsprobleme von selbstverwalteten Betrieben sowie deren Lösungsmöglichkeiten.« (9) Die Studie von Kück ordnet sich in einen zunehmend politisch brisanten Trend ein: Alternativökonomische Betriebe weisen eine international wachsende politische Bedeutung auf. Auch in Ländern der EG haben sich bereits differenzierte Förderstrukturen (Beratung, Finanzierung usw.) herausgebildet.

Aus der einschlägigen wissenschaftlichen Diskussion wie aus praktischer historischer Erfahrung ist bekannt, daß die Finanzierungsfrage — der Eigenkapitalmangel — eine entscheidende Determinante der Gründungs-, Strukturwandlungs- und Entwicklungsprobleme und -perspektiven alternativer Projekte ist. Dieses »Standardproblem« teilen die neuen Alternativprojekte mit den älteren Produktivgenossenschaften. Die Finanzierungsfrage ist auch deshalb ein grundlegendes Problem, da die verschiedenen öffentlichen Finanzierungsformen (in der BRD u.a. gemäß BSHG, AFG oder JWG) mit erheblichen sozialen Kontrollen seitens der Behörden verbunden sind, wodurch innere Strukturen, Motive und Zielvorstellungen der Projekte, insbesondere ihr Autonomieanspruch, nachhaltig negativ betroffen sind (so auch die Frauenhäuser oder selbstverwaltete Jugendfreizeiteinrichtungen).

Die Dissertation von Kück, erwachsen aus einem unter Leitung von Peter Grottian durchgeführten Forschungsprojekt über die Perspektiven des Berliner Alternativsektors, diskutiert vor diesem Hintergrund erstmals in umfassender und systematischer Weise

»neue Finanzierungsformen«, die weitgehend Staat und Geschäftsbankensektor umgehen und dergestalt autonomieerhaltende Finanzierungsquellen erschließen. Da die herrschende (betriebliche) Finanzwirtschaftslehre auf erwerbswirtschaftliche Unternehmen zugeschnitten ist, wird die Schwierigkeit der Aufgabe deutlich.

Aufbauend auf Vorbemerkungen zur Definition (volkswirtschaftliche und mikroökonomische Charakterisierung, empirische Hinweise zur Größe des Alternativsektors in der BRD), folgt eine Ursachenanalyse der Finanzierungsproblematik, wobei die Restriktionen interner Finanzierung sowie der verengte Spielraum externer (Fremd-)Finanzierung dargelegt werden. Nachdem bestehende Modelle (Netzwerk Selbsthilfe und Ökofonds) bewertet worden sind, stellt die Autorin »neue Finanzierungswege« durch Anwendung integrierter Finanzierungskonzepte zur Diskussion (79-138). In diesem zentralen Kapitel der Studie verknüpft Kück die im einzelnen bereits in der Praxis erprobten Ideen der Kreditvermittlung (mit deren Hilfe Individualfinanzierungen über Direkt- bzw. Einzelkapitalgeber — bei Umgehung des Geschäftsbankensektors — erschlossen werden), der Haftungsassoziation (als Bereitstellung von Kreditsicherheiten der Individualfinanzierungen) und der Kollektiv-GmbH (orientiert am Finanzierungsleasing-Modell werden Finanzierungseffekte durch solidarischen Vertragszusammenschluß generiert). Schließlich wird die Öko-Bank im Rahmen eines Exkurses behandelt.

Kück versucht hierbei auch, die mit den »neuen, auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der Alternativen Ökonomie abgestimmten Finanzierungsinstrumenten« (139) verbundenen (Folge-)Probleme zu diskutieren. Dabei spielt nicht nur die Finanzierungsergiebigkeit eine Rolle, sondern auch die Folgewirkungen für die Selbstverwaltung, für die Verteilungsmechanismen (in Verbindung mit Rückwirkungen der gewählten Rechtsform) etc. Die Studie von Kück ist nicht zuletzt deshalb so wichtig, weil sie (finanzwirtschaftliche) Bausteine liefert, die allzu abstrakten (soziologischen) Großtheorien über »neue soziale Bewegungen« und sozialen Wertewandel auszufüllen und mit realitätsnäheren Thesen über die Entwicklungsperspektiven und -chancen der Alternativbewegung zu beleben. Derartige Bausteine benötigen wir, um eine fundierte Theorie des alternativen Sektors und seiner Rückwirkungen auf den sozialen und ökonomischen Kontext entwickeln zu können.

Frank Schulz (Bochum)

Kohl, Jürgen: Staatsausgaben in Westeuropa. Analysen zur langfristigen Entwicklung der öffentlichen Finanzen. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1985 (368 S., br., 48,- DM)

In der aktuellen Situation bildet die Kritik an der Höhe der Staatsausgaben ein zentrales Element des neokonservativen politischen Diskurses. Doch darum geht es in J. Kohls Arbeit, die als Teil des Projekts »Historische Indikatoren der westeuropäischen Demokratien« entstanden ist, nicht; vielmehr werden die langfristigen Entwicklungen des Umfangs der Staatsfinanzen, der länderspezifischen Variationen und des Wandels der Ausgabenstruktur untersucht.

Über eine kritische Diskussion des Wagnerschen Gesetzes der wachsenden Staatsausgaben führt Kohl in Problematik und Vorgehensweise ein und leitet aus der Darstellung der relevanten Literatur ein übersichtliches Analyseraster (54) ab. Die finanzwissenschaftliche Perspektive wird durch eine Durchsicht wohlfahrtsstaatstheoretischer Ansätze und den Bezug auf die sozioökonomischen und politischen Entwicklungsmodelle Rostows und Rokkans ausgeweitet. Im ersten empirischen Teil der Arbeit beschreibt Kohl die Entwicklungsmuster der Staatsausgaben in den einzelnen Staaten Westeuropas seit 1870. Dabei zeigt sich keine stetige, gleichmäßige Zunahme, sondern »ein mehr oder weniger diskontinuierlicher Verlauf, der teilweise von gegenläufigen Tendenzen und insbesondere von den Einflüssen der beiden Weltkriege geprägt ist« (219). Und »erhebliche Variationen in Niveau und Entwicklungstempo der Staatsausgaben« (ebd.) der einzelnen Länder werden deutlich. Ein ähnliches Ergebnis liefert die Untersuchung der Struktur

der Staatsausgaben und ihr Zentralisierungsgrad im internationalen Vergleich. So übersteigen in Großbritannien und Deutschland bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Ausgaben für wirtschaftliche und soziale Zwecke die Ausgaben für Militär und Verwaltung, d.h. sie sind nach seiner Definition (228) »moderne Wohlfahrtsstaaten«.

Trotz der Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern lassen sich folgende generelle Trends ermitteln: die ständige Funktionserweiterung der Staatstätigkeit, das insgesamt gewachsene Volumen der Staatsausgaben und die Bedeutungszunahme von Sozial- und Bildungspolitik (230ff.). Der internationale Vergleich, vor allem die kontinuierliche Entwicklung der skandinavischen Länder, widerlegt auch die von Peacock und Wiseman entwickelte These von den Niveaueverschiebungseffekten durch Kriege (242ff.).

Im zweiten empirischen Teil widmet sich Kohl der Nachkriegszeit. Seine Analyse belegt im wesentlichen die These der engen Korrelation von Wirtschaftswachstum und Staatsausgaben bzw. -einnahmen (259). Eine genauere Betrachtung der Komponenten der Staatsausgaben macht zudem zwei sozialpolitische Muster deutlich. Zum einen die »kontinentale« Strategie, die auf Umverteilung von Geldeinkommen basiert und eine »skandinavische« Strategie — die auch für Großbritannien und Irland zutrifft —, die den Schwerpunkt auf die staatliche Bereitstellung von sozialen Dienstleistungen legt. (262f.).

Der Einfluß der politischen Zusammensetzung der Regierung weist ein überraschendes Ergebnis auf: In der Steigerung der Gesamtausgaben rangieren Regierungen der Mitte vor Mitte-Links/Links, Mitte-Rechts und Rechten; die Sozialtransfers entwickeln sich bei Mitte-Rechts- und Mitte-Regierungen deutlich höher als bei Mitte-Links, Linken und Rechten Regierungen (282ff.). Offensichtlich spielen hier Koalitionseffekte und die Abneigung bürgerlicher Parteien gegenüber staatlicher Dienstleistungsproduktion eine wesentliche Rolle.

Insgesamt liefert Kohls Arbeit eine wichtige Datenbasis sowohl für den historischen Längsschnitt als auch den internationalen Vergleich von Umfang und Struktur der Staatsausgaben, die trotz ihrer Fülle durch Schaubilder und Tabellen übersichtlich gestaltet ist. Andererseits bleibt der Autor einem modernisierungstheoretischen Ansatz (136f.) verhaftet und begnügt sich mit einer sehr zurückhaltenden Interpretation seiner Daten, wodurch der politische Aspekt der Thematik fast verloren geht. Leider bleibt die Untersuchung auch auf Westeuropa begrenzt und Angaben zu den USA und Japan fehlen.

Josef Schmid (Konstanz)

Erd, Rainer (Hrsg.): Reform und Resignation. Gespräche über Franz L. Neumann. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985 (260 S., br., 16,- DM)

»Franz L. Neumann wird am 23. Mai 1900 in Kattowitz geboren, ist nach den beiden juristischen Pflichtexamina und der Dissertation Lehrer an der Frankfurter Akademie der Arbeit und Assistent von Hugo Sinzheimer, danach Syndikus des Bauarbeiterverbandes und der SPD in Berlin, emigriert im Mai 1933 nach London, wo er eine zweite, politologische Dissertation bei Harold Laski schreibt, wird 1936 Mitglied des nach New York ausgewanderten Instituts für Sozialforschung unter Max Horkheimer, arbeitet anschließend (1943) im amerikanischen Geheimdienst (Office of Strategic Services) zur Bekämpfung des deutschen Faschismus und im State Department, wird Ende der vierziger Jahre Professor an der New Yorker Columbia University und Gründungsmitglied des Instituts für Politische Wissenschaften in Berlin, er stirbt am 2. September 1954 durch einen Verkehrsunfall in der Schweiz.«

Mit diesen knappen Worten faßt der Herausgeber im Vorwort den äußeren Verlauf eines ereignisvollen Lebens zusammen (8). Den Bezugsrahmen für Neumanns Tätigkeit vor 1933 bildete die reformistische Arbeiterbewegung mit den Hauptorganisationen SPD und ADGB. Sein Denken in dieser Zeit drehte sich nicht, wie das anderer sozialde-

mokratischer Akademiker, um die theoretischen Probleme des Sozialismus, sondern um die technische Realisierung der nächsten Schritte. Den Legalismus der Sozialdemokratie versuchte er sozialwissenschaftlich und politisch zu relativieren, blieb aber letztendlich ohne wirkliche Distanz dazu. In der politologischen Dissertation zum Thema »The Governance of the Rule of Law« schlug sich gegenüber den frühen juristischen Schriften nicht nur die Beschäftigung mit neuen Wissensgebieten nieder, sondern auch eine gewisse Abwendung von der bisherigen Methodik. An die Stelle der deduktiven Gesetzesexegese trat eine stärker sozialwissenschaftlich orientierte Argumentation, die versuchte, die Beziehungen zwischen politischen Theorien, Rechtssystem und Sozialstrukturen in den Epochen Liberalismus, Monopolkapitalismus und Faschismus zu erklären. Im Rahmen der Arbeiten des Instituts für Sozialforschung über den deutschen Faschismus entstand Neumanns »Behemoth« (1942), die wohl noch immer gründlichste Analyse der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen des Nationalsozialismus. In seinen späteren Schriften vollzog Neumann abermals einen »Paradigmenwechsel«. Gegenüber dem »materialistischen Jahrzehnt« 1933 bis 1942 interessierte ihn zunehmend die Untersuchung geistiger Vorgänge, neben der Analyse sozialer Prozesse erhielt die Psychologie starke Bedeutung. Verbunden damit war eine Reflexion der eigenen Rolle als Intellektueller und eine pessimistische Einschätzung der Möglichkeiten gesellschaftlicher Veränderungen.

Rainer Erd begründet die Publikation damit, daß die Rezeption Franz Neumanns seit der Studentenbewegung den hinter den Schriften stehenden Menschen vernachlässigt habe. Um die Person und die Entstehungsbedingungen des Werkes zu erhellen, befragte er Kollegen und Schüler Neumanns sowie Experten für die Themen. Zu nennen sind Wolfgang Abendroth, Ossip K. Flechtheim, Leo Löwenthal und Helge Pross, ferner amerikanische Gesprächspartner wie Martin Jay und Carl Schorske. Den umfangreichsten Beitrag leistet Alfons Söllner, der sich in mehreren Arbeiten mit Neumann auseinandersetzt. Auf diese Weise erfährt der Leser eine Reihe von interessanten Aspekten und Interpretationen, die durch mehrere abgedruckte Dokumente ergänzt werden. So bezeugt ein Brief an Carl Schmitt von 1932 die zumindest zeitweilige Hochachtung Neumanns für diesen Rechtstheoretiker (79f.); ein Briefwechsel mit Max Horkheimer aus den früheren 40er Jahren dokumentiert die theoretischen Kontroversen innerhalb des Instituts für Sozialforschung (132ff.). Eine Schwäche des Buches liegt in seinem Aufbau: Die Interviews wurden jeweils einzeln geführt und erst nachher zu einer Round-Table-Diskussion montiert, die wiederum in fünf Kapitel unterteilt ist. Dadurch bleiben einige wissenswerte Punkte unerwähnt, während sich andere wiederholen.

Gustav Auernheimer (Marburg)

Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete; V: = Veröffentlichungen; M: = Mitgliedschaften

Albers, Detlev: siehe *Argument* 155

Anderson, Paulette R., 1945; B.A.; freie Journalistin. V: *Making the old newer: An overview of multi-unit housing rehabilitation in West-Berlin, Germany* (1986). A: Stadtplanung.

Auernheimer, Georg, 1939; Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. Marburg, Mithrsg. der Zeitschrift *Demokratische Erziehung*. A: Bildungs- und Erziehungsbegriff, Unterrichtstheorie, Ausländerpädagogik. M: GEW, BdWi.

Auernheimer, Gustav, 1951; Dipl.-Soz., Doktorand. A: Kritische Theorie, Parteiensoziologie, Geschichte der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie.

Bachmann, Günther, 1955; Dr.-Ing.; wiss. Angestellter im Umweltbundesamt. V: Aufsätze und Zeitschriftenveröffentlichungen zu umweltpolit. Fragen, insbes. Bodenschutz. A: sozialistische Ökologiediskussion.

Beckedorf, Dirk, 1958; Arzt. M: Die Grünen.

Borgers, Dieter, 1947; Dr.med., Arzt, Epidemiologe, Redakteur des *Argument*. V: *Risikofaktorenmedizin* (1982); *Umweltmedizin*, AS 125 (Mitautor, 1985). A: Umweltepidemiologie, Strukturforchung im Gesundheitswesen.

Connell, Bob: siehe *Argument* 157

Decke-Cornill, Helene, 1949; M.A., Lehrbeauftragte (vergleichende Literaturwissenschaft). A: Literaturdidaktik.

Dümling, Albrecht, 1949; Dr.phil., Musikpublizist. V: *Die fremden Klänge der Hängenden Gärten. Zur öffentlichen Einsamkeit der Neuen Musik* (1981); *Läßt euch nicht verführen. Brecht und die Musik* (1985). A: Musikgeschichte 19./20. Jh.; Musik und Sprache.

Faulstich, Werner: siehe *Argument* 158

Göbel, Eberhard, 1951; Dr.rer.pol., wiss. Angestellter an der FU Berlin. A: Ärzteausbildung, Arbeit und Gesundheit.

Götze, Karl-Heinz, 1947; Dr.phil., Lektor an der Univ. Nizza; Redakteur des *Argument*. V: *Grundpositionen der Literaturgeschichtsschreibung im Vormärz* (1980). A: Gegenwartsliteratur; Literatur des 19. Jh.; Geschichte der Germanistik.

Gransow, Volker, 1945; Hochschullehrer. V: *Kommunismusforschung* (1980); *Mikroelektronik und Freizeit* (1982); *Der autistische Walkman* (1985). A: Politische Kultur; Politische Soziologie.

Haselstein, Ulla, 1958; M.A., wiss. Angestellte an der Univ. Konstanz, Fachgruppe Literaturwissenschaft / Anglistik.

Hasselblatt, Olaf, 1958; Studium der Musikwissenschaft in Hamburg.

Haug, Frigga: siehe *Argument* 155

Hesper, Stefan, 1962. A: Posthermeneutik und System-Theorien.

Hoskyns, Catherine, 1935; lehrt Internationale Politik am Polytechnic in Coventry, Großbritannien. V: *Women's Rights in the EEC — a Guide for Women in the UK* (1983); *Women: European Law and Transnational Politics*, in: *International Journal of the Sociology of Law* (ersch. Nov. 1986). M: Rights of Women, London.

Ingrao, Chiara; Dolmetscherin. V: Aufsätze zu Fragen der Friedensbewegung und ihrer Verknüpfung mit der Frauenbewegung. A: Frauenbewegung und Friedensbewegung. M: KPI.

Jäger, Michael: siehe *Argument* 157

Jehle, Peter, 1954; 2. Staatsexamen Französisch/Deutsch. V: *Der innere Staat des Bürgertums*, AS 111 (Mitautor, ersch. 1986). A: Ideologietheorie.

Kipp, Martin, 1945; Dr.phil., Prof. f. Berufspädagogik an der Gesamthochschule Kassel. V: *Arbeitspädagogik in Deutschland* (1978). A: Historische Berufspädagogik, Arbeitspädagogik, Berufliche Rehabilitation.

Klähn, Bernd, 1953; Dr.phil., Dipl.Phys. V: *Materialistische Kunsttheorie und dialektisches Modell*.

Königsdorf, Helga, 1938; Dr.rer.nat.; seit 1961 wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Mathematik. V: *Meine ungehörigen Träume* (1978); *Der Lauf der Dinge* (1982); *Hochzeitstag in Pizunda* (1986); *Respektloser Umgang* (1986).

Konieczka, Vera, 1955; Doktorandin an der Univ. Münster; freie journalistische Tätigkeit. V: *Prostitution im 19. Jahrhundert* (1980); *Sozialismus zwischen Ökonomie und Ökologie* (Mithrsg., 1984). A: Frauengeschichte, Gewalt gegen Frauen, Geschichte der Liebe und Sexualität, Sozialismus-Feminismus. M: SPD, Bundesfrauenkommission der Jusos, GEW.

Kotthoff, Heiga Katharina; M.A., Doktorandin. V: Aufsätze zum Fremdspracherwerb und Sprachverhalten von Frauen und Männer. A: Soziolinguistik, Gesprächsanalyse, Frauenforschung in der Linguistik, Deutsch als Fremdsprache.

Mürner, Christian: siehe *Argument* 155

Némedi, Dénes, 1942; Dozent am Fachbereich Soziologie an der Univ. Budapest. V: Zeitschriftenveröffentlichungen zur Geschichte der Sozialtheorie und Soziologie in Ungarn. A: Geschichte der Soziologie, insbes. der Wissenssoziologie in Frankreich und Deutschland.

Niehoff, Jens-Uwe, 1947; Dr.cs.med.; Dozent am Hygiene-Institut der Humboldt-Universität Berlin/DDR. V: *Umweltmedizin*, AS 125 (Mitautor, 1985). A: Medizinsoziologie, Epidemiologie und Sozialhygiene.

Parmentier, Hanno, 1949; Studium der Musik- und Theaterwissenschaft, Journalist. A: Musikgeschichte, Neue Musik.

Piva, Paola; Leiterin der Ausbildungskurse für Sozialarbeiter/innen am Institut für soziale Forschung und Sozialpolitik (LABOS) in Rom. V: *Terminale Donna* (zus. m. P. Manacorda, 1985). A: Probleme der geschlechtsspezifischen Arbeitsorganisation von Sozialarbeiter/inne/n in den städtischen Gemeinden, Frauen und neue Technologien.

Räthzel, Nora: siehe *Argument* 156

Rehmann, Jan, 1953; arbeitsloser Lehrer für Geschichte und Französisch, Mitarbeiter der Berliner Volksuni. V: *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1986); *Faschismus und Ideologie*, AS 60/62 (Mitautor, 1980); *Die Kirchen im NS-Staat*, AS 160 (1986).

Reiners, Hartmut, 1945; Dipl.-Volkswirt; Referent beim Wissenschaftl. Institut der Ortskrankenkassen Bonn. V: *Informationshandbuch für die Selbstverwaltung in der Krankenversicherung* (Mithrsg.); Aufsätze zu Themen der Gesundheitspolitik und Arbeitswelt. A: Gesundheitspolitik, Gesundheitsökonomie, Arbeit und Gesundheit.

Schäfer, Alfred: siehe *Argument* 157

Schmid, Josef: siehe *Argument* 155

Schott-Milde, Peter, 1950; Dipl. Psychologe; Studentenberater an der Univ. Münster.

Schubert, Dirk, 1947; Dr.rer.pol., Akademischer Oberrat an der TU Hamburg-Harburg. V: *Krise der Stadt* (Hrsg., 1981); *Lesebuch zur Wohnungsfrage* (Mitautor, 1983); »*Neue Heimat*« (Mitautor, 1983). A: Wohnungsmarkt, Stadterneuerung, Stadtbaugeschichte.

Schulz, Frank, 1958; Dr.rer.soc., Wiss. Mitarbeiter am Seminar für Finanzwissenschaft der Univ. Köln. V: *Zur Dogmengeschichte der funktionalen Finanzwirtschaftslehre* (ersch. 1986). A: Finanzwissenschaft, Sozialpolitik.

Schweicher, Reinhard, 1937; Dr.phil.; Lehrbeauftragter für Sozialpädagogik an der Univ. Frankfurt/M. und der Fachhochschule Wiesbaden. V: *Philosophie und Wissenschaft bei Louis Althusser* (1980). A: Wissenschaftstheorie, Sozialplanung, Sozialpolitik.

Sölle, Dorothee: siehe *Argument* 155

Tropp, Marlies, M.A. Germanistik, Politik; ABM-Stelle in einer Kindertagesstätte. A: Deutsche Literaturwissenschaft, ästhetische Theorie, Frauenliteratur.

Weingarten, Michael: siehe *Argument* 155

Wessolleck, Winfried, 1950; Sozialwissenschaftler, Doktorand. V: *Die Ökologiebewegung* (1985). A: Arbeits- und Industriesoziologie, Theorie sozialer Bewegung, sozialwissenschaftliche Ökologie. M: GEW.

Wingenfeld, Klaus, M.A., Studium der Soziologie; z.Zt. arbeitslos. A: Ideologietheorie, Gewerkschaften, Neue Technologien. M: GEW.

JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

3 '86

Erfolgsbedingungen politischer Ökonomien

M.G. Schmidt: Vergleichende Analyse westlicher Industrieländer (1960-1985)

SWS-Meinungsprofile

Einschätzung der wirtschaftlichen Lage Österreichs 1975-1985

Umwelt und Wirtschaft 1982-1984

Österreichs Skandale im Spiegel der Meinungsforschung

»Atomspaltung« - vor und nach Tschernobyl

Privatwirtschaft / Gemeinwirtschaft

J.M. Bauer: Grenzverschiebungen zwischen öffentlicher und privater Wirtschaft in Österreich 1970-1985

Wahlforschung

E. Gehmacher/F. Birk/G. Ogris: Die Waldheim-Wahl

2 '86

Herrschaft(en) — die Klasse Klasse

H. Treiber: Obertanen

SWS-Meinungsprofile

Arbeitnehmerpräferenzen in den Staaten der europäischen Gemeinschaft 1985

Die Krise der verstaatlichten Industrie

Sozialwissenschaftliche Sprachforschung: Sprachbarrieren im Hörfunk

B. Lutz/Ruth Wodak: Information für Informierte

26. Jg. 1986

Im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Redaktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugereil. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft ÖS 95,-, DM 14,-, sfr. 14,-. Jahresabo: Einzelpersonen ÖS 300,-; für Lehrlinge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichtige ÖS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8b, 1090 Wien

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

3 '86

Wissenschaft & Literatur

F. Hitzer: Atomroulette

K. Konjetzky: Es genügt mir nicht, am Leben zu bleiben

O. Neumann: Ist Tschernobyl überall?

H. Stütz: Nach Tschernobyl

J. Stscherbak: Schmerz und Mut. Als Augenzeuge in Tschernobyl

H. Grill: WAAckersdorf ist überall

Wird man durch Schaden klug? Günter Herburger im Gespräch mit Friedrich Hitzer und Klaus Konjetzky

M. Springer: Natur / Literatur / Wissenschaft

J.-P. Stössel: Tage-Buch zu »Herz im Stress. Ein wissenschaftlicher Tatsachenroman«

H. Müller: Humanismus und Realismus im Atomzeitalter

A. Scheib: Mögliche Freundschaft. Zum 80. Geburtstag von Wolfgang Koeppen

G. di Ciriaco: Gramsci. Eine Annäherung

D. Arendt: Ein peinliches Kapitel Schulgeschichte. Die Lehrer als verdächtige Beamte

R. Albrecht: (W)Ende des neuen deutschen Kriminalromans. Literatur-soziologische Beobachtungen eines populären Genres

Hrsg. Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. — Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortl.), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. — Erscheint vierteljährlich, Einzelheft 8,50 DM, Jahresabo 32 DM, Studentenabo 27 DM. — Damnitz Verlag, Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40.

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

PÄDAGOGIK

betrifft: erziehung – Das Praxismagazin für Lehrer

8 '86

Gespräch zwischen Bruno Trentin und Peter Glotz: »Kampf für Arbeitszeitverkürzung ist zugleich Kampf für eine andere Arbeit«.

Nach Tschernobyl

F.W. Menne: Verlangsamung als Bedürfnis. Wider den manischen »Fortschritt«

J. Spangenberg: Umsteigen ins Einsteigen zum Aussteigen?

G.W. Sauer: Tschernobyl gegen Grundgesetz?

P. Modler: Die Angst vor der Bombe und die Bekehrung der Christen

M. Walsler: Meine Muse ist der Mangel

K. Fuchs: Atomare Abschreckung und die Europäische Verteidigungsinitiative

7 '86

Die Mitte Europas

F. Naumann: Mitteleuropa

P. Glotz: Deutsch-böhmische Kleinigkeiten oder: Abgerissene Gedanken über Mitteleuropa

G. Heimann: Die europäische Mitte und die Zukunft Berlins

D. Hoffmann-Axthelm: Geschichte ohne Ort und Schatten — Deutsches Historisches Museum in Berlin

H.-J. Vogel: Zum 80. Geburtstag von Herbert Wehner

B. Ecevit: Gastarbeiter als Wegbereiter für Veränderung, Fortschritt und Demokratisierung

33. Jg. 1986

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kuhn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 66,- DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2.

9 '86

Kinder-Literatur

Was schreiben Kinder in den besten Jahren?

Vor 50 Jahren. Bilder vom spanischen Bürgerkrieg

Kußverbot vom Direktor. Ein Mönchengladbacher Schulleiter und die Sexualität
Schule und Praxis

Heute Bettler, morgen König. Schüler spielen Theater

Was der Lehrer als Erzieher alles können muß

Schulanfang. Von Kindern, die auszogen, das Fürchten zu lernen — oder: »In die Schule geh' ich gern«

8 '86

Auto und Fernsehen: Objekte der Begierde

Kulturhistorische Gedanken zur Technologisierung von Mobilität und Kommunikation

See you later Alligator. Ruhrpott-Jugend in den 50ern

Sind wir so? Wie ein Schweizer Fotograf die Deutschen sah

Schule und Praxis

Hitchcock in der Grundschule. Ein Projekt gegen kindliche Ängste

Tod eines Mitschülers. Tagebuchaufzeichnungen einer Lehrerin

Wer bestimmt, was Erziehung ist? Gedanken eines Pendlers zwischen Schule und Seminar

1. Jg. 1986

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim. Redaktion Klaus Peter Creamer, Peter E. Kalb (verantwortlich). Einzelheft: 8,- DM, bei Bestellung direkt beim Verlag zuzüglich 1,- DM Versandkosten. Jahresabonnemnt 84,- DM inkl. MWST und Versandkosten

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND ÖKONOMIE IN DER DRITTEN WELT
PERIPHERIE

Forum theoretisch orientierter Analyse und
 Diskussion zu Fragen der Dritten Welt.

22 '86

Fordismus, Landwirtschaft, Modernisierung

S.A. Bunker: Zentralisierte Planung und die unbeabsichtigte Zerstörung lokaler Exportökonomien im brasilianischen Amazonasgebiet

U. Luig: Naturverständnis und Agrarproduktion. Zur Agrarkultur der Baule in der Elfenbeinküste des 19. Jahrhunderts

Th. Linck: Mechanisierung des Regenfeldbaus in Mexiko. Welches Gesellschaftsmodell soll man wählen?

Th. Hurtienne: Fordismus, Entwicklungstheorie und Dritte Welt

K. Kampeter: Fordismus in der Landwirtschaft. Technologische und gesellschaftliche Polarisierung als Kennzeichen gegenwärtiger Agrarentwicklung in der BRD und in Mexiko

S. Raasch: Frauenarbeit in der Bekleidungsproduktion: Veränderungen der internationalen Arbeitsteilung durch Einsatz neuer Technologien?

H. Elsenhans: Staatsklasse, Umverteilung und die Überwindung von Unterentwicklung (Replik auf W.Hein)

6. Jg. 1986

PSYCHOLOGIE HEUTE

9 '86

Lebenslägen

H. Ernst: Die Psychologie der Selbsttäuschung

Forschung

F.-Ch. Schubert: Traumwach im Schlaf

Geschlechter

M. Grabrucker: Wie man Mädchen wird

Medien

H. Krabbe: Hilfe oder Show

Essay

R. Warner: Harte Zeiten fördern Psychosen

Firmenkultur

O. Neuberger/A. Kompa: Macher, Gärtner, Krisenmanager

8 '86

Allergien

Ch. Grefe: Umwelt, Psyche und Allergien

Zukunft

Die letzte Warnung. »Wir müssen versuchen, uns selbst zu überleben« — Ein Gespräch mit Günther Anders

E.J. Sternglass/S. Bell: Die Kinder des atomaren Fallout

Psychotherapie heute

F. Lasogga: Gesprächstherapie: Ideologie statt Therapie?

Jugend-Ideale 86

G.v. Carnap: Frau ist schön und Mann ist stark

Firmenkultur

O. Neuberger/A. Kompa: Die Neurosen des Chefs

13. Jg. 1986

Herausgegeben von der »Wissenschaftlichen Vereinigung für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V.« - Redaktion: C. Dziobek, D. Haude, W. Hein (verantwortl.), R. Köbler, H. Lebold, I. Lenz, H. Meiber, Th. Mutter. - Erscheint vierteljährlich. - Einzelheft 9 DM, Jahresabo 30 DM, Förder-/Institutionsabo 60 DM. - Redaktion: c/o Institut für Soziologie, Bispinghof 5-6, 4400 Münster. - Verlag und Vertrieb: c/o FDCL, Im Mehringhof, Gneisenaustr. 2, D-1000 Berlin 61

Redaktion: Heiko Ernst (verantwortl.), Mario Damolin, Monica Moebius, Ursula Nuber; Redaktionsassistentin: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58 DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

psychosozial

Zeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychosozialer Konflikte
und Krankheiten

29 '86

Nach Tschernobyl - regiert wieder das Vergessen?

G. Anders: 10 Thesen zu Tschernobyl

H.-E. Richter: Archaische Ängste und die Schwierigkeit, sie politisch zu nutzen

Th. Bauriedl: Über die Verleugnung von Realität vor und nach Tschernobyl

W. Thiel/H.-J. Wirth: Über die Seele im Zeichen von Tschernobyl

T. Bastian/M. Hilgers: Die sozialmedizinischen Konsequenzen eines Reaktorunfalls - Angst, Ohnmacht, Gegenwehr

Th. Leithäuser: Problemverschiebungen von globalen Bedrohungen zu privaten Ängsten

N. Spangenberg: Hochtechnologie, Aggression und Narzißmus. Kulturkritische Betrachtungen nach Tschernobyl

M. Reimitz: »... und darum hasse ich diese Lethargie.« Gespräch mit einem 18jährigen Schüler

N. Spangenberg: Die psychische Verarbeitung des Gaus. Gespräche mit schwangeren Frauen und jungen Müttern

9. Jg. 1986

Herausgegeben von H. Becker, D. Beckmann, H. Friedrich, A. Kohl, A. Overbeck, H.E. Richter, H. Strotzka, A. Uchtenhagen, E. Ulich, J. Willi, H.-J. Wirth. — Erscheint in der Psychologie-Verlagsunion bei Beltz viermal im Jahr im Rowohlt Taschenbuch Verlag. — Redaktion psychosozial, Friedrichstr. 33, 63 Gießen

rote blätter

9 '86

Hochschule

Neue Phase der Bildungsreform?

Prof. Kriele

Südafrika / Nicaragua / Afghanistan

Südafrika: Traum von Freiheit

Nicaragua: Brigadetagebuch

Afghanistan-Reportage

V. Falin: Neues Denken

Kultur

WAA-Festival: Günter Wallraff, Wolf Maahn

7/8 '86

AKW's weltweit abschalten?

Report: Brokdorf & Wackersdorf

Im Gespräch: Steinhaus und Briefs

Skizze: Der weltweite Ausstieg

Interview: Falin und Tschasow

Frauen

Frauenstudien in Dortmund

Kultur

Im spanischen Bürgerkrieg

16. Jg. 1986

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, L. Janssen, V. Kissel, M. Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,- DM. Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Braunschweiger Straße 20, 4600 Dortmund.

TEXT+KRITIK



91 '86

Erich Fried

H. Heissenbüttel: Der Nenner: Unsere Sprache

A. von Bormann: »Ein Dichter, den Worte zusammenfügen«. Versöhnung von Rhetorik und Poesie bei Erich Fried

Th. Rothschild: Dialektische Denkbewegung in lyrischer Gestalt. Zu Erich Frieds Zyklus »Überlegungen«

J. Holzner: »Die Worte sind gefallen«. Notizen zu Paul Celan und Erich Fried

E. Fried: Genug getan

G. Lindemann: Anmerkungen zu Frieds Text »Genug getan«

W. Schmidt-Dengler: Durchgestrichen. Notizen zu Erich Frieds Kurzprosa

H. Bornebusch: Umschreiben des Unbeschreiblichen. Die Grenzen des Schreibens als Thema des Romans

K. Wagner: Ins Innere des Schreckens. Erich Frieds Roman »Ein Soldat und ein Mädchen«

V. Kaukoreit: Politische Tabuverletzungen. Erich Fried im Spiegel öffentlicher Auseinandersetzungen

K. Reichert: Die Herausforderung des Fremden. Erich Fried als Übersetzer

M. Hamburger: Schreiben ohne Anker. Notizen zu Erich Fried

G. Eisler: Londoner Erinnerungen

W. Schmied: Sieben Anmerkungen zu Erich Fried

17/18 '86

Kinder- und Jugendtheater

G. Eikenbusch: Wider undifferenzierter Rezeption. Das Kinder- und Jugendtheater der Weimarer Republik

S. Maier: Weltraum, Wut und Wassergeister. Theater mit den »neuen« Jugendlichen

H. Chiout: Selbstfindung oder Selbstzufriedenheit? Tendenzen und Grenzen des Schülertheaters

A. Bartram/J.-U. Rogge: Der Umgang von Kindern mit märchenhaft-phantastischen Stoffen

J. Richard: Schau-Raum, Aktions-Raum oder Lern-Raum? Zum Bau eines Theaterhauses für Kinder

P. Kastner: Voll auf der Rolle. Jugendliche in Berliner Theatern

M. Jahnke: Die Verdrängung des »Sozialen« auf dem Weg zur »Kunst«. Märchentheater zwischen Bettelheim und »Poesie«

W. Grote: das aller kleinste organon Zwischen Anspruch und Produktionszwängen: Gesprächsrunde zur Situation des Kinder- und Jugendtheaters in Baden-Württemberg

M. Groiss: Unterhaltung oder Erziehung? Marginalien zum Kinder- und Jugendfilm

H.-W. Nickel: Spiel, Realität, Erziehung. Theatre in Education in Großbritannien

V. Hagnell: Neues im Norden? Schwedisches Kindertheater zwischen Aufklärungsstücken und Märchenkonzeptionen

5. Jg. 1986

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Lauren, O. Lorenz. — Erscheint jährlich in 4 Hefen. — Abopreis 34,- DM zzgl. Versandkosten — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

Herausgeber: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. Redaktion: R. Bohn, B. Gruber, F. Iversen, U. Meyen-Skupin, E. Müller, P. Oltmanns, P. Roessler, R. Ruppert, G. Susen, E. Wack. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 8,- DM. Jahresabo incl. Versand: 32,- DM, Stud.-Abo 28,- DM. Redaktionsadresse: TheaterZeitschrift, Großbeerenstraße 13 A, 1000 Berlin 61

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

83 '86

Zeitfragen, Kommentare

U. Hülsmann: Gewaltbegriff und Demonstrationenfreiheit

A. Roßnagel: Kein Staat mit dem Atomstaat?

S. Ott: Bayerisches Sommertheater: WAAhnsinn total

H. Ballauf: Zur Menschenrechtspolitik der USA in Mittelamerika

Wende zur großen Koalition?

Th. Blanke: Kein Staat mit diesem Staat?

R. Surmann: Neokonservatismus. Ende des »politischen Mittelwegs«?

K. Hübner: Vom »Schmidtismus« zu den »Kohlonomics«? Eine Revue staatlicher Wirtschaftspolitik

J. Hoffmann: Die Wende vor der »Wende«. Industrielle Beziehungen im Wandel

G. Vobruba: Die neokonservative Konstellation der Sozialstaatskritik

R. Wortmann: Kontinuität in der Wende? Das Beispiel Entspannungspolitik

E. Riehle: Innere Sicherheit

M.Th. Greven: Die große Koalition — nur Schnee von gestern?

W.-D. Narr/K. Vack: Glotzt nicht so wahlromantisch!

Kritik

T. Schiller: Soziale Bewegungen in historischer Perspektive

25. Jg. 1986

Herausgegeben vom Vorgänge e.V. in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12,- DM (Doppelheft 18,- DM); Jahresabo 52,- DM zuzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Bräuhausstr. 2, 8000 München 2

WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

30 '86

Energie — Alternativen gesucht

H. Helmers: Die Wolke von Tschernobyl. Versuch einer Bilanz

R. Alvarez: Niedrigstrahlung. Zur Geschichte der Grenzwertdiskussion in den USA

H.G. Beyer/H. Gabler/E. Naumann: Solarenergie. Abschied von einem teuren Traum?

M. Nitsch: Sonnenenergie oder Kernenergie? Biotreibstoff als Ausstieg?

K.O. Henseling: Grundstoff: Giftgas. Die mittelbaren Risiken der Elektroenergie

E. Becker: Ökologie und Systemdenken

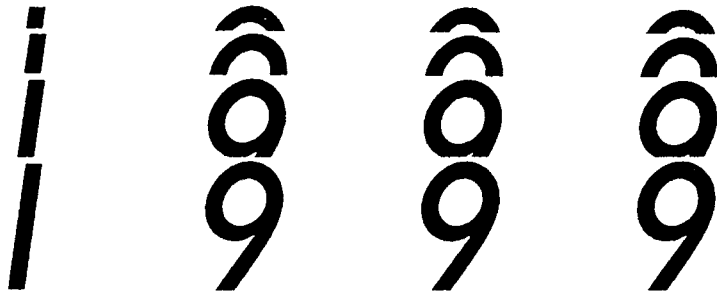
G. Corea: Das Manhattan-Projekt der Reproduktionstechnik

A. Idel: Zuchtziel: Milch. Wohin führen Fortpflanzungs- und Gentechniken bei Rindern?

J. Wieckmann: Erbsubstanz in der Rasterfahndung

8. Jg. 1986

Redaktion: Reinhard Behnisch (verantwortl.), Paula Bradish, Dagmar Kannes, Herbert Mehrrens, Ralph Ostermann, Franz Plich, Elvira Scheich, Rainer Schlag, Rainer Stange, Erich Tegeler, Ulrich Tietze. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 24 DM. — Verlag und Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61



Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 1/86

1 9 9 9 geht aus den »Mitteilungen« der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik hervor. Ihr erweiterter Themenkreis trägt der Umgründung dieser Dokumentationsstelle zur Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts Rechnung. Sie wird die verdrängte nationalsozialistische Vergangenheit erforschen, andererseits wird sie die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung mit zeitgeschichtlichen Zusammenhängen konfrontieren.

1 9 9 9 will dazu beitragen, den Rahmen hiesiger Zeitgeschichtsforschung zu sprengen. Sie wird sich der Aufklärung der internationalen Zusammenhänge widmen, in die der Nationalsozialismus hineinwirkte und bis heute hineinwirkt.

1 9 9 9 wird regelmäßig historische Dokumente und kritische Streitgespräche, unbekanntes Archivmaterialien und kritische Literaturübersichten veröffentlichen.

Inhalt 1. Jahrgang 1986, Heft 1:

Friederike Littmann Vom Notstand eines Haupttäters: Zwangsarbeit im Flick-Konzern

Dokument Atomtests und amerikanische Nuklearstrategie von 1947

Gerda Freise Die »Natur der Frau« und die Natur der Naturwissenschaften

Karl Heinz Roth Psychosomatische Medizin und »Euthanasie«: Die Verstrickungen des Viktor von Weizsäcker

Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts (vorderer: Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik) Laufgraben 37, 2000 Hamburg 13

Einzelheft: DM 12,--

Jahres-Abonnement: DM 40,--

ISBN 3-925007-38-5

★
**PSYCHOLOGIE &
GESELLSCHAFTS
KRITIK** 38



**Frauen &
Psychologie II**

INHALT

Barbara Renchkovsky Ashley/
David Ashley
Sexualität und Gewalt:
Der pornographische Körper als
Waffe gegen Erotik und Nähe

Annabel Faraday
Die Befreiung der Lesbenforschung
Rainer Adamaszek/Monika Adamaszek
„... nicht als Therapie möchte ich
Ihnen die Psychoanalyse empfehlen,
sondern wegen ihres Wahrheits-
gehaltes...“

Kritisches zu Freuds erstem psycho-
analytischen Fall „Dora“

Anita Nieder
Sind Frauen das unschuldige
Geschlecht?

Über die Ambivalenz
weiblicher Liebe

Eine psychologiekritische Zeitschrift für Psychologen, Pädagogen, Sozialwissen-
schaftler in Theorie und Praxis.

Einzelheft 9,- DM / Doppelheft 15,- DM / Jahresabonnement 28,- DM plus 3,20 DM
Porto / Studenten, Arbeitslose 23,- DM plus 3,20 DM Porto.

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder direkt bei der Redaktion der P & G, Bürger-
buschweg 47, D-2900 Oldenburg, Telefon (04 41) 6 41 26.

*We Were
So Beloved...*

*Manfred Kirchheimers Film
über die jüdischen Emigranten
in Washington Heights*

Format: 16mm, Farbe

USA 1986

Haben Opfer mehr Verständnis? Macht Erfahrung klug? Haben
Überlebende weniger Verpflichtungen, weil sie gelitten haben –
oder mehr Verpflichtungen, weil sie gerettet wurden? Was ist
die Funktion des Überlebens?

Zwischen 1933 und 1941 flohen Tausende von Juden aus Deutsch-
land nach Amerika. Seit Hitler waren sie zu einer rassistisch diskri-
minierten Minderheit geworden.

Brüder, Schwe-
stern und Eltern zurücklassend, schlossen sich über 20.000 jüdi-
sche Emigranten in Washington Heights, New York City zusam-
men. Und hier, während aus den Lagern die schlimmsten Berich-
te drangen, arbeiteten Viehhändler, Geschäftsleute und Professoren
gemeinsam am Aufbau einer neuen Gesellschaft. Washington
Heights wurde eine deutsch-jüdische Enklave und hieß bei den
dort lebenden Amerikanern 'das Vierte Reich'.

Der Film versucht anhand ihrer Lebensgeschichte herauszufinden,
zu welchen emotionalen und philosophischen Schlußfolgerungen
ihr Überleben geführt hat.

**zentral
film
verleih**

Filmhaus
Friedensallee 7
D-2000 Hamburg 50
Telefon 040/39 13 16

Sprach- und Literaturwissenschaft

Stephan, Inge, und Carl Pietzcke (Hrsg.): Frauensprache, Frauenliteratur? Für und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke (M. Tropp)..... 727
Cameron, Deborah: Feminism and Linguistic Theory (H. Kotthoff)..... 728
Moi, Toril: Sexual/Textual Politics: Feminist Literary Theory (H. Decke-Cornill)..... 729
Wright, Elizabeth: Psychoanalytic Criticism (U. Haselstein)..... 731

Kunst- und Kulturwissenschaft

Nagel, Ivan: Autonomie und Gnade. Über Mozarts Opern (D. Beckedorf/O. Hasselblatt)..... 733
Prieberg, Fred K.: Kraftprobe. Wilhelm Furtwängler im Dritten Reich (H. Parmentier)..... 734
Geissmar, Berta: Musik im Schatten der Politik (H. Parmentier)..... 734
Matzner, Joachim: Furtwängler (H. Parmentier)..... 734
Lammel, Inge: Arbeitermusik in Deutschland 1844-1945 (A. Dümling)..... 737
Projektgruppe Programmgeschichte: Zur Programmgeschichte des Weimarer Rundfunks (W. Faulstich)..... 738

Soziologie

Lévi-Strauss, Claude: Der Blick aus der Ferne (B. Klähn)..... 739
Lévi-Strauss, Claude: Eingelöste Versprechen (B. Klähn)..... 739
Lévi-Strauss, Claude: La potière jalouse (B. Klähn)..... 739
Helms, Hans G: Auf dem Weg zum Schrottplatz. Zum Städtebau in den USA und in Canada (R. Schweicher)..... 742
Novy, Klaus (Hrsg.): Wohnungswirtschaft jenseits reiner ökonomischer Theorie (J. Anthes)..... 743
Breckner, Ingrid: Wohnungsnot und Gewalt (D. Schubert)..... 744
Tichy, Marina: Alltag und Traum. Leben und Lektüre der Dienstmädchen im Wien um die Jahrhundertwende (V. Konieczka)..... 745
Walser, Karin: Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900 (V. Konieczka)..... 745

Erziehungswissenschaft

Stratmann, Karlwilhelm, und Anne Schlüter (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur Berufsbildung 1794-1869 (M. Kipp)..... 746
Schlüter, Anne, und Karlwilhelm Stratmann (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur betrieblichen Berufsbildung 1869-1918 (M. Kipp)..... 746
Bruchhäuser, Hans-Peter, und Antonius Lipsmeier (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur schulischen Berufsbildung 1869-1918 (M. Kipp)..... 746
Büchner, Peter: Einführung in die Soziologie der Erziehung und des Bildungswesens (G. Auernheimer)..... 748
Krieger, Wolfgang: Identität und Erziehung. Die Bedeutung von Identitätstheorien für die Pädagogik (A. Schäfer)..... 749
Lehmann, Thomas: Erziehungswissenschaft, Erziehungstheorie und Weltanschauung. Eine historisch-systematische Untersuchung zum Werk Rudolf Lochners (A. Schäfer)..... 751

Medizin

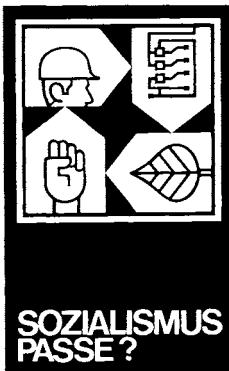
Göckenjan, Gerd: Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt (F. Schultz)..... 753
Efron, Edith: The Apocalypitics. Cancer and the big ly (D. Borgers)..... 754
Elling, Angela von, und Michael Wunder: Krebsregister (D. Borgers)..... 756
Wenzel, Eberhard (Hrsg.): Die Ökologie des Körpers (J.-U. Niehoff)..... 757
Pfleiderer, Beatrix, und Wolfgang Bichmann: Krankheit und Kultur. Eine Einführung in die Ethnomedizin (P. Schott-Milde)..... 758
Bagara, Sebastiano, Raffaello Misiiti, und Helmut Wintersberger (Hrsg.): Work and Health in the 1980s. Experience of Direct Workers' Participational Health (E. Göbel)..... 759
Rosenbrock, Rolf, und Friedrich Hauß (Hrsg.): Krankenkassen und Prävention (H. Reiners)..... 760

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Mahnkopf, Birgit: Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats (V. Gran-sow).....</i>	762
<i>Bestushew-Lada, Igor: Die Welt im Jahr 2000. Eine sowjetische Prognose für unsere Zu-kunft (G. Bachmann).....</i>	763
<i>Mayer-Tasch, Peter Cornelius: Aus dem Wörterbuch der Politischen Ökologie (W. Wes-soleck).....</i>	765
<i>Huber, Joseph: Die Regenbogen-Gesellschaft. Ökologie und Sozialpolitik (F. Schulz).....</i>	766
<i>Kück, Marlene: Neue Finanzierungsstrategien für selbstverwaltete Betriebe (F. Schulz)....</i>	767
<i>Kohl, Jürgen: Staatsentwicklung in Westeuropa. Analysen zur langfristigen Entwicklung der öffentlichen Finanzen (J. Schmid).....</i>	768
<i>Erd, Rainer (Hrsg.): Gespräche über Franz L. Neumann (G. Auernheimer).....</i>	769

**Heinrich Heine und das 19. Jahrhundert: Signaturen****Hrsg. von Rolf Hosfeld**

Im Mittelpunkt stehen die bisher meist vernachlässigten Texte zu Heines »Salon III«. Sie sind Produkte einer Wendezeit und stehen uns vielleicht deshalb heute so nahe wie noch vor zehn Jahren das Aufbruchspathos des »Wintermärchen«. Außerdem: Heine und Nietzsche; Heine und Wagner; Politisches Theater und karnevalistische Revolution. Die Autoren: B.Dedner, M.Espagne, R.Grimm, J.Hermand, R.Hosfeld, J.P. Levebvre, G.Oesterle, Ch.Trilse, H.Wecker
Literatur im historischen Prozeß 12, AS 124
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

**Sozialismus passé?****Hrsg. von Karl-Ernst Lohmann**

»Ein Band mit Kontroversen wie ich sie gerne in der taz gelesen hätte ... Ein anregendes Buch, gerade da, wo es den neuen common sense verletzt.« Arno Widman, taz. — Über grüne Technikkritik, Sozialismus und Automation (O. Ullrich / R. Nemitz), Gründe für den technologischen Immobilismus der realsozialistischen Ökonomien (K.-E. Lohmann / G. Heinsohn / O. Steiger) und ordnungspolitische Alternativen: Markt, Plan und informeller Sektor (E. Bergmann / D. Krischausky / R. Pfiem / K.G. Zinn).
Alternative Wirtschaftspolitik 7, AS 135
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Summaries

Frigga Haug: Perspectives of a Socialist Feminism

Frigga Haug gives an account of the history of the West German and the West Berlin women's movement from its origins to the expansion into various different projects. She describes how the movement split into an autonomous-feminist part and a socialist-feminist one. Their opposition blocks a possible »explosive effect« of the women's movement as a whole. Frigga Haug argues that the mutual dependence constitutes a revolutionary potential. We must not take it for granted that difference necessarily means split but we should instead fight for cooperation in spite of the differences.

Catherine Hoskyns: Women's Equality and the European Community

Over the past 15 years, there has been a steady development of legislation on the subject of women's right in employment at the level of the European Community and its member states. The author takes the Equal Treatment Directive of 1976 as a case study to illustrate how institutionalized capitalist patriarchy operates political processes. The Directive is based firmly on the concept of formal »equality«, i.e. aiming at the removal of all barriers which make it difficult for women to compete freely in the labour market. Although such a policy cannot in itself be a feminist objective, Hoskyns nevertheless argues in favour of more mobilization to interfere in the processes of drafting, negotiating, implementing and monitoring equality legislation. Favourable provisions can then turn laws into instruments that do not necessarily co-opt women but allow their »difference« to take effect.

Paola Piva and Chiara Ingrao: Women's Subjectivity, Union Power, and the Problem of Work

The authors re-examine the aims, difficulties and contradictions of an unprecedented project that was implemented in Italy in the 1970s. Women in the metal workers' trade unions established Women's Committees which were open for other women besides the metal workers: unemployed and housewives. The committees pursued a policy that did not separate labour and the home, but would, for instance, take domestic labour into consideration when negotiating working hours. Piva and Ingrao regard the project as an attempt to transcend the question of equality or difference and to bring specific experiences and feminist demands into the trade unions.

Dorothee Sölle: Women in Nicaragua

Dorothee Sölle's talks with Nicaraguan women show their day-to-day life between the scare of the Contras and the hope of a self-determined life. Although traditional divisions of labour are still largely valid, the women's self confidence has grown considerably. Projects initiated and supported by the state or initiated by the women themselves have been one factor for expanding the spheres in which the women are active.

Karl-Heinz Götz: The Master Conjuror. A Portrait of Jacques Lacan

This is a critical introduction to the almost inaccessible work of Jacques Lacan. It discusses the French psychoanalyst's work both in relation to his biography, which is very little known, and in relation to the thoughts that influenced him. The author also explains why Lacan's ideas have proved to be attractive in French intellectual life.

Dénes Némédi: Subject, Rationality and Social Order

The author reexamines an old sociological problem: the cohesion and the clash between the principles of the subjective rationality and the structure of society. After reviewing some important contributions to sociological action theory (Olson, Parsons, Bourdieu, Habermas) a contradictory result remains: we cannot give up the concept of rationality and rational actors but this concept is incompatible with the theoretical devices necessary for the understanding of the impersonal social processes. The author finds no solution: the language of actor and the language of structure are mutually incompatible yet we have to speak both. Maybe this is a solution.

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
- Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
- Berlin 12: Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
- Berlin 19: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
- Berlin 33: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8315089
- Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
- Berlin 62: Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel.: 030/784001
- Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266
- Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
- Duisburg: AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel.: 0203/25507
- Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
- Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303
- Fulda: Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung,
Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
- Hamburg: ARGUMENTE, Durchschnitt 21; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
- Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
- Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/1564
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
- Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
- Krefeld: Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel.: 02151/66842
- Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/6366
- München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/280952
- Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
- Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
- Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
- Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
- Wuppertal 1: Sisypfos — Der andere Buchladen, Friedrichstr. 1; Tel.: 0202/442036
- Schweiz
Bern: Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschgaugasse 7; Tel.: 01/2512674
- Österreich
Innsbruck: Buchhandlung Parnaß, Müllerstr. 6; Tel.: 05222/23980
Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221
Wien 10: Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel.: 0222/421234